Nekr
M
37u.a

Zentralbibliothek Zürich
ZM04152688

ZENTRALBIBLIOTHEK ZÜRICH

ZENTRALBIBLIOTHEK
ZÜRICH
ZÄHRINGERPLATZ 6

N.Z.Z.
Bd. 120
No. 320

truppen gemacht, der aus England nachgesandt werden. Es blieben dann noch $3^1/_2$ Bataillone Armee sind die Regimenter, ohne Rücksicht, ob es Dragoner, Ulanen oder Husaren seien, durch-

Die Geschäftsprüfungskommission des Kantonsrates hat ihren Bericht die Gemeindebehörden energischer durchgeführt werden. — Die Kommission wünscht, daß darauf Bedacht ge-

Feuilleton.

Aus der Biographie Conrad Ferdinand Meyers.

Von Adolf Frey.

Unausgesetzt thätig stellte Meyer 1882 das Manuskript der Gedichtsammlung druckfertig und machte sich dann an eine Novelle, worüber er am 8. März der Schwester schrieb: „Gearbeitet habe ich seither viel und ernsthaft, aber ziemlich langsam, da ich eben alle Aemter: Entwurf, Kritik, Vollendung besorge." Die Frucht der Arbeit war der „Page Leubelfing". Auch das Porträt von Mathilde Escher war schon fertig, als die Novelle im Sommer an Rodenberg abging.

Im März 1883 veröffentlichte er im „Magazin für die Litteratur des In- und Auslandes" ein Aufsätzchen „Gottfried Kinkel in der Schweiz", das, gleich gerecht gegen den Menschen wie gegen den Dichter, den letztern mit wenigen Strichen vorzüglich charakterisierte: „Kinkel war ein Geist aus der Familie des Ariost. Seine Freude an einem bald gelassen schlendernden, bald beschleunigten epischen Wanderschritt, der Wechsel von Pathos und flottem Fabulieren, die heitere Sinnlichkeit, die Verwandtschaft mit dem bildenden Künstler, das nicht empfundene Bedürfnis tieferen Charakterisierens, der durchsichtige, weder magere, noch überladene, in seiner Art untadelige Vortrag, sogar die betrachtende Einleitung jedes einzelnen Gesanges erinnern — versteht sich mit dem Unterschiede der deutschen und welschen Natur und der Energie der Begabung — an den großen Ferraresen."

Im April spendete er ein Hochzeitscarmen zur Vermählung seines Schwagers, im Mai ein Eröffnungsgedicht für die schweizerische Landesausstellung. Der Sommer reifte die ergreifendste seiner kleinen Erzählungen, „Die Leiden eines Knaben", worin er, mehr als selbst die Schwester ahnte, Stimmungen seiner gequälten Jugend durchblicken ließ. Dann rückte er mit seinem Verwandten, dem er „Die Leiden" und überhaupt seit einem Jahr alles diktiert, das Manuskript zur zweiten Auflage seiner Gedichte zurecht, schrieb für die „Deutsche Rundschau" das Lutherlied und schloß für sie die „Hochzeit des Mönchs" ab.

Auch sie bereitete ihm, wie der „Heilige", anfänglich allerlei Enttäuschungen, deren er sich nicht versah. An Luise von François, mit welcher er seit der ersten Jahreshälfte 1881 Briefe wechselte, sandte er das einzige Korrekturbogenexemplar. „Es hat auf sie einen wahrhaft abschreckenden Eindruck gemacht . . . ich fürchte, liebste Betsy", fügt er schalkhaft hinzu, „du hast mir diese Peinen und Plagen ein bißchen zugebetet, zu meiner Erziehung." (25. November 1883.) Seine Zürcher Freunde zogen sich vor dem „Mönche" zum Teil vorsichtig zurück und Kellers Lob schien ihm von fragwürdiger Echtheit: „Wie weit es Keller mit seinen Elogen ernst ist, weiß ich und vielleicht er selbst nicht recht. (10. Dezember 1883.) Um seine Absicht klar zu legen und einen Einwand der Schwester zu entkräften, schrieb er ihr im nämlichen Briefe: „Eine kleine Erwiderung: meine Fabel verlangt eine explosive Luft und unter Ezzelin war sie wohl so in Padua. Die „Ironie" (Vorweisung des poetischen Werkzeuges ꝛc.) soll allerdings mildern, ist aber zugleich ein untrüglicher Gradmesser der entfalteten Kraft, da sie (die Ironie) alles Schwächliche sofort umbringt. Dann schien mir, ein Dante müsse „erfinden", nicht erzählen." Schon vorher hatte er sich Wille gegenüber folgendermaßen geäußert: „Es ist die erste von drei Kaisernovellen, welche ich entworfen habe und sie hat — wenn ich mich nicht täusche, was auch möglich ist — einen größeren Stil als meine bisherigen Sachen . . . ich habe sie meinem Vetter sozusagen aus dem Stegreif in die Feder diktiert und bin selbst begierig zu betrachten, welch einem Ungeheuer ich das Leben gegeben habe." (13. November 1883.)

Noch vor Jahresschluß trat er an die magna peccatrix, die „Richterin", heran, von der es ihm damals deutlich wurde, daß er sie in eine sehr frühe und wilde Zeit setzen müsse.

Von den, wie er mir selber bezeugt, zahlreichen Metamorphosen, welche die „Richterin" durchlief, ist „Clara" die älteste greifbare und vermutlich die älteste überhaupt. Als ihn zwanzig Jahre nach diesem ersten Versuch die Hochzeitsreise nach Korsika führte, erschien ihm der halbwilde und an Besonderheiten reiche Inselboden als der richtige Untergrund für das Motiv; denn jene erwähnte, nie ausgeführte „korsische Novelle" enthielt nach der Mitteilung der Schwester die Keime zum entkutteten „Mönch" und zur „Richterin." Endlich verknüpfte er das Los der großen Frauenfigur mit der ihm stetig sympathischer werdenden des Hohenstaufen Friedrichs II. und zwar in einer Gestaltung, die jedenfalls der letzten unmittelbar voraufgeht: die Großen der Insel Sizilien, das ist der Inhalt, haben sich in eine gegen Friedrich gerichtete Verschwörung eingelassen, wofür sie nun, um sich von der Strafe loszukaufen, auf gewisse, bisher behauptete Rechte verzichten müssen. Nur Stemma, die Herzogin und Richterin von Enna, verweigert einen solchen Verzicht, weil sie an der Verschwörung nicht teilgenommen habe. Der Kaiser und sein Kanzler, Petrus Vinea, suchen auf anderem Wege zum Ziel zu kommen, indem sie auf die an einer Stelle dunkle Vergangenheit der Widerspenstigen zurückgreifen, auf den jähen und unaufgeklärten Tod ihres Gatten. Sie hoffen, eine Schuld der Herzogin aufzudecken und ihren Widerstand zu brechen. Hier endet der Entwurf, den Meyer aufbewahrte, wahrscheinlich wegen der sorgfältigen und ausgeführten Charakteristik des Staufers, die er in der damals bereits geplanten Novelle „Petrus Vinea" zu verwerten gedachte, welche den Konflikt zwischen dem Herrscher und seinem Kanzler zum Gegenstand haben sollte.

Auch jetzt, trotzdem er schon drei Decennien mit ihm gerungen, vermochte er den ungebärdigen Stoff der „Richterin" nicht zu bändigen, sondern gab ihn vorläufig wieder frei, nachdem er streng daran gearbeitet hatte, wie er im März 1884 der Schwester meldet. Er verfaßte zur Feier des 5. Mai, des Ankunftstages der reformierten Locarner in Zürich (1555), ein Gedicht, in der Einleitung den Vater erwähnend, der die Schicksale der um ihres Glaubens willen aus Locarno vertriebenen Anhänger der neuen Lehre geschildert hat:

Es war ein wolkenloser Maientag,
Die blaue Flut mir kühl zu Füßen lag
Ein blühnder Lindenbaum beschattet mich,
In meinem Buch ein Wind die Blätter strich;
Ich legt es sachte voller grünen Scheins
Auf das Gesims des morschen Mäuerleins.
Es ist mir über alle Drucke lieb
Und glaubenswürdig, weils der Vater schrieb.

Es handelt von der Locarnesen Wesen,
Sie ließen einen üpp'gen Garten liegen
Und haben sich den Wanderstab erlesen,
Mit dem sie Schnee und Alpen überstiegen . . .

In den Augusttagen 1884 besuchte ihn Luise von François in Kilchberg, die ihm als merkwürdige, sehr ausgeprägte Persönlichkeit erschien. Damals nahm ihn die fünfte Auflage des „Hutten" in Anspruch, die er sehr sorgfältig überging, alte Lesarten oft wieder zu Ehren ziehend; er beendigte ihn dann zu Richisau in der Sommerfrische, wie auch die Buchausgabe des „Mönch", deren Publikation er monatelang verschob, weil die Schöpfung in der Lesewelt eine gewisse Aufregung veranlaßt hatte, eher als Beifall und Sympathie, und weil der Dichter die öffentlichen Stimmen nicht schon wieder zu wecken begehrte; er war vorübergehend seinen eigenen Namen gründlich satt geworden, nachdem gegen den Jahresschluß 1883 in Neigung und Abneigung wieder so viel über ihn gedruckt worden war.

Noch in Richisau hatte er sich das Ziel gesteckt, am Dynasten zu arbeiten, sobald er nach Kilchberg zurückgekehrt sein würde; aber wieder stand er davon ab, um alle Kraft der „Richterin" zuzuwenden, über die er schon am 1. Mai 1884 an Wille geschrieben hatte: „Meine „Richterin" ist eine schwere Aufgabe, doch habe ich mich eingebissen und werde mich durchbeißen." Während des Winters 1884/85 saß er unermüdlich über der Arbeit und förderte sie im Frühling und Sommer so weit, daß das Manuskript fertig war, als er Ende Juli nach dem Splügen aufbrach.

In dieses Jahr 1885 fällt auch die zur Einweihung des von Natter geschaffenen Zwinglidenkmals gedichtete Festkantate:

. . . Du warfest die Körner und warfest sie weit
In die dunklen, die schwellenden Furchen der Zeit.
Du säest noch immer, du säest noch fort,
Es bleibt und gedeihet das göttliche Wort.
. . . Du hobst in des Münsters verdunkeltem Chor
Die Hände zu hellern Gebeten empor,
Du gabst für die künftgen Geschlechter dich dar,
Du bist unser Hauptmann, wir sind deine Schar.

Wieder trat die rätselhafte Gestalt des letzten Toggenburgers in den Vordergrund. „Jetzt zieh' ich", meldete er Mitte September 1885 dem Freund Wille, „die Grundlinien des Dynasten, zum Teil nach früheren Niederschriften. Sie erinnern sich vielleicht des letzten Toggenburg, welcher der Schweiz den Bürgerkrieg hinterließ. Der geschichtliche Rohstoff ist unermeßlich und schrecklich abstrus. Ich werde stark umbilden, die breite Romanform wählen und vor allem fleißig sein müssen." Aber im Frühjahr (März 1886) zweifelte er, „daß der Dynast das nächste das Licht Erblickende von mir sein wird. Die senile Leidenschaft der Habsucht zu schildern, komme ich immer noch früh genug. Ueberdies wird die Dramaversuchung immer stärker. Auch tentieren mich jetzt die größern ausländischen Stoffe viel mehr — es ist eine Art Reiselust."

Im Winter 1885/86 suchten ihn hartnäckige Halsaffektionen heim, die etwas Nichtendenwollendes hatten, das reizte und entmutigte. Mitte Januar 1886 geheilt, ging er sofort wieder an die Arbeit. Er feilte und änderte an „Engelberg", das in einer zweiten Auflage erschien. Im Sommer steuerte er zur Sempachfeier das herrliche, in Hunderttausenden von Exemplaren verbreitete Festgedicht bei.

Die Ritter standen eisern Speer an Speer,
Vor ihnen blutete das Hirtenheer,
Da rief ein Frommer: „Schreitet über mich!"
Sprang, stürzte, zwanzig Speere senkten sich,
Von zweier Arme Riesenkraft umfaßt,
Und knickten unter eines Mannes Last.
In wunde Stücke brach die Eisenwand,
Und durch die Lücke drang das Vaterland . . .

Und wieder, da der Sempachtag sich neut,
Umstehn wir unsern toten Helden heut,
Vom blühnden Thale bis zum ew'gen Eis
Allüberall ertönen Dank und Preis,
Und auf der Sehnsucht Windesflügeln eilt
Heim, heute heim, wer in der Fremde weilt;
In Nord und Süd, an aller Meere Strand
Ist jeder Schweizer heut im Vaterland.

Da liegt, der scheidend Weib und Kind umschlang
Und dann für uns in Todesspeere sprang.
Wir heben ihn aus dem Gefild der Schlacht,
Wir öffnen ihm die Vaterarme sacht,
Wir, seine Söhne, voller Schmerz und Lust,
Wir ziehen ihm die Spitzen aus der Brust,
Wir fühlen, was sein blutend Herz empfand:
Süß ist das Sterben für das Vaterland . . .

Im Frühjahr 1886 hatte er einen schon oft erwogenen Stoff vorgenommen: Die Aufhebung des Frauenklosters Königsfelden. Aber schließlich mußten die Nonnen dem Pescara weichen. Der Dichter teilte dem Freunde in Mariafeld über das Thema Pescara Folgendes mit: „Bis tief ins Frühjahr hinein hatte ich mit Rheumatismen zu thun, die nun gewichen sind, aber eine Erkältbarkeit zurückgelassen haben, mit der sich nicht wird scherzen lassen, wenn ich vor oder mit dem Jahre meine neueste Novelle beendigen will. Ein bedeutender Stoff, italienische Spätrenaissance (1525), an dem ich nicht begreife, daß man so lange vorbeigehen konnte. Hier wieder liegt das Drama so nahe, daß ich es nicht verschwöre, nicht jedoch ohne vorher das Thema in Novellenform durch die Rundschau verbreitet zu haben." (12. August 1886.) „Ich bin an meiner Renaissancenovelle und lege mir manche Entbehrung auf, um mich nicht zu zerstreuen." (15. November 1886) „Ich bin gegenwärtig mitten in meiner Novelle, wo es hoch hergeht, Kopf und Stimmung sind gut, aber der Hals, der Hals! von einer unglaublichen Erkältbarkeit." (23. November 1886). „Mein Pescara wächst, doch habe ich ihn vorsichtshalber erst zur Eröffnung des neuen Jahrgangs der Rundschau (Oktoberheft) versprochen. Es steckt viel Renaissance und noch einiges andere darinnen." (3. März 1887). Im April 1887 wünschte er zwei noch ungeschriebene Kapitel mit der Schwester zu besprechen, am 9. Mai schrieb er an Wille: „Ich vollende den Pescara, welchen ich voller behandelt habe als irgend etwas Früheres." Am 3. Juli war die Schöpfung fertig, „nach strenger Arbeit."

„Sie können sich denken", schrieb er mir Ende Oktober 1887, „mit welcher Freude ich meine Augen auf das entstehende Neue richte." Er fühlte sich in diesem Winteranfang behaglich, jedes frühe Einnachten und Lichteranzünden dünkte ihn ein Fest. Wenn ihm auch die vielen Briefe von Thoren und Thörinnen, die ihm der „Pescara" zuzog, den Geschmack an der Litteratur vorübergehend etwas verdarben, er freute sich seiner aparten Stoffe, die er noch im Vorrat hatte. Freilich erlebte er innerlich wieder unruhige Stunden. „Die Sache ist", bekennt er Ende November den Mariafelder Freunden, „daß mein Heinrich V. an mir zehrt und arbeitet und mir vorübergehend meine Gutmütigkeit raubte."

Doch nun verfiel seine dichterische Bethätigung einem Stillstand, der nur noch ein einziges Mal unterbrochen werden sollte.

Nekr M 37



Ausschnitte

betr. Conrad Ferd. Meyer

ARGUS SUISSE DE LA PRESSE
J. GRUNBERG & Cie
Schweizer Argus der Presse
GENÈVE — 23, Rue du Rhône, 23 — GENF
Adr. télégr. : Coupures Genève. — Téléphone 4005

Bureau de coupures de journaux sur tous sujets et personnalités.
Traductions en toutes langues. Travaux de rédaction.

Bureau für Zeitungsausschnitte, Personalnachrichten, Uebersetzungen.

CORRESPONDANTS : — VERTRETUNGEN :
Paris, Berlin, Vienne, Londres, Rome, Christiania, Buda-Pest, Boston, Amsterdam, New York, Mexico.

Journal : Neue Bünder Zeitung Chur

Adresse

Datum 29 NOV 1908

ZENTRALBIBLIOTHEK ZÜRICH

VOIR

Zum Gedächtnis von Conrad Ferdinand Meyer. Heute sind es zehn Jahre her, seit der Dichter des „Jürg Jenatsch" in seiner Villa am Zürichsee die Augen schloß. Mit ein paar Worten des großen Toten zu gedenken, ist eine Pflicht der Dankbarkeit. Conrad Ferdinand Meyer hat seinem Vaterland so viel Schönes und Edles gegeben, daß er Dankbarkeit verdient. Gerade der Kanton Graubünden, dessen „Jürg Jenatsch" er in so meisterhafter Weise künstlerische Form und Gestalt gab, darf sich dieser Pflicht nicht entziehen. In der deutschen Literatur steht heute Conrad Ferdinand Meyer unbestritten da als einer der größten Schriftsteller, den die Schweiz hat. Man nennt ihn neben Gottfried Keller; das will etwas heißen. Conrad Ferdinand Meyer hat seine literarische Tätigkeit als Mann der vierziger Jahre begonnen; seine erste größere Dichtung war „Huttens letzte Tage", seine letzte, „Angela Borgia", schrieb er, als er bereits die Siebenzig überschritten hatte. Alle seine Werke, vom kleinsten Gedicht bis zum umfangreichsten Roman, tragen den Stempel eines ausgereiften, klaren, edeln Charakters. Da ist kein geistiges Stammeln, wie man es heute leider so oft sehen muß; da findet man auch kein saloppes Umspringen mit der Form: künstlerisch ausgereift sowohl im Inhalt wie in Form ist das, was er der Oeffentlichkeit übergab. Von ihm gilt, was er vom Baumeister seines „Münsters" sagt:

„Da saß ich auf in langen Nächten,
Zur Linken standen mir und Rechten
Der Christ mit seiner Märt'rerschar,
Der Kaiser mit den Kronen gar,
Viel reine Frau'n und Helden gut,
Die nahmen mich in Zucht und Hut,
Wollt' ich in schwelgendes Verzieren,
In üppig Blattwerk mich verlieren
Und opfert's nicht mit keuschem Sinn
Dem Ganzen streng ich zu Gewinn,
Gleich schlug ein altes Heldenbild
Erzürnt an seinen eh'rnen Schild,

Den Finger hob, das Haupt von Licht
Umrahmt, ein Heil'ger: Tändle nicht!
Das Amt, das dir zu Lehen fiel,
Das ist ein Werk und ist kein Spiel!"

M ..... N° .....

ARGUS SUISSE DE LA PRESSE
J. GRUNBERG & Cie
Schweizer Argus der Presse
GENÈVE — 23, Rue du Rhône, 23 — GENF
Adr. télégr. : Coupures Genève. — Téléphone 4005

Bureau de coupures de journaux sur tous sujets et personnalités,
Traductions en toutes langues. Travaux de rédaction.

Bureau für Zeitungsausschnitte, Personalnachrichten, Uebersetzungen.

CORRESPONDANTS : — VERTRETUNGEN :
Paris, Berlin, Vienne, Londres, Rome, Christiania, Buda-Pest,
Boston, Amsterdam, New-York, Mexico.

Journal : Schweizer Bauer Bern
Adresse :
Date : 2 - DEC

ZENTRALBIBLIOTHEK ZÜRICH

VOIR AU VERSO

Zum zehnjährigen Todestage C. F. Meyers
28. November.

Firnelicht.

Wie pocht das Herz mir in der Brust
Trotz meiner jungen Wanderluſt,
Wann, heimgewendet, ich erſchaut'
Die Schneegebirge, ſüß umblaut,
Das große, ſtille Leuchten!

Ich atmet' eilig, wie auf Raub,
Der Märkte Dunſt, der Städte Staub,
Ich ſah den Kampf. Was ſageſt du,
Mein reines Firnelicht, dazu,
Du großes, ſtilles Leuchten?

Nie prahlt' ich mit der Heimat noch
Und liebe ſie von Herzen doch!
In meinem Weſen und Gedicht,
Allüberall iſt Firnelicht,
Das große, ſtille Leuchten.

Was kann ich für die Heimat tun,
Bevor ich geh' im Grabe ruhn?
Was geb ich, das dem Tod entflieht?
Vielleicht ein Wort, vielleicht ein Lied,
Ein kleines, ſtilles Leuchten!

C. F. Meyer, 1825—1898.

M ..... N° .....

ARGUS SUISSE DE LA PRESSE S.A.
Schweizer Argus der Presse A.G.
GENÈVE — 23, Rue du Rhône, 23 — GENF
Adr. télégr. : Coupures Genève. — Téléphone 4005

Bureau de coupures de journaux sur tous sujets et personnalités, Traductions en toutes langues. Travaux de rédaction.

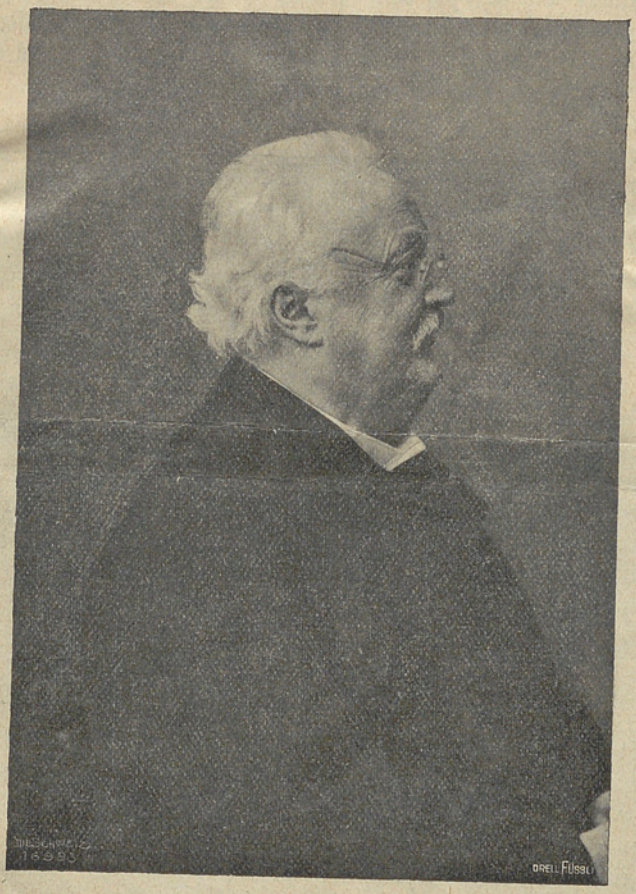
Bureau für Zeitungsausschnitte, Personalnachrichten, Uebersetzungen.

CORRESPONDANTS : — VERTRETUNGEN :
Paris, Berlin, Vienne, Londres, Milan, Christiania, Budapest. Boston, Amsterdam, New-York, Mexico.

Journal : Schweizerhüsli
Adresse :
Date : 6 - DEC 1908 Sils-Maria

ZENTRALBIBLIOTHEK ZÜRICH

VOIR AU VERSO



Conrad Ferdinand Meyer im 66. Lebensjahr (1891).
Aus Adolf Frey, Briefe Conrad Ferdinand Meyers, Bd. II.

M V

ARGUS SUISSE DE LA PRESSE S.A.
Schweizer Argus der Presse A.G.
GENÈVE — 23, Rue du Rhône, 23 — GENF
Adr. télégr. : Coupures Genève. — Téléphone 4005

Bureau de coupures de journaux sur tous sujets et personnalités, Traductions en toutes langues. Travaux de rédaction.

Bureau für Zeitungsausschnitte, Personalnachrichten, Uebersetzungen.

CORRESPONDANTS : — VERTRETUNGEN :
Paris, Berlin, Vienne, Londres, Milan, Christiania, Budapest, Boston, Amsterdam, New-York, Mexico.

ZENTRALBIBLIOTHEK ZÜRICH

Journal : Frankfurter Zeitung
Adresse : Frankfurt a/M.
Date : 28. NOV 1909 Nekr

= **[Ein unbekanntes Gedicht von C. F. Meyer.]** Das zweite Novemberheft der schweizerischen Zeitschrift Wissen und Leben, das Conrad Ferdinand Meyer gewidmet ist und aus Anlaß des kommenden 10. Todestages des Dichters (28. November) mancherlei Beiträge über ihn bringt, enthält auch ein fast unbekanntes Gelegenheitsgedicht des Schweizer Poeten. Es ist für eine Gedächtnisfeier zu Ehren von Ignaz Heim (1818 bis 1880) geschrieben, des volkstümlichen Chorkomponisten und eifrigen Sammlers von Liedern. Meyer erklärte sich auf Wunsch des Präsidenten des Männerchors Zürich sofort bereit, einen poetischen Epilog für die geplante Feier zu dichten, und schlug vor, das Volkslied selbst, in Gestalt eines schlichtgekleideten Mädchens, auftreten zu lassen, statt des üblichen Herrn in Frack und Glacés. So geschah es denn auch: Das „Lied" erschien auf der Bühne und sprach Meyers Gedicht. Wir geben aus dem schönen Poem folgende Verse wieder:

„Ich bin das Lied und fahre hoch und hell
Durch alles Land, der Lenz ist mein Gesell.
Ich bin der Lerchentriller tief im Blau'n.
Ich bin der Glockenschlag im Abendgrau'n.
Ich wand're mit dem Heerdgeläut vorbei
Langsam. Ich bin das Echo der Schalmei.

Ich bin das Klingen, das die Nacht durchzieht,
Die Seele der Natur, ich bin das Lied!

Mir angeboren ist der Freude Laut,
Auch dunkle Sehnsucht ist mir wohl vertraut,
Und bin ich schweren Mutes, bin ich bang,
Ist's wieder nur des Lebens Ueberdrang.
Ich bin ein tapfer unverzärtelt Kind,
In meinen Haaren spielt der Bergeswind;
Mein unbedacht und voll empfindend Herz
Erträgt die höchste Lust, den tiefsten Schmerz.

Doch bin ich nicht der Laut der Seele nur,
Und nicht allein die Sprache der Natur,
Ich bin der Ton, der Beide sie verbindet,
In Alm und Firn das Vaterland empfindet;
Ich bin das Heimweh — das die Heimat mißt,
Auch wenn sie nicht ein Land der Freien ist;
Doch ist sie durch das Blut der Väter frei,
Bin ich ein hell gejubelt Feldgeschrei!"

M ..... N° .....

ARGUS SUISSE DE LA PRESSE S.A.
Schweizer Argus der Presse A.G.
GENÈVE — 23, Rue du Rhône, 23 — GENF
Adr. télégr. : Coupures Genève. — Téléphone 4005

Bureau de coupures de journaux sur tous sujets et personnalités.
Traductions en toutes langues. Travaux de rédaction.

Bureau für Zeitungsausschnitte, Personalnachrichten, Uebersetzungen.

CORRESPONDANTS : — VERTRETUNGEN :
Paris, Berlin, Vienne, Londres, Milan, Christiania, Budapest.
Boston, Amsterdam, New-York, Mexico.

Journal : Neue Zürcher Zeitung
Adresse : Zürich
Date : 9 MAR 1909

VOIR AU VERSO

Note

Kleine Chronik.

— Im Briefwechsel Conrad Ferdinand Meyers mit François Wille, dessen Kenntnis wir der kostbaren Publikation Adolf Freys verdanken, finden wir auch zwei Billette des Dichters an Frau Eliza, die „verehrte Freundin". Das erste ist datiert vom 8. März 1887: „Eben habe ich die zweite Hälfte Ihres Wagnerartikels mit dem größten Vergnügen gelesen. Wenn mich in der ersten die geoffenbarte Faulheit Herweghs (als Repräsentant der Poeten) ein bißchen verdroß, so haben mich dafür die Briefe Wagners hingerissen. Das ist Genie (künstlerisches) mit seiner unglaublichen Elastizität und seinen Wiedergeburten, seiner edlen Art und verhältnismäßig unschuldigen Selbstsucht und mit einer unzerstörbar naiven und kindlichen Seite, neben sehr bewußten Absichten. . . . Der Artikel ist sehr hübsch, originell und ganz vorzüglich geschrieben. Immerhin sitzt unter der poetischen Decke ein festes Urteil." Das zweite vom selben Jahr, am 18. September geschrieben, lautet in der Hauptsache: „Lassen Sie mich an diesem himmlischen Morgen an Sie denken und an Ihren freundlichen Empfang in Mariafeld. Es war nicht allein der Augenblick, der mich bei unserm letzten Zusammensein beschäftigte, sondern die ganze große Summe der mit Ihnen Beiden langeher gelebten Stunden. Und in diesem weiten Sinne lassen Sie mich Ihnen die Hand bieten zu freundlichem Dank und bleibendem Bündnis."

M..... N°.....

ARGUS SUISSE de la PRESSE

J. GRUNBERG & Cie

Schweizer Argus der Presse

GENÈVE ~~~~ 5, rue du Mont-Blanc, 5 ~~~~ GENF

Adr. télégr.: Coupures Genève. Téléphone 4005

Bureau de coupures de journaux sur tous sujets et personnalités. Traductions en toutes langues. Travaux de rédaction.

Bureau für Zeitungsausschnitte, Personalnachrichten, Uebersetzungen.

CORRESPONDANTS: — VERTRETUNGEN:
Paris, Berlin, Vienne, Londres, Rome, Christiania, Buda-Pest, St-Pétersbourg, Amsterdam, New-York, Mexico.

Journal: Bündner Tageblatt

Adresse: Chur

Date: 15 JAN 1909

ZENTRALBIBLIOTHEK ZÜRICH

— **Notizen.**

: In einer flotten Studie schildert Hr. Prof. Dr. C. Camenisch in Basel die Beziehungen Conrad Ferdinand Meyer's zum Engadin von der Zeit an, da der 13jährige „Conrad" in Begleitung seines Vaters von Ragaz aus über Chur, Thusis, den Splügen nach Cläven und dann von da durch's Bergell ins herrliche Hochtal zog, bis in die Jahre, da der Dichter erst jeweilen mit seiner Schwester, dann mit seiner Gattin als treuer Stammgast sich zu längerem Aufenthalte einfand.

On traite à forfait, au mois, au trimestre, à l'année.
Zeit-Abonnements (1/4, 1/2, 1/1 Jahr) nach spezieller Vereinbarung.

ARGUS SUISSE DE LA PRESSE S. A.
Schweizer Argus der Presse A. G.
GENÈVE – GENF
Adr. Télégr.: Coupures Genève – Téléphone 4005

Bureau de coupures de journaux sur tous sujets et personnalités.
Traductions en toutes langues, Travaux de rédaction.
Bureau für Zeitungsausschnitte, Personalnachrichten, Uebersetzungen.

CORRESPONDANTS: – VERTRETUNGEN:
Paris, Berlin, Vienne, Londres, Rome, Christiania, Buda-Pest,
Boston, Amsterdam, New-York, Mexico.

Journal: Schweizer Hauszeitung
Adresse: Bellinzona
Date: 6 FEV 1909
Nekr M37

Conrad Ferdinand Meyer.

Erinnerungen von Ulrich Farner.

STADTBIBLIOTHEK ZÜRICH

I.

Am 28. November 1908 waren es just 10 Jahre, seit in dem prächtigen Patrizier- und Dichterhause auf Kilchbergs herrlichen Höhen der Tod hereintrat und unsern schweizerischen Goethe, dem Dichtergreise Conrad Ferdinand Meyer die Augen zudrückte. Es war der Erlöser Tod, der einem langen Leiden und geistiger Umnachtung ein Ziel setzte. Da zogen wir hinauf nach Kilchberg, begruben in feierlicher Weise den toten Leib, nicht aber den Dichter selber, denn er lebt fort in seinen wundervollen Werken. Hinter der idyllischen Kirche zu Kilchberg bezeichnet ein schwarzer Obelisk die letzte Ruhestätte des Vielgefeierten. Ich habe damals noch keine Ahnung gehabt, daß Kilchberg mir dereinst zur zweiten Heimat werden sollte; aber die unvergleichlich schöne Lage der an der Schattenhalde sich emporrankenden Ortschaft, all der Villenschmuck und die geradezu ergreifendschöne Aussicht von Kilchbergs Höhenwegen und vor allem aus das Dichterhaus mit den Pappeln und dem großen Park zogen mich schon vor Jahrzehnten sehr häufig an und gerne hätte ich mit dem kranken, greisen Dichter persönliche Bekanntschaft gemacht, allein die Nacht des Geistes hatte bereits ihre schwarzen Schatten über die Stirne des Lorbeergekrönten geworfen und es blieb mir nichts anders, als von innigem Mitleid und von tiefer Trauer ergriffen, den Kranken, der viel im Lehnstuhl auf der Veranda gesessen, heimlich zu betrachten.

— Und dann kam ein Wintertag und wir gaben dem Erlösten das letzte Ehrengeleite. Es war Ende November oder am ersten Dezembertag des Jahres 1899.

Etliche Jahre später kam ich zum erstenmal in persönliche Beziehungen zu Conrad Ferdinand Meyers Gattin und Tochter. Es war damals, da der deutsche Journalisten- und Schriftstellertag in Zürich stattgefunden. Das Organisationskomitee hatte beschlossen, es sei anläßlich des Festes ein Kranz am Dichtergrabe in Kilchberg niederzulegen und die bezügliche Delegation aus den Herren Oberst Wille, Dr. A. v. Politschek und meiner Wenigkeit bestimmt. Wir entledigten uns unserer Aufgabe und sprachen bei der Familie des Dichters vor. Lange saßen wir mit Frau Meyer in der Veranda, am gleichen Orte, da der Dichter in den letzten Monaten seines Lebens so viel gesessen, und ließen das Leben und Schaffen des Verstorbenen an unsern geistigen Augen vorüberziehen. Wir betraten das jetzt stille Gemach, in welchem C. F. Meyer so manch herrliches Werk seiner Muse geschaffen, das Studierzimmer, in welchem die Witwe voll Pietät alles sorgsamst so beläßt, wie alles war und lag und stand, da der Dichter zum letztenmale in dem Raume gearbeitet hatte.

Ueber C. F. Meyers Wirken schließe ich mich voll und ganz dem Urteile eines berufenen Meyer-Kritikers an, der darüber folgendes veröffentlicht hat:

„Conrad Ferdinand Meyer ist nicht so populär geworden wie sein Zeitgenosse Gottfried Keller, der zumeist in einem Atemzuge mit ihm genannt wird. Er hat auch seine Stoffe nicht aus der Tiefe des jetzigen Volkslebens geschöpft wie Jeremias Gotthelf, der scharfe Beobachter im bernischen Emmental. Nichts desto weniger darf ihn die Schweiz den ihrigen nennen, nicht bloß weil er ihr von Geburt angehörte und in seinem schönen Landsitz in Kilchberg bis an sein Ende verblieb, sondern auch deshalb, weil er namentlich in seinem Buch „Jürg Jenatsch“ eine stürmische Periode unserer Landesgeschichte poetisch verklärte und weil er überhaupt die literarische Bedeutung der Schweiz mit den eben genannten und anderen modernen Schriftstellern auch im Ausland zur Anerkennung und Geltung emporhob.

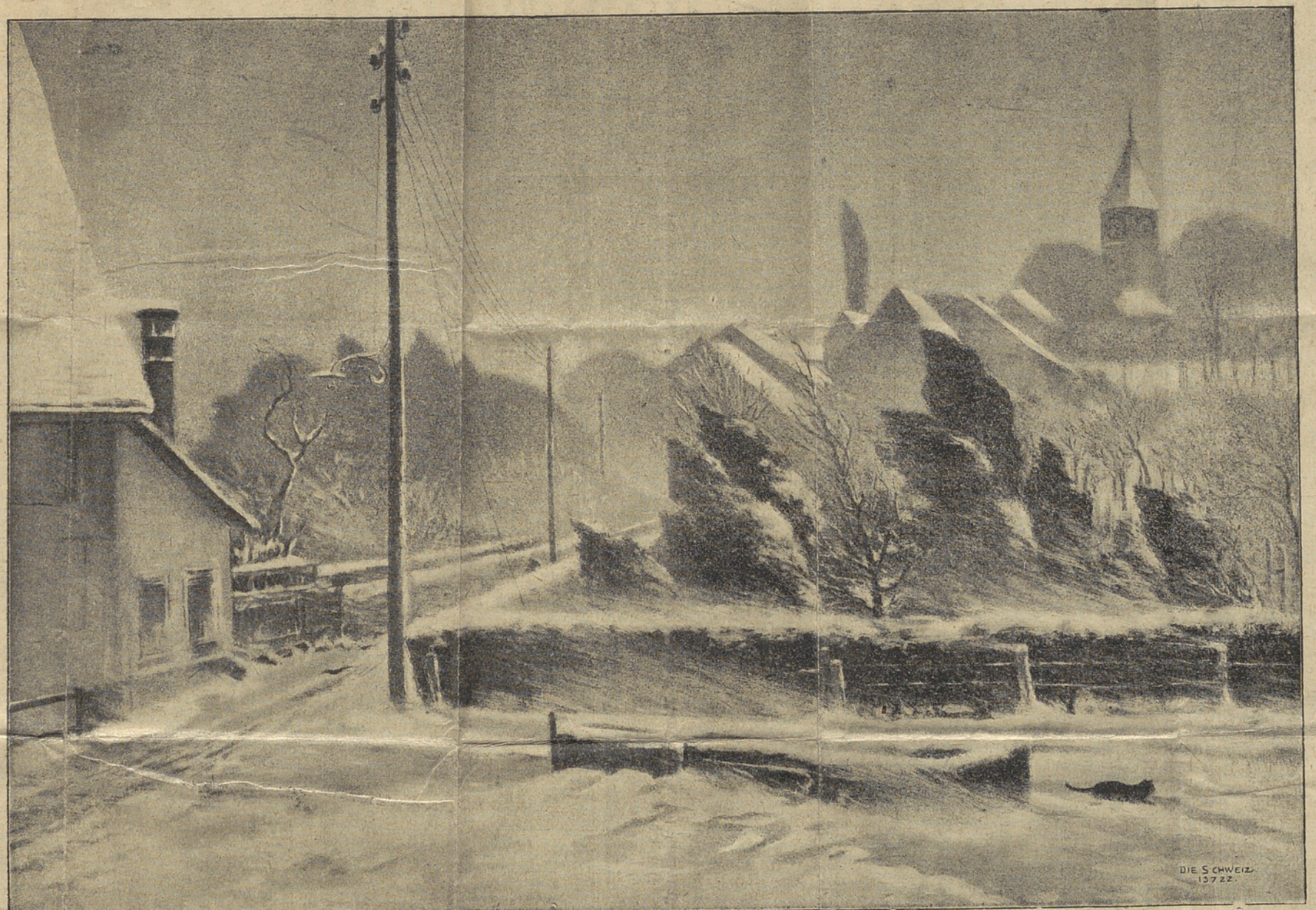
Conrad Ferdinand Meyer ist verhältnismäßig spät mit seinen Arbeiten an die Oeffentlichkeit getreten. Sogenannte Jugendwerke des im Jahre 1825 geborenen Dichters sind nicht vorhanden. Sein Grundsatz war: „Reif sein ist alles!“ und man darf ihm das Zeugnis ausstellen, daß alle seine Werke den Stempel dieses Wahlspruchs tragen. Sein erstes Buch „Balladen“ erschien 1867, seine „Romanzen und Bilder“ 1870, „Huttens letzte Tage“ 1871, der bedeutende Roman „Jürg Jenatsch“ 1876 usw. Seine schriftstellerische Tätigkeit entwickelte er also erst auf einer Altersstufe, die beispielsweise Schiller, der nur 46 Jahre alt wurde, kaum erreichte. Von seinen weiteren Schriften nennen wir noch außer seinen Gedichten „Die Hochzeit des Mönchs“, „Das Leiden eines Knaben“, „Die Richterin“, „Die Versuchung des Pescara“ und „Angelo Borgia“. Man könnte Conrad Ferdinand Meyer den Schriftsteller des sogenannten Cinquecento benennen, des 16. Jahrhunderts, jener Glanzperiode der italienischen Kunst und Literatur, eines Zeitraumes, der auch überreich war an politischen Wechselfällen. Aber es wäre falsch, ihn lediglich als einen Schriftsteller für die vornehme Welt anzusehen, denn in seinen Werken, insbesondere in seinen Gedichten, findet sich manche Perle volkstümlichen, köstlichen Humors. Wir erinnern nur an sein Gedicht von der päpstlichen Leibgarde:

„Doch werden wir an den Moneten gekürzt,
Wir kommen wie brüllende Löwen gestürzt.“

Seine Gedichte sind Meisterwerke in Form und Empfindung wie z. B. „Das große stille Leuchten“, „Der Pilgerim“ u. a.

Wohl am bekanntesten ist bei uns, wie oben bemerkt, sein Roman „Jürg Jenatsch“, worin er uns die kraftstrotzende Gestalt des Georg Jenatsch vor Augen rückt, der ursprünglich Theologie studierte und sich später vom „Prädikanten“ zum Kriegsmann und Diplomaten entwickelte, der 1621 das Haupt der spanisch-katholischen Richtung Pompejus Planta erschlug und der 1639 bei einem Bankett durch Mord aus dem Leben geschafft wurde.

Wenn wir den Anteil prüfen, den im 19. Jahrhundert die Schweiz an der Entwicklung und Bereicherung der deutschen Literatur genommen hat, so wird der Name Conrad Ferdinand Meyers unter den allerersten genannt werden; wir dürfen auch mit Genugtuung feststellen, daß ihm die warme und dankbare Anerkennung nicht vorenthalten wird, so weit die deutsche Zunge klingt. Zehn Jahre sind seit seinem Tode ins Land gegangen. Er soll nicht zu den Vergessenen gehören, und indem die Presse das Volk auf die geistigen Güter aufmerksam macht, und indem sie das Interesse daran weckt und erhält, erfüllt sie nicht bloß eine Pflicht der Dankbarkeit; sie genügt auch einer großen ethischen Aufgabe.“



Kilchberg bei Zürich im Winter.

† Conrad Ferdinand Meyers Heimat.

Neue Zürcher Zeitung

und schweizerisches Handelsblatt

Täglich 3 Ausgaben

Telephon: Sammelnummer 71.66
Redaktion 7100 - 7102, (nachts 7103).
Administration 6090, Expedition 6091.
Druckerei 3888, Falkenstr. 11.
Inseraten-Abtlg. 6093.

Abonnementspreise:

	1 Monat	3 Monate	6 Monate	12 Monate
Zürich bei der Administration oder Ablage abgeholt	Fr. 2.60	6.80	12.50	25.—
durch die Austräger ins Haus gebracht	„ 3.30	8.60	16.20	31.—
Schweiz Bestellung beim Postbureau	„ 3.90	9.—	16.50	32.—
mit Bezug unter Privatadresse (Streifband)	„ 4.—	11.50	22.50	44.—
Ausland, mit Bezug unter Privatadresse (Streifb.)	„ 6.50	18.—		

Bei den Postämtern kann abonniert werden: in Belgien, Deutschland, Frankreich, Italien, Oesterreich, Ungarn, Tschechoslowakei, Jugoslawien, Rumänien, Holland, Dänemark, Schweden, Norwegen usw. Die postamtlichen Abonnementspreise werden von den Postverwaltungen der vorgenannten Länder festgesetzt. Die Preise, die auf den Umrechnungskursen basieren, sind bei den Postämtern zu erfragen.

Insertionspreise: Die einspaltige Grundzeile 60 Rp., lokale Geschäftsempfehlungen 50 Rp., Anzeigen ausländischen Ursprungs 75 Rp., Reklamen per Zeile Fr. 2.50.

Unsere „Versorgungs"-Aemter.

Re. Der Wunsch im schweizerischen Publikum, die Bundesämter, welche heute noch irgend eine „Versorgungs"-Tätigkeit ausüben, möglichst bald in der Versenkung verschwinden zu sehen, ist wohl mächtig, aber die Lebenszähigkeit der Bureaukratie erweist sich auch hier wieder als weit mächtiger. Zwar können die Aemter ihre Notwendigkeit nicht mehr damit begründen, daß ohne sie die Landesversorgung gefährdet wäre, denn der private Handel vermöchte uns weit rascher und vor allen Dingen weit billiger zu versorgen. Die Aufgabe, die sich die Aemter heute stellen, ist für den Verbraucher eine bloß negative. In doppelter Hinsicht. Einmal besteht das bekannte Bestreben, auf Kosten des Preisabbaues die Defizite der bisherigen Einkaufstätigkeit der Aemter zu verringern, was in der jetzigen Wirtschaftslage als verfehlte Fiskalpolitik bezeichnet werden muß. Das gilt für die Getreide- und Zuckereinfuhrstellen. Anderseits haben sich die Aemter — und das gilt für die Stellen, welche sich mit Milchprodukten und Fleisch befassen — in Verkennung ihrer ursprünglichen Zweckbestimmung, die Aufgabe gestellt, die mit ihnen in der Zeit der Knappheit zusammenarbeitenden Händler- und Produzentenkreise vor dem Preisabbau zu schützen. Ob und in welchem Umfange es sich da um Versprechungen handelt, die in der Zeit abgegeben wurden, als man diese Kreise zu einer die Verbraucher nicht allzusehr brandschatzenden Preispolitik gewinnen mußte, entzieht sich unserer Kenntnis. Tatsache ist, daß jene Kreise ihren Wechsel prompt präsentierten, den Gegenwert für relativ schmerzlos bekundeten Gemeinsinn etwas ungestüm forderten und Tatsache ist ferner, daß sich die Aemter hier nur allzu willfährig gezeigt haben. Man hat den Eindruck, daß sie sich ihrer neuen, wohl etwas eigenherrlich angemaßten Aufgabe heute mit mindestens ebenso großem Eifer und Verständnis hingeben als ihrer eigentlichen Versorgungsaufgabe. Man kann über die Dankesschuld, die hier abzutragen ist, und auch darüber verschiedener Ansicht sein, was in der heutigen Lage als Schutz jener Kreise vor dem Preisabbau notwendig und angemessen ist. Darüber aber kann man kaum streiten, daß der Zustand, daß diese Aemter hierüber selbstherrlich urteilen und verfügen, auf die Dauer unerträglich ist. Die Demokratie muß wieder in ihre Rechte eingesetzt werden und Volk und Parlament müssen die Kontrolle über diese Dinge wieder mehr und mehr in die Hand bekommen. Wenn wir alle diese Aemter und ihren Einfluß auf die Marktgestaltung zusammenfassen, so ergibt sich, daß sie über die Preise aller wichtigen Nahrungsmittel verfügen (Brot, Zucker, Fleisch, Milch, Butter, Käse gleich rund 80 Prozent der Nahrungsausgaben des ganzen Volkes) und durch einen Komplex von Maßnahmen: Einfuhrverbote, Einfuhrkontingentierung unsere Lebenshaltung viel mehr verteuern, als dies der Zolltarif, von dem so viel Aufhebens gemacht wird, je vermöchte.

Welche Wirkung den Maßnahmen unserer „Versorgungsämter" zukommt, zeigt uns der Vergleich mit den Weltmarktpreisen, der in diesem Blatte schon öfters gezogen worden ist. Man braucht hiebei noch gar nicht auf die valutahabarierten Länder des nahen Ostens abzustellen; ein Vergleich mit Frankreich, England, Kanada usw. genügt, um zu zeigen, daß unser von Milch fließendes Alpenland teurere Butter, teurere Käse und teureres Fleisch hat als jene Länder. Wer glaubt, von diesem sehr hohen Preisschutz profitiere nur der Produzent, der lese doch einmal die verschiedenen Fachzeitungen. In der Fleischpreisfrage scheiden sich Metzger, Händler und Bauern, im Drange, ihr Gewissen zu beschwichtigen, die Schuld am mangelnden Preisabbau gegenseitig zu und bezichtigen sich sogar gelegentlich der Uebervorteilung und des wucherischen Geschäftsgebarens. Keiner will an den anerkannt zu hohen Fleischpreisen schuld sein. Wenn man die Sache richtig ansieht, ist es auch keiner. Schuld ist nur die Marktpolitik und die selbstherrliche Einfuhrreglementiererei der Aemter, welche die Profitjägerei auf Kosten der Verbraucher ermöglicht. So lange die Bundesverwaltung Arm in Arm mit Händlerkonzernen, Produzentenringen und sonstigen Monopolisten die Bedarfsdeckung studiert und „besorgt" und dabei immer für relative Knappheit sorgt, können wir trotz zeitweiliger Grenzöffnung für eine Lückenbüßereinfuhr noch lange auf normale Preisbedingungen hoffen. Wenn wir von Händlerkonzernen reden, so wollen wir gleich deutlich genug sein und sagen, daß wir in eine Landesversorgung ein recht geringes Zutrauen haben, die z. B. die Ein- und Ausfuhr von Vieh einem den protektionistischen Kreisen und dem Veterinäramt genehmen Monopolkonzern weitgehend anvertraut. Um kein Mißverständnis zu erwecken, sei hier beigefügt, daß die Nützlichkeit solcher Bevorzugung vom veterinärpolizeilichen, auch vom bequemen bureaukratischen Standpunkt aus nicht unverständlich erscheinen mag. Man will es nicht immer mit neuen Gesichtern zu tun haben, welche die „Bedürfnisse und das Wohl des Landes" nicht kennen. Weniger faßlich ist diese Nützlichkeit aber vom Konsumentenstandpunkt aus, denn ein Interesse an der preiswürdigen Versorgung braucht der Monopolkonzern nicht notwendigerweise zu haben.

Das in Produzenten- und Händlertrustpolitik verantwortungsfreudigste Amt ist entschieden das eidgenössische Veterinäramt, das wenigstens nicht den Anspruch erhebt, in Versorgungspolitik zu machen. Ihm gebührt das Verdienst, erkannt zu haben, daß der mögliche hermetische Abschluß der Grenze gegen die Einfuhr von Fleisch und Vieh die beste Gewähr für die Fernhaltung der Seuchengefahr bildet — ein wirksames Rezept, das wir auch aus der Offizin des Bauernverbandes kennen —, da bekanntlich die unvorsichtigen Tiere uns, das ebenso unvorsichtige Fleisch die gefährlicheren Verbreiter der Tierseuchen sind als die vorsichtigeren Menschen, was nicht hindert, daß die Seuche auf dem Schleichwege ins Land kommt. Am auffallendsten ist, daß die Verbreitungsgefahr durch Fleisch und Vieh, trotz Grenztierärzten, Desinfektionsanstalten und Grenzschlachthäusern usw. dann am größten ist, wenn die betreffende Fleischware jeweilen billiger zu werden beginnt. — Im Ernst: Kann sich das Veterinäramt nicht entschließen, endlich den allgemein erhobenen Vorwurf, daß es sich bei seinen Einfuhrbewilligungen nicht ausschließlich von seuchenpolizeilichen Notwendigkeiten leiten lasse, dadurch zu entkräften, daß es die Preisschutzpolitik endgültig andern Stellen überläßt, welche in Landesversorgungsfragen doch nicht bloß negative Aufgaben haben?

Sind wir zur Genüge mit animalischen Nahrungsmitteln versorgt, insbesondere mit Fleisch? Die Metzgerschaft erklärt rundweg: Nein! Die inländische Schlachtviehproduktion genüge dem Bedarfe bei weitem nicht.*) Von den Aemtern, Ernährungsamt und Veterinäramt wird das schlankweg bestritten. (Wiederum ist es das unvermeidliche Veterinäramt, das uns sagt, wie viel Fleisch wir zu essen nötig haben — natürlich aus seuchenpolizeilichen Gründen.) Unser Bedarf im Jahre 1920 hätte gerade drei Fünftel des vorkriegszeitlichen betragen. Die Landwirtschaft vermöge diesen Bedarf ohne Schwierigkeiten oder wesentliche Nachteile (für wen?) zu decken. Wer sagt uns denn, daß jener Bedarf von 1920 ein ausgeglichener war, ob wir damals nicht notwendigerweise mehr anderes gegessen haben als gerade das zu Apothekerpreisen ausgewogene Pfündlein Fleisch. Wir hätten also genug Fleisch in unserm Lande. Man wird aber fragen dürfen, warum denn der hohe Milchpreis und die Unmöglichkeit eines Preisabbaues mit der relativen Knappheit an fleischlichen Erzeugnissen begründet wird? Wir haben knappe Milch und auch nicht Ueberfluß an Käse — wenigstens kostet er noch ungefähr das Doppelte dessen, was der Kanadier, der Irländer und der Holländer für ihr nicht viel minderwertigeres Erzeugnis verlangen —, aber „genug Fleisch". Dann öffne man wenigstens die Grenzen für den Käse und die Butter, damit wir endlich die „Milchknappheit" und Milchteuerung los werden. „Ums Himmels willen," hören wir da die Käse-Union rufen — die zwar eben von knapper Käseproduktion und leeren Käsebrettern gesammert hat, weil man ihr von der Notwendigkeit einer Preisermäßigung sprach —, wir haben ja genug Käse, er ist ihr zuerst unsern guten (aber freilich etwas „räßen") Schweizerkäs —, und unser Milchamt wird verständnisvoll nicken.

So geht das mit dem Belehren und Orientieren des geduldigen, in diesen Dingen so einsichtslosen Publikums über Marktbedingungen und Bedürfnisse hin und her. Inzwischen martet der geduldige Verbraucher und mit ihm alle Kreise, welche auf den Rückgang der Lebens- und Produktionskosten harren und hoffen, vergeblich auf den Preisabbau. „Knappheit" an Milch, großer Einfuhrbedarf an Butter, kein Ueberfluß an Käse — aber „genug Fleisch", vollständig genug! Dabei hat der Viehstand von 1918 auf 1920 um genau 15 Prozent abgenommen, ist stark unter den Vorkriegsstand gesunken, und die Wohnbevölkerung hat inzwischen um einige Prozent zugenommen. Das ist der allseits erhoffte und dringend nötige, durch unsere Versorgungsämter so gründlich besorgte Preisabbau!

*) Der Metzgerschaft liegt natürlich nur eine Art der Bedarfsergänzung aus dem Auslande für nützlich an, nämlich durch Vieheinfuhr, was dem Veterinäramt gerade am wenigsten liegt. Einfuhr von Gefrierfleisch und die zweckmäßige Organisation der Verteilung dieser guten und billigen Ware findet bei ihr weniger Anklang. Begründet wird das dann meist damit, daß unser Verbraucher verschlecht sei und das Gefrierfleisch verschmähe. Aus dem Munde der Metzgerschaft und der sie hierin sekundierenden Produzenten und Viehhändler klingt das recht verständlich, aber das Publikum wird wohl weniger über das Gefrierfleisch die Nase rümpfen als über die verhältnismäßig hohen Preise, zu denen dieses billig importierte Erzeugnis etwa verkauft worden ist. Gibt man es angemessen billig ab, so wird es schlankweg Absatz finden.

Sidgenossenschaft.

Zur Revision des eidgenössischen Forstgesetzes. ag Der Vorstand der zürcherischen Bauernpartei hat eingehend über den Vorschlag des Bundesrates über die Revision des eidgenössischen Forstgesetzes beraten und beschlossen: Da für die Unterstellung der Nutzung der privaten Nichtschutzwaldungen unter die staatliche Kontrolle keine zwingenden Gründe vorliegen, müsse die durch den Bundesrat vorgeschlagene Anwendung von Art. 29 des eidgenössischen Forstgesetzes auf diese Privatwaldungen abgelehnt werden. Hingegen wäre einer Vorschrift zuzustimmen, welche die Durchführung von Kahlschlägen von einer Bewilligung der zuständigen Forstämter abhängig machen würde, die nur zu verweigern wäre, wenn durch den Kahlschlag benachbarte Waldbesitzer geschädigt oder die Wiederaufpflanzung erheblich erschwert wird. Der Schweizerische Bauernverband und die bäuerlichen Nationalräte des Kantons Zürich wurden eingeladen, im Sinne dieses Beschlusses zu wirken.

Kantone.

Zürich.

Kantonaler freisinniger Parteitag. Wir machen nochmals auf die Tagung der Freisinnigen heute Sonntag, nachmittags 2¼ Uhr in den Uebungsälen der Tonhalle in Zürich aufmerksam. Unsere Parteigenossen haben Stellung zu nehmen zu den kantonalen Vorlagen vom 11. Dezember, vor allen Dingen zu den beiden Steuergesetzinitiativen. Man wird am Parteitag vernehmen, von welcher Bedeutung diese beiden Initiativen nicht nur für den einzelnen sind, sondern namentlich auch für den Staat und die Gemeinden. Es ist sehr zu wünschen, daß die Stellung der Partei zu den Vorlagen durch eine möglichst stattliche Versammlung bestimmt werde.

Steuergesetzinitiative Berchtold. Herr Dr. jur. J. Berchtold in Zürich hat unlängst eine Broschüre erscheinen lassen, die den Titel führt: Zur Frage der Steuergesetzrevision des Kantons Zürich.*) Am 10. November hat sodann Herr Dr. Berchtold ein Initiativbegehren an den Kantonsrat gerichtet, das eine Auffassung des Art. 14 des Steuergesetzes vorsah (Steuerfreies Einkommen 1200 Fr., dazu 300 Fr. für jedes Kind und jede erwerbsunfähige Person, deren Unterhalt dem Steuerpflichtigen obliegt), neben beträchtlichen Abänderungen verschiedener anderer Paragraphen. Der Kantonsrat hat beschlossen, diese Initiative am 28. November materiell zu behandeln. Herr Dr. Berchtold hat daher unterm 23. November ein neues Schreiben an den Kantonsrat gerichtet, worin er seine Abänderungsvorschläge begründet. Es heißt darin zum Schluß: „Soweit meine Vorschläge eine erweiterte Revision des Steuergesetzes bedingen, sind sie ebenso zeitgemäß wie die bloße Gewährung von Steuerfreiheiten gegen; die vollständige Durchführung der ersten Steuereinschätzung abzuwarten, ist unnötig. — Die Sanierung der Staats- und Gemeindefinanzen wird allerdings voll erst erreicht werden, wenn die maßgebenden Organe den Mut finden, die in den letzten Jahren gewährten Besoldungserhöhungen auf das zuträgliche zeitgemäße Maß zurückzuführen und bei der Festsetzung der Besoldungen die den individuellen Leistungen der Funktionäre entsprechende Differenzierung eintreten zu lassen."

Solothurn.

Olten, 25. Nov. ag Der Voranschlag der Einwohnergemeinde Olten für das Jahr 1922 schließt bei 1,737,453 Fr. Einnahmen und 1,917,848 Fr. Ausgaben mit einem mutmaßlichen Defizit von 180,395 Fr. ab.

Tessin.

t. Die neue Verfassung, das Produkt monatelanger Beratungen des Verfassungsrates und der aufrichtigen Bemühungen kluger Politiker, ist im letzten Momente gescheitert. Mit 57 gegen 17 Stimmen — 10 Liberale und 7 Sozialisten — wurde (wie schon gemeldet) der fertige Entwurf in der Schlußabstimmung verworfen, nachdem vorher eine Einigung der verschiedenen Gegensätze ziemlich sicher erschienen war. Zu diesem Resultat hat einerseits der von den Sozialisten vorgeschlagene und zum Beschluß erhobene Antrag des Aus-

*) Buchdruckerei Geschwister Ziegler, Winterthur.

Feuilleton.

Ein Brief Conrad Ferdinand Meyers.

Den folgenden interessanten Brief soll kein weitschweifiger Kommentar überwuchern. Die Adressatin ist Emilie Ringseis in München, bekannt durch die Biographie ihres Vaters Professors J. H. v. Ringseis. Die Beziehung zu C. F. Meyer ergab sich wohl durch den zum Katholizismus übergetretenen Generalmajor Conrad Rüscheler, den Freund des Dichters, der uns vertraut ist aus Ad. Frens C. F. Meyer und auch aus dem Aufsatze K. E. Hoffmanns in der „Schweiz" (Jahrgang 1919, Aprilheft). Die nie gelöste, wohl zeitweilig gelockerte Freundschaft der durch ihre Weltanschauung getrennten Freunde spricht in diesem Briefe mit.

k.

Kilchberg-Zürich, 2. März 1883.

Mein verehrtestes Fräulein,

wahrhaftig, Sie beschämen mich mit Ihren freundlichen Zeilen für eine Gegengabe, welche ich gern — ginge es an — zu Ihrem persönlichen Gebrauch emendirt hätte. Da ich aber doch Ihr 1. Gedicht reciprociren wollte, blieb mir nichts als Freund Rüscheler zu bitten, Ihnen in meinem Namen ein Exemplar zu senden. Aus meinen Gedichten mache ich mir nichts, das ist die Wahrheit. Ihre Veröffentlichung war ein Abschluß, eine Erledigung, eine Leerung gewisser Mappen, welche sich nicht mehr füllen werden. Ich bin kein Lyriker. Meine Kraft liegt im Objektiven.

Wenn Sie wüßten, liebes Fräulein, wie unparteiisch (richtiger: parteilos), wie gerecht von Haus aus ich denke, ja von Kindesbeinen an gedacht habe! Auch meine Freundschaft zu C. Rüscheler war und ist (so lange er wenigstens will) eine rein persönliche. Seine politischen und religiösen Standpunkte nehme ich eben in den Kauf. (Was tut man nicht aus persönlicher Neigung.)

Eine äußerlich starke Stellung und Lebenskonsequenz (bei Ihnen die katholische, bei mir die protestantische frei konservativ) ist notwendig, will man wirken oder überhaupt nur anständig existieren. Aber diese Stellung läßt — ohne die geringste Unredlichkeit — einer tiefern Anschauung Raum, welche sich nur an das Zulängliche, nicht zu Leugnende, an die Grundkräfte (auf religiösem Boden z. B. Gerechtigkeit und Barmherzigkeit) hält. — Die Weltgeschichte ist doch wohl — außer in ihren wenigen Grundzügen — sehr zufällig und hätte sich hundertfach nuanciren können. Schluß: Wir müssen jedes tapfer auf seinem äußerlichen Posten stehen bleiben und innerlich unsere Aufmerksamkeit still betrachtend auf das Wesen der Dinge richten.

Auf die Biographie Ihres Herrn Vaters kann ich mich freuen. Das wird ein Stück Geschichte werden. Daß Sie, meine liebe Kollegin, die Poesie nicht vernachlässigen, für welche Sie so „zulänglich" begabt sind, wird sich lohnen, äußerlich und innerlich; denn wieviel, wie Schweres läßt sich mit der Poesie überwinden!

Ihr M

Dichternöte, ein Kasperlispiel.

E. K. Dichternöte oder wahrhaftige Tragikomödie und grauslichtes Martyrium der schweizerischen Schriftsteller. Ein Kasperlispiel mit vielem Fleiß erfunden und in Knittelverse gebracht von Robert Faesi und mit acht Holzschnitten ausstaffieret von Otto Baumberger. Dem Publiko einer löblichen Eidgenossenschaft zu wohlwollendem Vermerk und moralischer Nutzanwendung devotest anempfohlen.

Dies die Erläuterung des Titelblattes. Das Motto fehlt auch nicht: „Was ich hier sagte mit Humor, kommt leider im Leben — ohne vor." Der Humor ist also ein Entgegenkommen an die hohen Herrschaften. Und der Kalkül ist wohl nicht falsch, daß diese in sanfter Rührung den über dem Beutel so fest gehaltenen Daumen etwas lockern, denn sie werden doch nicht an dem grauslichen Martyrium der Schriftsteller nur ihr Gaudi haben wollen, ohne, was ihnen durch die Blume gesagt wird, ernster zu bedenken. Dieses leichtgekräuselte, scheinbar so nonchalante Verspiel ist ein ganzes Kunststück und sicher ein Dreiviertels-Kunstwerk; wie aber eine Dreiviertelsgeige schließlich doch eine Gäge ist, so ist auch dieses Spiel ein ganzes Werk, das famos die verhäkelten Wirtschaftsfragen des so problematischen Schriftstellerdaseins entwirrt. Und dies alles mit den Einfällen eines Dichters! Aber sehen wir zu, was alles in diesem Topfe schmort! Eine Dilettantin, eine Krähe, die sich eine Nachtigall wähnt, erscheint dem Dichter — statt der Muse. Der Teufel, Kunstverwertungsbetriebsagent, ein literarischer Kommis-Voyageur aus dem „Reich" kommt als „Besteller". Er gibt das Rezept für die gangbare Schweizerliteratur.

„Man nehme ein Kilo Nekytugend
Eine Liebesgeschichte, für die Jugend.
Sorgfältig abgesotten und rein,
Schlage Landschaftszauber drein,
Ein Viertel Freiheitskäs, drei Lot Gleichheitsschmalz,
Knet es mit Körnern von Mundartsalz.
Rühre das Ganze gehörig um,
Bis Glück und Tugend oben schwimmt,
Bestreu es mit pädagogischem Zimmt.
Wird lauwarm serviert und übergossen
Mit Morgenrot- oder Alpenglühnsaucen.
Jährlich stehts auf dem Lesertische
Als beliebtes Hors d'oeuvre zur Sommerfrische.

Aber der Teufel sagts, und der Dichter widersteht, sogar der Offerte für einen Seifenfabrikanten einen Roman zu schreiben:

Der Gegenstand ist delikat zu streifen,
Indem die Heldin ihre Lilienbüste
Mit seiner Marke pflegen müßte.

Dichter: Ihr seift mich ein — die Leser einzuseifen!
Teufel: Der Herr ist pathologisch peinlich!
Ist Seife nicht an sich schon reinlich?
Dichter: Ich will mit reiner Tinte schreiben,
Und eher als mit Dreck — laß ich es gänzlich bleiben."

Auf diese Weise sitzt nun allerdings der makellose Dichter — eben in der Tinte. Kasperl mahnt ihn allerdings an die wackere Ausübung eines Berufs.

schlusses des Religionsunterrichtes aus den Schulen und anderseits das von den Konservativen hartnäckig verfochtene, obwohl ganz unmögliche Wahlsystem für den Regierungsrat zur Hauptsache beigetragen. Nur dadurch war es möglich, daß sämtliche Konservative und ein Großteil der Liberalen sich unter die Verwerfenden begaben. Nach den gewaltigen Auslagen für Taggelder an die Mitglieder des Verfassungsrates ist dieses Resultat beschämend. Das kam auch sofort nach der Endabstimmung in der Hauptstadt zum Ausdruck, wo das Volk in schwarzgeränderten und mit Kraftausdrücken gespickten Manifesten seiner Entrüstung Luft machte und zur Beerdigung des gesamten Verfassungsrates einlud.

Für die auf schwachen Füßen stehenden Staatsfinanzen, die dringend einer Sanierung durch Sparmaßnahmen und Schaffung neuer Einnahmequellen bedurft hätten, ist dieser Ausgang besonders fatal. Es rächt sich eben, daß die Minderheitsparteien die von ihnen erzwungene Verfassungsrevision in erster Linie zur Erringung parteipolitischer Vorteile ausnützen wollten. Am Großen Rate liegt es nun, dieses dunkle Blatt in der tessinischen Geschichte durch die baldige Durchführung der dringenden Reformen auszumerzen zu suchen.

Bern.

Bern, 26. Nov. * Heute starb nach längerem Leiden im Alter von 57 Jahren Oberstdivisionär Schlapbach. Anfänglich Instruktionsoffizier der Infanterie trat Schlapbach bei der Einführung der Maschinengewehre ins Instruktionskorps der Kavallerie über. Bei dieser Waffe führte er namentlich die 4. Brigade. Während des Aktivdienstes kommandierte er längere Zeit die 4. Infanteriebrigade. Die Ernennung zum Kommandanten der 3. Division war im Januar 1919 erfolgt.

Stadt Zürich.

Hilfe für Rußland. In der heutigen Sitzung des Großen Stadtrates wird die Frage eines Beitrages der Stadt Zürich an das Schweizerische Rote Kreuz zugunsten einer Spitalexpedition nach Rußland erledigt werden. Sie wurde bekanntlich durch eine Motion des Kommunisten K. Wyß aufgeworfen, der einen Beitrag von 30,000 Fr. an das hungernde Rußland beantragte. Der Stadtrat, dem die Angelegenheit zur Prüfung und endgültigen Antragstellung überwiesen wurde, beantragt nun einen Beitrag von 5000 Franken zu verabfolgen. Zur Begründung führt er folgendes aus:

Nach der Ansicht der Direktion des Schweizerischen Roten Kreuzes kann eine Unterstützung der notleidenden Russen mit Geld oder Lebensmitteln nicht in Frage kommen, da die vorhandenen und noch zu beschaffenden Mittel hierfür zu gering wären. Auch müsse der im Volk herrschenden Befürchtung Rechnung getragen werden, daß für die richtige Verwendung von Geld und Lebensmittelspenden die nötigen Garantien nicht geboten wären. Anderseits hält es aber die Leitung des Schweizerischen Roten Kreuzes angesichts der allgemeinen wirksamen Anteilnahme und der vielfach riesigen Anstrengungen der Rotkreuzorganisation anderer Länder als selbstverständlich, daß das Schweizerische Rote Kreuz nicht allein müßig beiseite stehen dürfe. Nach eingehender Prüfung verschiedener Hilfsmöglichkeiten hat sie sich schließlich für die Organisation einer Spitalexpedition entschlossen. Ausschlaggebend war die Betrachtung, daß nicht nur Hunger und Unordnung das russische Volk und namentlich dessen Jugend unbarmherzig zugrunde richten, sondern mehr noch Seuchen und Krankheiten aller Art. Die Spitäler sind von allem entblößt. Das Schweizerische Rote Kreuz möchte eine Gruppe von Aerzten und Pflegepersonal mit dem nötigen Spitalmaterial nach Rußland schicken, um dort eines der bestehenden Spitäler für eine gewisse Zeitspanne zu übernehmen. Die Expedition wird unter der Oberaufsicht und unter dem Schutz des bekannten Generalkommissärs des Internationalen Roten Kreuzes, Dr. Frithjof Nansen, stehen.

Das ganze Unternehmen stellt sich nicht nur als eine Tat der Nächstenliebe dar, wie sie der Schweiz und dem Schweizervolk wohl ansteht, sondern darf auch als Maßnahme sanitärer Prophylaxis bewertet werden, indem die Schweiz mit den ihr zur Verfügung stehenden Mitteln dazu hilft, die Seuchengefahr, die von Rußland aus alle andern Länder und damit auch die Schweiz bedroht, einzudämmen. Das Hilfswerk wird deshalb zweifellos bei allen Bevölkerungskreisen eine günstige Aufnahme finden. Nachdem der Bund mit gutem Beispiel vorangehen will, werden auch die Kantone und Gemeinden einen Beitrag nicht versagen dürfen. Der Stadtrat glaubt es deshalb verantworten zu können, dem Großen Stadtrate die Gewährung eines Beitrages zu empfehlen. Mit Rücksicht darauf, daß der Bundesrat einen Beitrag von 100,000 Fr. vorsieht, erscheint angesichts der Knappheit der der Stadt zur Verfügung stehenden Mittel ein städtischer Beitrag von 5000 Fr. als angemessen.

Kraftwerk im Wäggital A.-G. ag Zu der Meldung über die Gründung der Aktiengesellschaft Kraftwerk Wäggital ist nachzutragen, daß dem Verwaltungsrat außer den genannten Herren auch Ständerat Dr. A. Ammann in Schaffhausen angehört.

Ausland.

Deutschland.

Zur Kreditaktion. Berlin, 26. Nov. ag Der Reparationsausschuß des Reichswirtschaftsrats beschäftigte sich am Freitag mit dem Kreditangebot der deutschen Industrie und sprach in einer Entschließung die Meinung aus, es sei unverzüglich die Durchführung der Kreditaktion in die Wege zu leiten, die eine Lebensnotwendigkeit für Deutschland sei. Entschlossene Maßnahmen gegen die Defizitwirtschaft im Innern des Reiches, besonders bei den Reichsverkehrsbetrieben, seien notwendig. Dagegen lehnte der Reparationsausschuß die Verquickung anderer als Bedingung gestellter Forderungen in der Frage der Kreditaktion ab.

Berlin, 26. Nov. ag (Wolff.) Wie der „Lokalanzeiger" aus Halle berichtet, ist ein Teil der Dozenten des Polytechnikums von Cöthen in den Streik getreten. Die streikenden Professoren halten seit Freitag keine Vorlesungen mehr. Der Streik richtet sich gegen den Rektor, Prof. Föhr, mit dessen Verhalten in der Frage der Verstaatlichung des Polytechnikums die Dozenten nicht einig gehen.

Oesterreich.

Wien, 26. Nov. ag (W. K.-B.) Infolge des bisher unausgetragenen Gegensatzes, der zwischen den Theaterdirektoren und den Schauspielern bezüglich der gestellten neuen Forderungen besteht, hat am Freitag ein teilweiser Schauspielerstreik eingesetzt. Die Schauspieler verlangen eine Mindestgage von 45,000 Kronen monatlich, während die Direktoren nur 30,000 Kronen bezahlen wollen.

England.

Eine Rede Asquiths. London, 26. Nov. N. K. Der Führer der liberalen unabhängigen Partei, Asquith, hielt gestern in Newcastle eine Rede, in welcher er den Standpunkt seiner Partei in der irischen Frage bekannt gab, und die großen Richtlinien seiner Politik der Oeffentlichkeit unterbreitete. Die unabhängigen Liberalen verlangen: 1. Die Revision des Versailler Vertrags, hauptsächlich was die Wiedergutmachung und die sonstigen Entschädigungen betrifft. 2. Die Annullierung der während des Krieges von den europäischen Mächten in England eingegangenen Schulden. 3. Die Aufhebung aller Zollschranken in England.

Italien.

Aus der Kammer. Mailand, 26. Nov. S. In der gestrigen Kammersitzung wurden nach kurzer Diskussion die Machtbefugnisse des Kriegskosten-Ausschusses erweitert. Der Ausschuß wird sich in Zukunft nicht nur mit der Ermittlung begangener Fehler und Vergehen befassen, sondern auch die Vollmacht besitzen, Schadenersatzforderungen zu stellen.

Der Zusammenschluß der beiden demokratischen Fraktionen der Kammer kann heute als vollzogen betrachtet werden. Durch die Fusion entsteht eine aus ungefähr 150 Abgeordneten bestehende demokratische Gruppe, zahlenmäßig die stärkste des Hauses. Von Fall zu Fall wird sie durch die Reformsozialisten verstärkt, die sich entgegen den gehegten Erwartungen nicht offiziell in die demokratische Fraktion aufnehmen ließen. Mit der zahlenmäßigen Bedeutung der demokratischen Gruppe allein ist es allerdings nicht getan. Da hinter ihr keine Partei mit einem festen, für die Abgeordneten verbindlichen Programm steht und die politischen Meinungen innerhalb der Fraktion weit auseinander gehen, steht die Fraktionsleitung vor der schwierigen Aufgabe, einen sehr losen Verband zusammenzuhalten. In den politischen Kreisen der Hauptstadt wird auch die Möglichkeit einer Fusion der Agrarier und Rechtsliberalen besprochen.

Mailand, 25. Nov. ag Die Agentur Stefani veröffentlicht folgende Mitteilung des Ministeriums für äußere Angelegenheiten: Die italienische und die französische Regierung haben ihre Ansichten über die Handelsbeziehungen zwischen den beiden Ländern, die bisher durch die Verträge von 1898 und 1917 geregelt waren, ausgetauscht und sind zum Schlusse gekommen, es sei so bald wie möglich ein provisorisches Abkommen zu schließen. Die endgültige Regelung der Handelsbeziehungen soll später getroffen werden. Wenn bis zum 1. Februar ein Vertrag nicht zustandekommt, bleibt das bisherige Regime gegen einmonatige Kündigungsfrist weiter in Kraft.

Rußland.

London, 26. Nov. N. K. Aus Reval wird Reuter gemeldet, daß laut Nachrichten aus Moskau die Räteregierung kürzlich durch ein Dekret die Gründung einer Staatsbank beschlossen hat. Gleichzeitig gab sie ihren Vertretern in Deutschland, Schweden, England, Lettland, Livland und Finnland die Ermächtigung, mit den Banken der genannten Länder Verträge abzuschließen, durch die die ausländischen Bankinstitute zu Korrespondenten der russischen Staatsbank ernannt werden.

Lettland.

Riga, 25 Nov. ag (Lett. Tel.-Ag.) Im Zusammenhang mit der Aushebung einer geheimen kommunistischen Organisation wurden fünf Eisenbahnwagen mit Kommunisten nach Sowjetrußland abgeschoben.

Südafrika.

Johannesburg, 25. Nov. ag (Havas.) In den königlichen Minen ist der Streik ausgebrochen. Die Minenkammer teilte den Arbeitern mit, daß alle Streikenden entlassen werden.

Die Washingtoner Konferenz.

Washington, 26. Nov. ag (Reuter.) Präsident Harding hofft, daß der gegenwärtig tagenden Abrüstungskonferenz weitere Konferenzen folgen werden, zu denen die Nationen ihre Vertreter entsenden, um die internationalen Fragen zu behandeln. Der Präsident erklärt, er habe bereits mit ausländischen Delegierten hierüber einen Meinungsaustausch gepflogen, die ihm versichert hätten, die Verwirklichung dieses Planes sei möglich.

Zum angeblichen Zwischenfall Schanzer-Briand

Mailand, 26. Nov. S. Der von der „Stampa" veröffentlichte Washingtoner Bericht über den angeblichen Zwischenfall Briand-Schanzer entstammt dem „Daily Telegraph". Die dem „Daily Telegraph" zugehenden Washingtoner Fabeltelegramme werden auf Grund eines Abkommens auch der „Stampa" übermittelt. Das heute vorliegende Material ermöglicht, den Tatbestand zu ermitteln. Der Dialog Briand-Schanzer, der die italienische Volksseele zum Kochen brachte, ist, wie auf den ersten Blick ersichtlich war, das Werk der Sensationsreportage. Ueber den genauen Wortlaut der Erklärungen Briands liegen allerdings keine Angaben vor. Es wäre nicht unmöglich, daß sich Briand einiger Ausdrücke bedient haben könnte, die, von Mund zu Mund gehend, schließlich unverantwortlich aufgebauscht wurden. Für diese Annahme spricht die auch aus den offiziösen Berichten ersichtliche Meinungsverschiedenheit in der Landrüstungsfrage. Aber selbst diese Möglichkeit angenommen, ist es ausgeschlossen, daß Briand in der Aufregung jene abfälligen Aeußerungen über das italienische Heer entfielen, die den Entrüstungssturm in Italien hervorriefen. Dagegen spricht schon die heute von Barzini ausdrücklich bestätigte Tatsache, daß Schanzer mit Briand vor dessen Abreise zusammen speiste. Nach Barzini war die Diskussion „weniger heftig als freimütig, korrekt, höflich und gemäßigt in der Form".

Außer dieser Feststellung liegt heute das offizielle französische Dementi vor, womit sich auch die Skeptiker begnügen dürften. Der französische Botschafter Barrere erschien gestern abend in der Konsulta, um sein Erstaunen und seinen Schmerz über die in Turin gegen das französische Generalkonsulat begangenen Exzesse zu äußern. Man verwies ihn auf die Erklärungen Della Torrettas im Parlament und auf den nicht italienischen Ursprung des als Ursache anzusehenden Zeitungsberichtes. Einige Blätter stellen eine auffallende Aehnlichkeit des im „Daily Telegraph" und im „Echo de Paris" erschienenen Berichts über den angeblichen Zwischenfall fest. Sie vermuten auf Grund dieses Symptoms als Urheber den nach Washington gereisten Sonderberichterstatter des „Echo de Paris", Pertinax. Man hält es für möglich, daß Pertinax von einer Briand befreundeten Persönlichkeit tendenziös informiert wurde, um zu verhindern, daß das Landrüstungsproblem nach der Abreise Briands nochmals diskutiert werde.

Außer in Turin, Genua und Venedig haben auch in Padua und Bologna und Neapel frankreichfeindliche Kundgebungen stattgefunden. Sie sind der Ausdruck der schon lange bestehenden Mißstimmung gegen die französische Politik und werden sogar im „Secolo" als das charakterisiert. Das Blatt spricht von einem enormen Eindruck in den politischen Kreisen. Die Erklärung Della Torrettas habe die Kammer kalt gelassen. Der Eindruck, daß etwas wahres an der Sache sei, habe aufnahmefähigen Boden gefunden. Die Leichtgläubigkeit, mit der eine derartige Nachricht aufgenommen wurde, sei nur verständlich durch die üble französische Politik, die die Sympathien, die das französische Volk während des Krieges in Italien besaß, rasch zerstörte. Ueber die dem Zwischenfall zugrunde liegenden tieferen Ursachen schreibt der „Secolo": „Zwischen der italienischen und französischen These, das ist kein Geheimnis, besteht ein Gegensatz. Frankreich wandelt, wir haben es immer gesagt, auf schlimmen Wegen. Mit den von der französischen Diplomatie und dem französischen Volk angewandten Mitteln wird dem Frieden nicht gedient."

Der „Corriere della Sera" greift auf die Politik Clemenceaus zurück und verweist auf die unterschiedliche Haltung, die Frankreich und Italien dem Friedens- und Abrüstungsprogramm gegenüber einnehmen. Als Verfasser des im „Daily Telegraph" und in der „Stampa" erschienen Berichtes nennt die „Stampa" Oberst Repington. Gestützt auf dessen journalistischen Kredit bezeichnete das Blatt weitere öffentliche Erklärungen als wünschenswert. Luigi Campolonghi verweist im „Secolo" auf Pertinax, mit der Bemerkung, daß dieser zu den ausgesprochenen Gegnern der Politik Briands gehöre.

Saargebiet.

Saarbrücken, 25. Nov. ag (Wolff.) Gemäß einer Verfügung der Regierungskommission gilt ab 1. April 1922 für die Volksschulen des Saargebietes der obligatorische französische Unterricht. Die „Saarbrücker Zeitung" schreibt dazu: Wir stellen vor dem Völkerbund, der Welt und der Geschichte fest, daß der Eingriff der Regierungskommission in das Schulwesen ein eklatanter Bruch des Friedensvertrages von Versailles ist, ganz zu schweigen von den hohen Grundsätzen, die die Kommission als Treuhänder des Völkerbundes in der Verwaltung auszudrücken hätte.

Lokales.

Vortragschronik. (Eing.) Im Verein mit der schweizerischen Kommission für Kinoreform veranstaltet der Staatsbürgerkurs Montag den 28 November, abends 8 Uhr, im großen Saale des Glockenhofes einen Filmabend aus dem Alpenleben der Pfadfinder; die zwei zur Vorführung gelangenden Filme werden von Jugendsekretär Pfarrer Ansteín erläutert werden. Der Abend ist öffentlich.

Theater. Spielplan des Stadttheaters vom 27. November bis 4. Dezember. Sonntagnachmittag (3): „Die Csárdásfürstin". Sonntagabend: Gastspiel Idalice Anrig: „Mignon". Montag: Wohltätigkeitskonzert unter Mitwirkung der Damen Anrig und Dart, der Herren Hirzel und Denzler, sowie Maestro Battistinis zugunsten des Pensions- und Hilfsfonds des Stadttheaters (Stiftung) und der Zürcher Arbeitslosen. (Opernpreise.) Mittwoch: Gastspiel Idalice Anrig: „Mignon". Abonn. Donnerstag: Gastspiel Hirzel: „Der Troubadour". Freitag: Zum ersten Male: „Ritter Blaubart", Märchenoper von E. N. von Reznicek. Abonn. Samstag: „Meine Frau, die Hofschauspielerin", Lustspiel von A. Möller und L. Sachs. Vorstellung zu ermäßigten Preisen, gespielt vom Ensemble des Schauspielhauses. Sonntagnachmittag (3): „Ritter Blaubart". Sonntagabend: „Die Csárdásfürstin".

Spielplan des Schauspielhauses vom 26. November bis 3. Dezember. Samstag: Erstaufführungen „Prometheus" von W. v. Goethe; hierauf „Leonce und Lena", Lustspiel in drei Akten von Georg Büchner. Musik von Hans Felmoli. Sonntagnachmittag (3½): Vorstellung des Dramatischen Vereins Zürich zu ermäßigten Preisen „Läbedi Bilder". Sonntagabend: „Bettinas Verlobung", Lustspiel von Leo Lenz. Montag: „Meine Frau, die Hofschauspielerin" von Alfred Möller und Lothar Sachs. Dienstag: Vorstellung des Dramatischen Vereins Zürich „Läbedi Bilder". Mittwoch: „Prometheus"; hierauf „Leonce und Lena". Donnerstag: „Maria Magdalena" von Friedrich Hebbel. Freitag: „Prometheus"; hierauf „Leonce und Lena". Samstag: Vorstellung des Dramatischen Vereins Zürich „Läbedi Bilder"; im Stadttheater zu ermäßigten Preisen „Meine Frau, die Hofschauspielerin".

Verhaftung eines Studenten. ag Auf Grund verschiedener Strafklagen wegen Betruges in einem 25,000 Franken übersteigenden Gesamtbetrag erfolgte in Zürich 4 die Festnahme eines jungen Theologen. Er hatte es verstanden, unter falschen Vorgaben sich Darlehen zu verschaffen in großen Beträgen, richtete sich einen Rennstall ein und begann, einen schwunghaften Pferdehandel zu betreiben. Da er aber von diesem Fach offensichtlich wenig genug verstand, hat das Betreibungsamt in kurzer Zeit Hand auf

---

Aber wer will ihn? Auf einem Bureau? Im Kontor? „Auch argwöhnt jeder, selbst in Bilanzen. Täten wir die blaue Blume verspinnen." Kasperl ist allerdings in der Literaturgeschichte nicht ganz durch — wie sollte er auch? — um immerhin pädagogisch auszuschweifen und hinzuweisen, daß sehr viele Dichter unter das Joch des Berufes sich beugten, um eben ihren edelsten Beruf nicht zu einem Wirtschaftsgewerbe zu machen. Weiter! Kasperl geht für den Dichter auf die Redaktion; auf den Redaktor ist er geladen. Der Redaktor, selber ein armer Wurm, stöhnt und bricht in Weinkrampf aus:

Papier ist Brot, Druckerschwärze ist Suppe
Schlagen Sie mich ruhig tot, es ist mir schnuppe!

Karsperl gerührt: Kann dich grün und blau zu schlagen,
Und kann dir mein Mitleid nicht versagen.

Redaktor: Bitte kurz. Leider nicht Zeit, mich bedauern zu lassen,
Das Abendblatt... muß drei Kritiken verfassen..."

Und was sagen Sie zu dem folgenden Gespräch? Kasperl verhandelt mit dem deutschen Verleger. Der Verleger rechnet ihm 3000 Mark Gewinn vor. Kasperl antwortet:

Sie sind ein Spasser!
Dreitausend Mark sind einhundert Franken.

Verleger: Das kann sich ändern, die Kurse schwanken.

Oh des prophetischen Verlegergemütes! Kasperli, Kasperli, 3000 Mark sind kaum mehr 60 Fränkli! Die Resultate Kasperls beim Philister, dem Geisteshunger erst noch Wurst ist (der Materialist!), sind so himmeltraurig, daß ich mein Haupt verhülle. Aber die Schwursinger erhebe ich für die Wahrheit des Gesagten. Alle diese Erfahrungen ermächtigen schließlich Kasperl zu einer Rede an die Nation — für die Mobilisation der Kräfte zugunsten der Dichter:

Hochverehrtes Publikum!
Ich trete vor dich mit tiefem Verbeugen;
Bleiben die Weisen und Großen stumm,
Fängt Kasperl an für den Geist zu zeugen.
Wenn ihr mich 'nen Narren für Kinder heißt:
Kinder und Narren sprechen bekanntlich
Die Wahrheit. Wahrheit ist: der Geist
Leidet heute Not. Drum helft mir handlich.

Handlich! Ein schönes Wort. Bei Schiller sagt es Tell, der ja stets zur Tat bereit ist. Und im „Schweizerdeutschen Idiotikon", das ich zu Ehren des braven Kasperl aufschlage, finde ich, daß es die Bedeutung „gefällig", „rührig", „behende", „hurtig", „üfig" hat. Also heißt das, wir sollen die Hand auftun, und zwar hurtig und rührig, um uns die über ihren Zweck hinaus ergötzliche und doch grundernste Schrift zu eigen zu machen. Das brillant ausgestattete „Kasperlispiel" mit den ebenso einprägsamen und beredten Holzschnitten von O. Baumberger — buchtechnisch eine Leistung — kommt der Werbebelebungskasse des Schriftsteller-Vereins zugute. Das fromme Sprüchlein, die Schrift unter den Tannenbaum zu legen sei zwar nicht unterlassen, aber zu diesem geistreichen Einfall Rob. Faesis habe ich das Vertrauen, daß die literaturfreundlichen Kreise unserer Stadt nicht zuwarten, bis die Schrift vergriffen ist. Sie wird wie warme Semmeln weggehen. Verehrteste! Am Montagmorgen den Telephonhörer an Ihre Ohrmuschel! Schultheß u. Cie. (Zürich) oder einer andern Buchhandlung wird Ihr Wille Gebot sein. Vergessen Sie es nicht, und noch weniger Sie, verehrter Freund des Humors. Sollten Sie enttäuscht sein, so zahle ich Ihnen bar die Auslagen. Und handlich noch einen Batzen dazu!

Kleine Chronik.

Reznicels Oper „Ritter Blaubart", deren Zürcher Erstaufführung am nächsten Freitag stattfindet, wird am Montag in einem Vortrag des Theater-Vereins von Dr. Leopold Schmidt (Berlin) besprochen. Es mag in diesem Zusammenhang interessieren, daß aus der Feder Dr. Schmidts (dessen Oper „Die Heimkehr des Odysseus" [nach Offenbach] auch in Zürich aufgeführt wurde) im Verlag der Universal-Edition Wien und Leipzig eine „Thematische Analyse zu Reznicels Ritter Blaubart" erschien. Das übersichtliche, sachverständige Heft bringt unter anderm eine Zusammenfassung und Darstellung der 89 musikalischen Themata. Der Klavier-Auszug — eigentlich eine Reinschrift der Partiturskizze und zu großen Teilen dreizeilig — erschien im selben Verlag und ist fast 300 Seiten stark. Seine Bewältigung erfordert einen sattelfesten Pianisten. — Von Max Chop, dem berühmten Musiker-Biographen, erschien, ebenfalls im Universal-Verlag, eine Studie: „E. N. v. Reznicel, sein Leben und seine Werke". Der heute fast 62 Jahre alte Komponist wurde am 4. Mai 1860 zu Wien geboren und war am Anfang seiner Tätigkeit, im Jahre 1885, auch vorübergehend am Zürcher Stadttheater tätig als zweiter Kapellmeister und Chordirigent.

Von Wiener Theatern. r. Infolge Ablehnung der Forderungen der Bühnenangehörigen, die Gagen um hundert Prozent zu erhöhen und die monatliche Mindestgage auf 45,000 Kronen anzusetzen, ist an den drei großen Wiener Bühnen der Streik proklamiert worden.

Akademisches. Bern, 26. Nov. * Am heutigen dies academicus, dem 87. Stiftungsfest der Berner Hochschule, sprach der neue Rektor, Professor Gruner, über „die Neuorientierung der Physik". Zu Ehrendoktoren wurden ernannt: Jules Gilliéron von Corcelles-le-Jorat (Waadt), der berühmte Romanist an der Sorbonne, Verfasser des „Atlas linguistique de la France" und bedeutender sprachgeographischer Arbeiten; Musikdirektor Fritz Brun von Luzern in Bern; der Komponist Professor Friedrich Klose von Thun und Genf in Thun; und Tierarzt Fritz Großenbacher in Burgdorf. Die Hallermedaille wurde dem Arzt Dr. Willi Lanz aus Biel in Montana zugeteilt.

M ..... N° .....

ARGUS SUISSE DE LA PRESSE

J. GRUNBERG & Cie

Schweizer Argus der Presse

GENÈVE — 23, Rue du Rhône, 23 — GENF

Adr. télégr. : Coupures Genève. — Téléphone 4005

Bureau de coupures de journaux sur tous sujets et personnalités.
Traductions en toutes langues. Travaux de rédaction.

Bureau für Zeitungsausschnitte, Personalnachrichten, Uebersetzungen.

CORRESPONDANTS : — VERTRETUNGEN :

Paris, Berlin, Vienne, Londres, Rome, Christiania, Buda-Pest, Boston, Amsterdam, New-York, Mexico.

Journal : **Münchner Neueste Nachrichten München**

Adresse :

Date : 29 DEC 1908

VOIR AU VERSO

ZENTRALBIBLIOTHEK ZÜRICH

Tarif Fr. 0.30 par coupure — per Ausschnitt

Tarif réduit, paiement d'avance, sans période de temps limité. Ermässigter Tarif. Vorausbezahlung ohne bestimmten Ablaufstermin	par	50 coupures. . . .	Fr. 13.50
	»	100 »	» 25.—
	»	250 »	» 55.—
	»	500 »	» 105.—
	»	1000 »	» 200.—
	»	2000 »	» 300.—

On traite à forfait, au mois, au trimestre, à l'année.
Zeit-Abonnements (1/4, 1/2, 1/1 Jahr) nach spezieller Vereinbarung.

Schrei aus drei weiblichen Kehlen wurde ich empfangen. . . . Und wissen Sie warum? Die Damen standen im Korsett!

Im Hause Konrad Ferdinand Meyers

Zum 28. Nov., dem 10. Todestage des Dichters

* Zürich ist die Stadt der beiden Dichter Gottfried Keller und Konrad Ferdinand Meyer, und zwar ist diese Stadt in so hohem Maße bezeichnend für die Artung der beiden, daß man sich keinen in einem anderen Milieu zu denken vermag. Der Gegensatz zwischen ihnen, der so groß war, daß der eine, Gottfried Keller, gegen den anderen heftige Antipathie empfand, scheint durch die Stadt aufgehoben. Zürich ist eine festliche Stadt, und das festliche Moment ist beiden Dichtern eigen, freilich in ganz verschiedenem Sinne, aber eben diese Verschiedenheit ist durch den Charakter Zürichs gerechtfertigt und wird durch ihn zur Einheit. Den inneren Vierteln, die traulich und winkelig, doch von behäbigem Stolze sind, verleiht die Kultur alteingesessenen Bürgertums und der gewerbetreibenden Zünfte Schmuck und Würde, aber um den glänzenden See ziehen in endlosem Zuge die weißen Lusthäuser und atmen persönliche Sonderkultur und abseitige Genießerfreude. Doch alles ist miteinander verbunden durch grüne Rebhügel, die bis zwischen die Häuser der inneren Stadt niedersteigen, und der freie Wohlstand überstrahlt die Schatten sozialer Trennungen und Nöte, sowie der Glanz der Alpenfirnen und des Sees das Geteilte festlich eint. Aus der Landschaft und der Bürgerlichkeit der Stadt fließt dem Patriziertum stets ein so lebendiger Strom frischer Säfte zu, daß es weder im Prunk noch in teilnahmloser Selbstbeschaulichkeit zu erstarren braucht.

Wenn man in Zürich den Spuren Gottfried Kellers und Konrad Ferdinand Meyers nachgeht, so sieht man, wie sehr ihre Eigenart mit der Stadtseele zusammenhängt. Noch immer ist das alte, seltsam hohe und schmale Haus „zum goldenen Winkel", wo Gottfried Keller geboren wurde, wie im „grünen Heinrich" von oben bis unten bewohnt, gleich einem Bienenkorbe. Noch immer tritt man in das kleine Gärtchen, das noch immer umschlossen ist von dem Gesumme enger Höfe und dem Gewinkel alter Dächer. Hier tat der bürgerliche Dichter seine ersten, tief nachwirkenden und für ihn bestimmenden Blicke in das emsige, fröhliche und wehmütige Leben der kleinen Leute. Und den roten Schimmer der Abendsonne, der dem Kinde ein Kirchendach in selige Auen und Gefilde verwandelte, so daß ihm der golden strahlende Turmhahn als der liebe Gott erschienen war, lieh der Mann und Dichter später ihrem Alltag. Will man dann wissen, wo er das tat, und sucht seine Wohnung am Zeltweg auf, so findet man ein kümmerliches Mietshaus mit ärmlicher Zementverkleidung, in dem zu ebener Erde eine Wirtschaft betrieben wird. Wohl verkündet eine Tafel am Hause, wer hier wohnte, aber die Putzmacherin, bei der ich klingelte, wußte mir nicht die Zimmer des „Herrn Keller" zu zeigen, noch irgendwas, das an ihn erinnert hätte. Und hier war es doch, wo der gute Genius der Zürcherstadt und des Schweizer Volkes lebte und ihre Feste zu höchsten Festen des Lebens steigerte und verklärte.

Anders empfing mich das Haus Konrad Ferdinand Meyers in Kilchberg. Mein Wagen hielt an der Gartenpforte einer freundlichen Villa. Es war am Nachmittag eines strahlenden Frühlingssonntags, und die Fahrt von Zürich hierher hatte am See entlang geführt, hoch über seinen Ufern und auf ansteigendem Wege. Das Haus, vor dem ich hielt, war das am höchsten und darum am schönsten gelegene, denn gleich hinter ihm begann die Straße sich wieder zu senken. Nach allen Seiten breitete sich der See in jubelnd offenen Linien endlos aus, weiße Segel leuchteten auf seinem blauen und glanzvollen Spiegel, den der Kranz lieblicher Hügel und weiß schimmernder Landhäuser umgab. Eine alte Haushälterin von würdigem Wesen öffnete mir, begleitet von einem stattlichen Hunde. Ich fragte nicht vergeblich nach der Witwe des Dichters, sie war aus dem Stadtquartier, das sie längst bezogen hat, durch den schönen Tag nach Kilchberg gelockt worden. Froh über diesen glücklichen Zufall, ließ ich mich der Hausherrin melden.

Die alte, aber sehr frische, ja behende Dame empfing mich mit großer Freundlichkeit und führte

die Zimmer des Hauses. Sie waren [illegible] Einrichtung schlicht und behaglich und verrieten nicht des Dichters Vorliebe für das Preziöse. Im Salon hatte mich seine Büste gegrüßt, und nun schien er mich selber auf dem Gang durch seine Räume zu begleiten, mit voller, ruhiger, sonorer Heiterkeit, ein Mann, dessen „Prachtliebe", wenn man schon so sagen darf, sich nicht durch Aeußerlichkeiten, nicht durch Wände und Möbel verriet, sondern nur durch sein Wesen, durch das verhaltene Pathos einer ernsten Lebensfreude, die dem Kostbaren und Glanzvollen zugewandt war.

Die Witwe des Dichters legte die anfangs beobachtete, vielleicht ein wenig mißtrauische Zurückhaltung ab, als sie die Echtheit und Wärme meines Interesses fühlte für alles, was mit Konrad Ferdinand Meyer zusammenhing. So lernte ich ein enges Treppchen kennen, das sie mir zuerst nicht hatte zeigen wollen, das bequemer und rascher zum oberen Stockwerk führte als die Haupttreppe und nur für die Hausbewohner bestimmt war. Und auch in das Arbeitszimmer des Verstorbenen führte sie mich erst nach einigem Zögern. Die aristokratische Frau glaubte sich entschuldigen zu müssen, daß es so klein und unscheinbar sei, aber er habe es nur so und nicht anders haben wollen. Mich rührte das Zimmer sehr, das in allem von den übrigen, die so modern und komfortabel waren, abstach. Es war ein sehr kleiner, quadratischer Raum mit auffällig niedriger, holzgetäfelter Decke und einem einzigen Fenster, das in den Garten hinausging, links vom Schreibtisch. Der Dichter, der seiner Veranlagung nach täglich das große Schauspiel des Sees vor sich haben mußte, ließ doch während der Arbeit seine Blicke nur auf dem kräftigen Grün einiger Bäume ruhen. In dem engen Raum drängte sich noch immer eine Fülle der Gesichte zwischen den Wänden und unter der Deckentäfelung und wartete auf ihren Meister, der wuchtig und sie beherrschend hinter dem breiten Tische saß. Sein Stock, mit dem Hut darauf, lehnte an seinem leeren Stuhl.

Lebhaft und mitteilsam geworden, öffnete die alte Dame ein Schubfach des Schreibtisches und legte Photographien ihres Gatten vor mich hin, welche der Oeffentlichkeit noch nicht bekannt sind. Darunter fiel besonders eine Amateuraufnahme auf, die den Dichter in seinen letzten Lebensjahren zeigt. Das charaktervolle Bild, von der retouchierten Mache berufsmäßiger Photographen sehr verschieden, erregte die Vorstellung von einem Lebenshelden, dessen klare Heiterkeit der siegreiche Abschluß schwerer Kämpfe, Leiden und Entsagungen war.

Merkwürdig war dann auch der Eindruck, den ich in seinem Schlafzimmer hatte — dem Schlafzimmer eines schlicht-gläubigen Christen. An den Wänden hingen Bibelsprüche, und seine Gattin erzählte mir von den Hausandachten, die er täglich gehalten habe. Nicht einmal in seiner Lyrik, die vereinzelte ergreifende Bekenntnisse enthält, läßt der verschlossene Mann in sein religiöses Leben hineinblicken. Nur seinem lebendigen Verhältnis zur Antike gibt sie Ausdruck. . .

Es waren mehrere Stunden, die ich in Kilchberg zubrachte, wo Konrad Ferdinand Meyer seit 1877 lebte und wo er am 28. November 1898 gestorben ist. Sein Leben und Schaffen war das still leuchtende Fest eines Patriziers, der heiter abseits steht. Aber darum war er dem Chore der fremden Lebensstimmen nicht taub. Er liebte es nur, ihm aus der Ferne zu lauschen, und erst, wenn er ein wenig verbrandet war, ihm von der Höhe mit der dunkel-lichten Stimme seines eigenen Lebens Echo und Antwort zu geben. Und das „Requiem" des Kilchbergers heißt darum:

Bei der Abendsonne Wandern,
wann ein Dorf den Strahl verlor,
klagt sein Dunkel es den andern
mit vertrauten Tönen vor.

Noch ein Glöcklein hat geschwiegen
auf der Höhe bis zuletzt.
Nun beginnt es sich zu wiegen,
horch, mein Kilchberg läutet jetzt!

München. **Hans Brandenburg**

Buntes Feuilleton

* **Eine einzig dastehende Buße** hat sich freiwillig ein Verbrecher auferlegt, der zur Zeit in der Strafanstalt Lenzburg in der Schweiz eine mehrjährige Zuchthausstrafe absitzt. Der Mann ist der „Köln. Ztg." zufolge verurteilt worden, weil er in böswilliger Absicht in einen Dampfkessel heißen Dampf einströmen ließ, in den er vorher einen Lehrling hineingeschickt hatte. Dieser erlitt so schwere Brandwunden, daß die den gesunden Körperstellen des Leidenden entnommenen Hautstücke nicht ausreich-

Nekr M37

Sonntag, 29. November — 3. Jahrgang. — 1908

Sonntagsblatt der Basler Nachrichten

Nummer 48

Inhalt. Conrad Ferdinand Meyer in Rom. — Ein Bettler. — Staufische Schlösser in Apulien.

Conrad Ferdinand Meyer in Rom.

Zum zehnjährigen Todestage des Dichters.
(28. November.)

Von München kamen wir nach Zürich gefahren, um hier endlich, wie wir und unsere Väter meinten, ins letzte Semester zu steigen. Die Vorlesungen ließen immer noch auf sich warten, und so lockten uns die mild ausklingenden Oktobertage zum letzten Wandern. Dreifach war die Pilgerfahrt. Sie galt den Gräbern dreier Toten, an deren Dichtungen wir uns noch jüngst drüben in Isarathen erfreut und begeistert hatten. Zur Burgwies schlendert man hinaus, jenen grünen Hügel hinan, auf dessen Rücken, dem Lärm der Stadt entrückt, der weite Friedhof der Rehalp im Herbstnebel träumt. Lange schritten wir den endlosen Gräberreihen entlang, einen Namen suchend, ohne ihn zu finden. Endlich, vom Epheu und wild wucherndem Grün bedeckt, auf unscheinbarem Steine:

Heinrich Leuthold
1827—1879

ein Grab unter Gräbern und vor dem Stein ein modernder Strauß. Da ist deine Ruhestätte, du Ruheloser, so nah dem Ort, wo dein unsägliches Leid geendet! Der Dichter der Weisen und Denker warst du nicht, aber Formenschönheit und schmelzender Wohllaut sind dir eigen. Jüngere Geschlechter werden, wenn dein leibliches Sein der Gegenwart erst entrückt ist, deiner Kunst den Denkstein erheben, der ihr gebührt. Im Rieseln des braunen Laubes schritten wir weiter, und da kamen sie wieder auf ihren zarten Schwingen die bangen Klagen:

„Leise, windverwehte Lieder,
Mögt ihr fallen in den Sand,
Blätter seid ihr eines Baumes,
Welcher nie in Blüte stand.

Welke, windverwehte Blätter,
Boten naher Winterruh,
Fallet sacht, ihr deckt die Gräber
Mancher toten Hoffnung zu."

Am Westende der Stadt in der Südecke des Sihlfeldgottesackers steht der Denkstein des Andern, ein breiter gelber Marmor mit Bildnis und Inschrift:

Gottfried Keller
1819—1890

Doch will mich dünken, der runde glatte Stein mit seiner süßen Totenmaske passe zu Meister Gottfrieds ungestümer Naturgewalt herzlich schlecht. Drücken kann er ihn nicht, da Bein und Fleisch zu Asche wurden. Kraftvoll aber klingen weit über Kirchhofmauern seine trutzigen Weisen, und gerade in den Liedern, in denen er, der Unbegrabene, vom Begrabenwerden und Totenschlummer in Schweizererde gesungen hat, da pocht so lebenswarm ein treues Herz, da spricht in meines Volkes herber, schwerer Art ein Mann, und sein Lied hat tiefen, vollen Klang. Wie gerne höre ich den Wunsch des alten Bettlers:

„O gute Scholle meiner Heimaterde,
Wie kriech' ich gern in deinen warmen Schoß!
Mir ahnet schon, wie sanft ich ruhen werde,
Vom Kau'n des Brots und allem Irrsal los!
Wie will ich meine müden Beine strecken,
Wegwerfend meines Elends dürren Stab,
Wie langhin mich von Ost nach Westen recken
Als läg' ich stolz in eines Königs Grab!

Möcht' meine Seligkeit darin bestehen,
Einst seines letzten Bettlers Geist zu sein,
Zufrieden, still und müßig umzugehen
In seines Glückes hellem Sonnenschein!"

Ein strahlender Novembernachmittag war's, als wir zum dritten Sängergrabe wanderten, hinauf auf Kilchbergs stille Höh'. Quer über dem blauen Spiegel liegt der Mönchhof. Dort ließen wir, das Dampfboot verlassend, es hinter uns seeaufwärts rauschen. Dann gings an behäbigen, weiß und grünen Bauernhäusern entlang durch Wiesen und Matten unter erkahlenden Bäumen die steile Staffel bergan. Ein halbes Stündchen kaum, und die kleine Kirche von Kilchberg ist erreicht. Heiter grüßen heute ihre weißen Mauern das sonnige Land, mütterlich blickt es aus den dunklen Fenstern auf den kleinen, ihrer Obhut anvertrauten Kirchhof. Hart am Chor, südwärts blickend, erhebt sich der schwarze, granitne Monolith, in hohen, edlen Linien die andern Gräber überragend.

Conrad Ferdinand Meyer
12. Oktober 1825 bis 28. November 1898
„Ich lebe und ihr sollt auch leben."

Da lag sie vor uns, seine Welt, im scheidenden Sonnengolde, zu seinen Häupten das allabendlich ihm schallende Glöcklein, zu seinen Füßen die blaue Flut mit ihren alten, heimischen Ufern, zur Linken die Vaterstadt mit dem auserwählten Kreis seiner Treuen, zur Rechten hoch oben im See in ungebrochenem Reize das Huttenciland und weithin am Horizont im reinen, rosigen Brande der Abendsonne sprühend seine Berge, sein „Firnelicht".

Zur Stunde blieb das Auge in der steigenden Pracht der Gletscherlohe befangen, aber kaum war sie auf der letzten Höhe verglommen, so schoß hinweg über die kalten Schranken des Hochgebirges durch das abendliche Dunkel die Phantasie hinab in die lichten Gefilde des italienischen Himmels. Nach Sonne lechzt alles, was zur Entfaltung drängt und nach Befreiung ringt. La terra dei morti haben sie dich fälschlich genannt, weil ein gewaltiges Stück Weltgeschichte in deinen Ruinen geschrieben steht, la terra dei viventi lautete, Italien, deine und deiner Freunde stolze Antwort. Und zu Zeugen riefst du die größten Namen über Rhone, Rhein und Meer. Wo immer im Ernst und im Drang schöpferischen Gestaltens unsere brütend suchenden Künstler aus Nord und West sich aus Dunst und Dämmer nach Licht und Klarheit sehnten, da löstest du ihnen, Sonnenland, mit deiner hohen Kunst den Sklavenring. Als Befreite kehrten sie heim und blieben, auch wenn sie deinen Boden nicht mehr betraten, dir auch in der Ferne dankbar und treu. Zu den glücklich Befreiten gehört auch Conrad Ferdinand Meyer.

Nicht nur der langgehegte Wunsch, Italien zu sehen, auch seine hohen Erwartungen wurden ihm erfüllt. Rom, wohin er von Genf aus mit seiner Schwester im Frühling des Jahres 1858 gereist war, wurde zum Markstein und Wendepunkt seines Lebens, eine Offenbarung an ihm selbst. Die ewige Stadt ist in Wahrheit die eigentliche Geburtsstätte des Künstlers. Dieses verborgene Werden, das sich dem äußeren Auge entzieht, hat seine treue Schwester Betsy mit feinem Zartgefühl belauscht und beobachtet. Sie schreibt in den Erinnerungen an ihren Bruder: „Die langsame und vollständige Aenderung seiner Arbeitsziele und seiner Arbeitsweise begann in Rom. Fortan war er ein Glücklicher. Er war es trotz aller in ihm und außer ihm vorhandenen Bande und Hindernisse, weil er ein großes künstlerisches Ziel hatte, weil eine bestimmte Laufbahn unendlichen Ringens und Strebens sich vor ihm öffnete" .... „Er kam nach Rom und sah die Sistina Michel Angelos. Diese Kunst traf ihn wie ein Lichtblitz. Buonarotti erschien ihm in seinen Schöpfungen als der größte Poet. Hier stand vor seinem Blicke, was er immer gesucht hatte: gewaltige Verkörperung großer Gedanken. . . ."

Es offenbarte sich ihm in Michel Angelo, wie nie zuvor, das große Geheimnis der schöpferischen Kunst. Bisher hatte er gesucht, die seine Phantasie fesselnden Dinge liebevoll abzuschreiben und sie mit seinem eigenen noch erfahrungslosen Gedankeninhalt zu beleben. Er hatte sie nach eigenem Gutdünken idealisiert, das heißt ein wenig ins Schöne oder ins Häßliche übertrieben. Von nun an anders. Er wollte jetzt in den Sinn und Gehalt der Dinge eindringen, ihn in sich aufnehmen, bis er in seiner Seele lebendig würde, in sein eigenes Wesen überginge. Er wollte in die Tiefe der Dinge eingehen, in die Stimmung der Natur, in das Herz der Menschen, in den Gedanken ihrer Taten. Er wollte selbst darin leben. Das Bild, das er so gewonnen, wollte er in sich ausgestalten, nicht ruhen, bis es klar und individuell vor seinem inneren Blicke stehe, und ihm dann erst als Künstler seinen wahren, neuen Körper geben. Die Flamme seiner Seele sollte übergehen in sein Gebilde. Das nannte er „ringen mit seinem Stoffe."

Die ersten Wirkungen der römischen Eindrücke empfand Conrad Ferdinand Meyer als eine Ueberraschung, eine „Uebergewalt." Nur wenige, aber um so gehaltvollere Briefe hat er aus der ewigen Stadt seinen Freunden in der Heimat zugeschickt. Die Frey'sche Sammlung von Meyerbriefen enthält deren zwei. Sie sind an seinen vertrauten Freund den bekannten Rechtshistoriker Friedrich von Wyß gerichtet. Bevor wir von jenen Zeilen mitteilen, möchten wir seinen, noch ungedruckten ersten Brief aus Rom zur Ergänzung der obigen hier veröffentlichen. Er schrieb ihn in französischer Sprache an seinen Genfer Freund den Gelehrten Ernest Naville:*)

*) Der Freundlichkeit des noch rüstigen, über 90 Jahre alten Philosophen verdanke ich die Mitteilung des französischen Briefes. Möge ihn mein Dank auch von hier aus noch erreichen. Man weiß, welch bedeutungsvolle Bekanntschaft mit dem Baron von Ricati durch seine Vermittlung C. F. M. zu teil wurde.

M..... N°.....

ARGUS SUISSE DE LA PRESSE
J. GRUNBERG & Cie
Schweizer Argus der Presse
GENÈVE — 23, Rue du Rhône, 23 — GENF
Adr. télégr.: Coupures Genève. — Téléphone 4005

Bureau de coupures de journaux sur tous sujets et personnalités, Traductions en toutes langues. Travaux de rédaction.
Bureau für Zeitungsausschnitte, Personalnachrichten, Uebersetzungen.

CORRESPONDANTS: — VERTRETUNGEN:
Paris, Berlin, Vienne, Londres, Rome, Christiania, Buda-Pest, Milan, Amsterdam, New-York, Mexico.

Journal: Echo vom Zürichberg
Adresse: Oerlikon
Date: 28 NOV 1908
Nekr

ZENTRALBIBLIOTHEK ZÜRICH

Zum Gedächtnis von Konrad Ferdinand Meyer.

28. November.

„Der Mensch lebt nicht vom Brot allein", so heißt eine Wahrheit, die uns im alten wie im neuen Testament ans Herz gelegt wird. Das gilt sicherlich auch heute noch, selbst für den Betrieb einer Zeitung; so dürfen wir es wohl wagen, mitten im Lärm der Tagespolitik an einen Großen des Geistes zu erinnern, der am 28. November vor zehn Jahren die Augen geschlossen hat: Konrad Ferdinand Meyer. Der zürcherische Dichter, dem am genannten Tage nach langen Leiden der Tod als ein Erlöser erschien, ist nicht so populär geworden wie sein Zeitgenosse, Gottfried Keller, der zumeist in einem Atemzuge mit ihm genannt wird. Er hat auch seine Stoffe nicht aus der Tiefe des jetzigen Volkslebens geschöpft wie Jeremias Gotthelf, der scharfe Beobachter im bernischen Emmental. Nichts desto weniger darf ihn die Schweiz den ihrigen nennen, nicht bloß weil er ihr von Geburt angehörte und in seinem schönen Landsitz in Kilchberg bis an sein Ende verblieb, sondern auch deshalb, weil er namentlich in seinem Buch „Jürg Jenatsch" eine stürmische Periode unserer Landesgeschichte poetisch verklärte und weil er überhaupt die litterarische Bedeutung der Schweiz mit den eben genannten und anderen modernen Schriftstellern auch im Ausland zur Anerkennung und Geltung emporhob.

Konrad Ferdinand Meyer ist verhältnismäßig spät mit seinen Arbeiten an die Oeffentlichkeit getreten. Sogenannte Jugendwerke des im Jahre 1825 geborenen Dichters sind nicht vorhanden. Sein Grundsatz war: „Reif sein ist alles!" und man darf ihm das Zeugnis ausstellen, daß alle seine Werke den Stempel dieses Wahlspruches tragen. Sein erstes Buch „Balladen" erschien 1867, seine „Romanzen und Bilder" 1870, „Huttens letzte Tage" 1871, der bedeutende Roman „Jürg Jenatsch" 1876 usw. Seine schriftstellerische Tätigkeit entwickelte er also erst auf einer Altersstufe, die beispielsweise Schiller, der nur 46 Jahre alt wurde, kaum erreichte. Von seinen weiteren Schriften nennen wir noch außer seinen Gedichten „Die Hochzeit des Mönchs", „Das Leiden eines Knaben", „Die Richterin", „Die Versuchung des Pescara" und „Angelo Borgia". Man könnte Konrad Ferdinand Meyer den Schriftsteller des sogenannten Cinquecento benennen, des 16. Jahrhunderts, jener Glanzperiode der italienischen Kunst und Litteratur, eines Zeitraumes, der auch überreich war an politischen Wechselfällen. Aber es wäre falsch, ihn lediglich als einen Schriftsteller für die vornehme Welt anzusehen. Denn in seinen Werken, insbesondere in seinen Gedichten, findet sich manche Perle volkstümlichen, köstlichen Humors. Wir erinnern nur an sein Gedicht von der päpstlichen Leibgarde:

„Doch werden wir an den Moneten gekürzt,
Wir kommen wie brüllende Löwen gestürzt".

Seine Gedichte sind Meisterwerke in Form und Empfindung wie z. B. „Das große stille Leuchten", „Der Pilgerim" und andere.

Wohl am bekanntesten ist bei uns, wie oben bemerkt, sein Roman „Jürg Jenatsch", worin er uns die kraftstrotzende Gestalt des Georg Jenatsch vor Augen rückt, der ursprünglich Theologie studierte und sich später vom „Prädikanten" zum Kriegsmann und Diplomaten entwickelte, der 1621 das Haupt der spanisch-katholischen Richtung Pompejus Planta erschlug und der 1639 bei einem Bankett durch Mord aus dem Leben geschafft wurde.

Wenn wir den Anteil prüfen, den im 19. Jahrhundert die Schweiz an der Entwicklung und Bereicherung der deutschen Litteratur genommen hat, so wird der Name Konrad Ferdinand Meyers unter den allerersten genannt werden; wir dürfen auch mit Genugtuung feststellen, daß ihm die warme und dankbare Anerkennung nicht vorenthalten wird, so weit die deutsche Zunge klingt. Zehn Jahre sind seit seinem Tode ins Land gegangen. Er soll nicht zu den Vergessenen gehören, und indem die Presse das Volk auf die geistigen Güter aufmerksam macht, und indem sie das Interesse daran weckt und erhält, erfüllt sie nicht bloß eine Pflicht der Dankbarkeit; sie genügt auch einer großen ethischen Aufgabe.

M N°

ARGUS SUISSE DE LA PRESSE
J. GRUNBERG & Cie
Schweizer Argus der Presse
GENÈVE — 23, Rue du Rhône, 23 — GENF
Adr. télégr. : Coupures Genève. — Téléphone 4005

Bureau de coupures de journaux sur tous sujets et personnalités, Traductions en toutes langues. Travaux de rédaction.

Bureau für Zeitungsausschnitte, Personalnachrichten, Uebersetzungen.

CORRESPONDANTS : — VERTRETUNGEN :
Paris, Berlin, Vienne, Londres, Rome, Christiania, Buda-Pest. Boston, Amsterdam. New-York. Mexico.

Journal : Nationale Zeitung
Adresse : Basel
Date : 3 DEC 1908

VOIR A

ZENTRALBIBLIOTHEK ZÜRICH

Tarif r
tarif réduit sans péri
Ermässigte zahlung Ablaufste
On Zeit-abor

Conrad Ferdinand Meyer.

Zum 28. November 1908.

(Schluß.)

Es folgen die Briefe an den allverehrten Zürcher Kunsthistoriker Prof. J. R. Rahn. „Er war," berichtet der Herausgeber, „C. F. Meyer ein unermüdlicher Helfer und Berater in manchen Dingen. Er weiß nicht nur Land und Leute markant und farbig zu schildern und von vergangenen Dingen eine sehr deutliche Vorstellung zu bieten, er versteht auch rasch und vortrefflich zu zeichnen, so daß der Dichter, nachdem er eine erbetene Schilderung angehört, mit der Bitte zu schließen pflegte: „Zeichne mir's"." Die Korrespondenz ist ziemlich umfänglich, trotzdem gerade mit Prof. Rahn Vieles mündlich verhandelt worden ist. Sie reicht von 1868 bis 1891, beginnt mit dem formellen „Sie" und geht dann am 29. Juni 1873 in das vertrauliche „Du" über. Meyer hat nun mit dem gelehrten Freunde brieflich über gar Manches zu sprechen, über Jakob Burckhardts „Hämpfeli Lieder", über Rahns Hauptwerk, die „Geschichte der bildenden Künste in der Schweiz", über den mittelalterlichen Ausdruck für „Es schlägt die Stunde", über die Lausanner Kathedralrose, über die Widmung seines „Hutten", selbstverständlich auch über andere seiner Werke: „Das Amulet", „Engelberg", den „Schuß von der Kanzel", „Die Richterin", den „Komthur", „Friedrich II.", „Pescara", „Angela Borgia". Vornehmlich wird über kunsthistorische, dann aber auch über heraldische, ja über sprachliche Fragen Auskunft verlangt, dann und wann sogar über recht Intimes, so, wenn Meyer für den „Pescara" das Gesicht eines Urners erbittet: „Könntest Du mir, bei Deinem Gesichtergefühl, schriftlich und bildlich ein passendes Gesicht und Statur entwerfen? Also 1. ein Urner, vom italienischen Typus verschieden; 2. in Gedächtnis bleibend, leicht wieder erkennbar, aber womöglich ohne sog. „besonderes Kennzeichen"; doch 3. nicht häßlich, wenigstens nicht abstoßend (aus Patriotismus!). Es sei Deiner Güte empfohlen!" Dazwischen liest sich dann nicht nur in den Worten, sondern auch sehr lieb und leicht zwischen den Zeilen das freudige Bekenntnis einer wirklichen Zuneigung, zu der man dem edlen Altmeister unter den schweizerischen Kunsthistorikern noch heute von Herzen gratulieren darf.

Das nächste Bündel Briefe bedeutet ein Hauptkapitel in den beiden Bänden; es heißt: „Der Briefwechsel zwischen C. F. Meyer und Gottfried Keller." „Briefwechsel" zum Glück, d. h. es sind hier auch Kellers Briefe wiedergegeben, und man empfängt ein volles, klares Bild. Nicht daß es sich wesentlich anders gestaltete, als man es schon kennt; aber es ganz, wie bisher noch nirgends, vor sich zu haben, ist ein Genuß, ein wehmütiger allerdings; denn die Beiden haben sich innerlich recht fern gestanden; manchmal zwar mildert sich die Wehmut zu eigentlichem Humor, wenn man zusehen darf, wie umständlich hier, wie glatt dort die zwei Großen aneinander vorbeigelangen. Eine ganz bezeichnende Stelle mag hier stehen: Meyer hatte sich am 24. April 1881 einige Bemerkungen zu Kellers „Sinngedicht"-Band erlaubt, den er im übrigen hoch gelobt hatte (Jedes Bedenken werde „ohne weiteres [illegible] und gewaltigen Erzählen und Entwickeln überwältigt und erdrückt"); Keller antwortet am 1. Mai: „Es ist sehr freundlich von Ihnen, mir mit einem aufmunternden Handwink beizuspringen in meiner Not, da ich mit dem Orgelkasten und dem Affen auf dem Markte stehe. Möge Ihnen gleiches Labsal werden, wenn Sie demnächst, wie zu hoffen, mit einem Löwen oder Adler im Käficht aufziehen werden."

Noch eine Art Bedauern wird man bei diesem Abschnitt empfinden: daß nämlich nur hier die beidseitigen Briefe gegeben sind und daß nicht, wie das Bächtold bei den Kellerbriefen so geschickt getan hat, anmerkungsweise markante Stellen aus den Gegenäußerungen der Adressaten geboten werden. Aber das hätte wohl das Buch zu sehr beschwert; man ist daher nochmals dankbar für das Gebotene, namentlich auch dafür, daß nun alles zwischen Meyer und Keller Verhandelte vorliegt, auch das bisher Ungedruckte.

Eine kleine Anzahl von Briefen Meyers hat Emil Frey (1856—1895), der Bruder von Prof. Ad. Frey, als Redakteur der „Neuen Zürcher Zeitung" erhalten; es werden daraus einige Beziehungen des Dichters zu seiner spärlich geübten Rezensententätigkeit klar.

Edmund Dorer, den leider nicht genug bekannten Badener Dichter und Literarhistoriker (1831 bis 1890), hat Meyer sehr hochgeschätzt; seine Briefe an ihn sind zwar nicht besonders wichtig, lassen aber einiges über Meyers ästhetisches Genießen erkennen, und einer davon gibt Aufschluß über die eigentümliche Dorer-Meyersche Doppelarbeit „Kleinstadt und Dorf um die Mitte des vorigen Jahrhunderts" im „Zürcher Taschenbuch" auf 1881.

Volle 80 Seiten nehmen die Briefe Meyers an Adolf Frey, den Herausgeber der beiden Bände, ein. Sie reichen von 1877 bis 1892 und zeugen von einem beneidenswert schönen, für Frey außerordentlich fruchtbaren Verhältnis. Wer von einem C. F. Meyer so liebenswürdig geführt und kritisiert worden ist, wen ein Dichter so verstanden hat, wen er deshalb so tief in seine Werkstatt hat blicken lassen, wem er so offen über andere, z. B. über Keller, sich ausgesprochen, wem er sich — wie Frey in den paar Einleitungsworten mitteilt — außerdem mündlich so rückhaltlos gegeben hat, der besitzt einen unverlierbaren Schatz. Man wird Prof. Frey also nicht nur zu seinem Besitz an Meyerbriefen, sondern auch zu all dem vielen Andern, was er von dem Dichter empfangen hat, aufs neue — man hat es ja längst im stillen getan — Glück wünschen dürfen. Daß die Briefe Meyers an Frey nun uns allen gehören, bedeutet freudigste persönliche Teilnahme an diesem Glück, abgesehen davon, daß sie über manches Detail, welches der so großzügigen Schilderung in Freys Meyerbiographie zu Grunde liegt, angenehm aufklären.

Vieles Interessante bieten auch die Briefe Meyers an J. V. Widmann, Literarisches zunächst, aus dem das bedeutungsvolle Wort vom 9. Februar 1892 hervorgehoben sei: „Für diesen G.(erhard) Hauptmann habe ich ein Faible." Wie meilenfern stehen sich Meyer und der Dichter der „Weber"; aber ein Künstler hat da den andern erkannt.

Auch zu Karl Spitteler hat Meyer ein inneres Verhältnis gehabt; das geht, wie aus dem Bündchen Briefe an Spitteler selbst, auch aus einer Reihe anderer Briefstellen hervor. Sehr beachtenswert sind in Meyer-Spittelers Briefwechsel — hier sind ausnahmsweise auch große Stellen aus Spittelers Briefen mitgeteilt — die Erörterungen über kunsttechnische Fragen; auch über rein Literarisches gibt es wissenswerte Aufschlüsse.

Einzelne Briefe sind an Dr. Hans Bodmer, an die Redaktion der „Neuen Zürcher Zeitung", an Regierungsrat Dr. J. Stößel, an Friedrich Hegar und an Dr. Hans Trog gerichtet. An diesen heißt es am 28. Dezember 1891: „Wenn Sie eine Gelegenheit mit Ihrem Jakob Burckhardt zusammenführt, empfehlen Sie mich ihm; ich bin ihm, ohne persönliche Bekanntschaft, großen Dank schuldig." Das ist ein Kommentar zu Meyers Renaissancenovellen, den man nie genug hervorheben kann.

An Briefsammlungen bringt der Band noch die aus sieben Schreiben bestehende aus dem Nachlaß Ernst Stückelbergs (1831—1903). Sie ist für Meyers Werke nicht ergiebig, bezeugt aber, wie zwei seine Künstler sich verstanden haben.

Das ist der erste Band; er ist so reich, daß man nach dem darin Fehlenden kaum ruft, wenn man ihn aus der Hand gelegt hat. Man steht nur voll Dank: an den Dichter zuerst, dann aber auch an den Herausgeber.

Der zweite beginnt mit 214 Briefen an Hermann Haessel, Meyers Verleger; mit diesem hat der Verkehr von 1865 an bis 1897, also 32 Jahre lang gedauert. Und was für ein Verkehr! Er ist natürlich in erster Linie buchhändlerisch-literarisch und ungemein reich an Ausbeute für den Literarhistoriker. Dann aber ist er auch gleich von allem Anfang an so freundschaftlich warm, so „gemütlich nächststehend", daß, ebensoviel wie für das äußere, für das innere intimste Bild C. F. Meyers zu gewinnen ist. Einzelnes hier herauszugreifen, ist nicht möglich; man müßte einen eigenen Aufsatz „Meyer und Haessel" schreiben und dann noch könnte nicht gesagt werden, wie viele Tatsachen sprechen, wie viele Lichter blitzen. Kurz: es wird nicht manche Briefe eines Dichters an einen Verleger geben, die gleich anmutig zu lesen sind, weil kein Mißverstehen sie trübt, und weil — das ist das Beste dran — Seele drin ist, eben jene C. F. Meyer-Seele, die zu kennen so wohl tut.

In den Briefen an Haessel ist öfter von dem Dramatiker Adolf Calmberg (1837—1887) die Rede, der von 1867 bis zu seinem Tode Lehrer am Seminar Küsnacht gewesen ist. Meyer hat ihn geschätzt. Aus den Briefen an ihn liest sich manches Interessante heraus, z. B. daß Meyer für Calmberg von Venedig aus (28. Januar 1872) zwei italienische Lustspiele skizziert, die er hat aufführen sehen.

Nett und lieb sind die Briefe Meyers an Frau Anna von Doß, die er im Willeschen Kreise kennen gelernt hatte. Auch aus ihnen ergibt sich dann und wann ein neuer Zug, so etwa, daß noch nach Vollendung der „Angela Borgia" Meyer auf Sammlung neuer Kräfte zu starken Impulsen bedacht war.

Eine weitere Bekanntschaft aus dem Zirkel in Mariafeld ist Paul Wislicenus, der in seiner Wochenschrift „Die Literatur" im Jahre 1873 als, wie Frey sagt, „wohl der erste in Deutschland dem Dichter vor der Oeffentlichkeit den gebührenden Platz" angewiesen hat. Frey druckt die betreffenden Stellen auf S. 255 ab; da aber die Zeitschrift schon 1874 einging, darf wohl von einem dauernden und maßgebenden Einflusse der gescheiten Wislicenus'schen Urteile kaum die Rede sein.

Einige wenige Briefe sind an Alfred Meißner gerichtet, den Meyer ebenfalls bei Willes kennen gelernt hatte. Es ergibt sich auch da manches literarisch Interessante — für Meißner wie für Meyer. Am bedeutungsvollsten scheint mir eine Stelle, die einen Blick in Meyers so selten gezeigtes religiöses Fühlen gewährt; er schreibt am 24. November 1877: „Noch etwas, das ich Ihnen ins Ohr sage — nur aus großer Freundschaft und Dienstwilligkeit. In meinen ganz schlimmen Zeiten habe ich mich oft mit etwas bescheidenem Mysticismus gefristet und ihn — in kleinen Dosen — probat gefunden, d. h. über die Unterwerfung unter das Notwendige, die ihre Heiligkeit in Würde hat, hinaus suchte ich im Schicksal, wie es falle, vielleicht etwas zu lieben — das ist freilich nicht für jedermann, aber vielleicht für Ihre Frau."

Es folgen die Briefe an Hermann Lingg, mit dem Calmberg die Bekanntschaft vermittelt hatte; sie beginnen 1875 und schließen 1890. Auch in diesen Briefen steht viel Neues. Ganz fein ist z. B. eine Stelle über den Dichter im allgemeinen: „Ueberhaupt, das Fertige, Vollendete ist unvollkommen, das Werdende allein kann uns mit dem Schein der Vollendung täuschen und beseligen." Wie ewig wahr ist das; wie innig und schmerzlich hat das noch jeder echte Künstler empfunden! — Herzig sind die paar Verslein, die Meyer 1887 auf die Bitte eines Schreiners für den Vorhang eines Kindesbettes gedichtet hat. Frey ist so glücklich, sie mitteilen zu können (S. 325 ff.).

An Paul Heyse gibt es nur zehn ganz kurze Briefe; sie zeugen aber von der aufrichtigen Hochschätzung, die Meyer für den Künstlerkollegen hatte. Heyse und Hauptmann! Beide achtet er hoch. Wie beschämend ist das für jenes „Jüngste Deutschland", das am Ende der Achzigerjahre einen Hauptmann und die übrigen Naturalisten ganz speziell nur auf Kosten Heyses glaubte loben zu können. In Meyers reiner Künstlerseele jedoch war für alle echte Kunst das feinste Kennerurteil bereit; darum hat er z. B. auch Karl Henckell („trotz seinem Sanskulottismus") geschätzt, ohne übrigens von den „Jungen" jemals etwas zu erwarten.

Vier Briefe sind an Betty Paoli gerichtet. Auch aus diesen wenigen ist etwas ganz Feines zu holen: ein Wort Meyers über seinen „Heiligen", das sich der Literatur-Aesthetiker als eine beste Selbstcharakteristik mit Vergnügen merken wird: es erhellt blitzartig Wesen und Kunst Meyers: „Ich habe nämlich meinen von Ihnen beanstandeten Heiligen wieder gelesen. Verbrennen Sie, bitte, was ich Ihnen in einer schlimmen Stunde Exegetisches darüber geschrieben habe. Es war lauter dummes, nachträglich ersonnenes Zeug. Die Wahrheit ist, daß ich den Thomas so sah. Damit gut."

Im Jahre 1901 hat Hermann Friedrichs einläßlich über C. F. Meyer berichtet, mit dem er von 1880—1883 und von 1890—1892 mündlich und schriftlich verkehrt hat. Einmal hatte Meyer mit seinem Korrespondenten direkt gebrochen, weil dieser taktlos gewesen war; es zeugt aber für Meyers Edelsinn, daß er später wieder mit freundlichstem Eingehen sich der literarischen Produktion des um 30 Jahre Jüngern angenommen hat.

Aus einem der zwölf Briefe an Otto Brahm dürfte die humorvolle Stelle interessieren: „Denken Sie sich an! Was ich Ihnen bei Ihrem Besuche hier ein bischen phantastisch vormachte, daraus wird Ernst: ich versuche es mit dem Drama. Ich werde hier in der Land- und Seeluft und bei einem ziemlichen Seelenfrieden entschieden zu dick. Nun sagt mir P. Heyse: die Dramaleidenschaft sei aufreibend. Die muß ich doch noch versuchen, da kein anderes Mittel gegen meine Korpulenz anschlagen will."

Aber auch anderes ist bemerkenswert, da Meyer Brahm gegenüber manche Bemerkung über sein eigenes Schaffen macht.

Aus den paar Briefen an Prof. Hugo Blümner wird man (S. 389) die Worte über Meyers Stellung zu Deutschland und deutscher Literatur besonders beachten.

Ein Brief an Auguste Bender und drei Schreiben an Emil Milan schließen die reiche Briefsammlung, für die hier dem Herausgeber nochmals innig Dank gesagt sei.

Aber der Band ist nicht zu Ende, sondern er enthält noch 125 Seiten weiteren kostbaren C. F. Meyer-Materials, nämlich des Dichters schwer zugängliche Rezensionen und vermischte Schriften. Ihre Behandlung gehört in die Biographie Meyers; hier sei nur mitgeteilt, daß sich aus ihnen das Bild des Dichters nach verschiedenen Seiten hin aufs beste vervollständigt. Es sind die Rezensionen über Felix Dahns Gedichte (1873), über R. Rahns „Geschichte der bildenden Künste in der Schweiz" (französisch geschrieben, aus dem „Journal de Genève" 1873), über Dahns Trauerspiel „König Roderich" (1875), über Dahns „Mädeger von Bechelaren" (1875), über den „Schweizerischen Miniatur-Almanach" (1877), über Hermann Linggs „Macalda" (1877), über desselben Dichters „Schlußsteine" (1878), über Adolf Freys „Albrecht v. Haller", über H. Druskowitz' „Percy Byßhe Schelley" (1884), über Graf Dürckheims „Erinnerungen" (1887) und über Ad. Freys „J. G. v. Salis-Seewis" (1890). Die „Vermischten Aufsätze" sind: „Offener Brief an die Redaktion der „Gegenwart" (1873), „Autobiographische Skizze" (1876), „Louis Vuilliemin" (1878), „Kleinstadt und Dorf um die Mitte des vorigen Jahrhunderts" (1880), „Mathilde Escher" (1883), „Gottfried Kinkel in der Schweiz" (1883), Zweite „Autobiographische Skizze" (1885), „Graf Ladislaus Plater" (1889), „Erinnerungen an Gottfried Keller" (1890), „Mein Erstling, Huttens letzte Tage?".

Im Eingang dieser Besprechungen sind einige Ausstellungen über die Anordnung der Briefe gemacht worden; sie dürften nicht ganz unberechtigt sein. Aber weit über sie hinaus reicht das Glücksgefühl, in den zwei Briefbänden ein Werk zu besitzen, das Seele und Leben eines Besten herzerfreuend nahebringt. Dank dafür, und auf den Weihnachtstisch damit!

Albert Geßler.

Nekr M 37

M ..... N° .....

ARGUS SUISSE DE LA PRESSE S.A.

Schweizer Argus der Presse A.G.

GENÈVE — 23, Rue du Rhône, 23 — GENF

Adr. télégr. : Coupures Genève. — Téléphone 4005

Bureau de coupures de journaux sur tous sujets et personnalités, Traductions en toutes langues. Travaux de rédaction.

Bureau für Zeitungsausschnitte, Personalnachrichten, Uebersetzungen

CORRESPONDANTS : — VERTRETUNGEN :

Paris, Berlin, Vienne, Londres, Milan, Christiania, Budapest. Boston, Amsterdam. New-York, Mexico.

Journal : Wissen und Leben

Adresse : Zürich

Date : 4 Heft-15 Nov 1908

VOIR AU VERSO

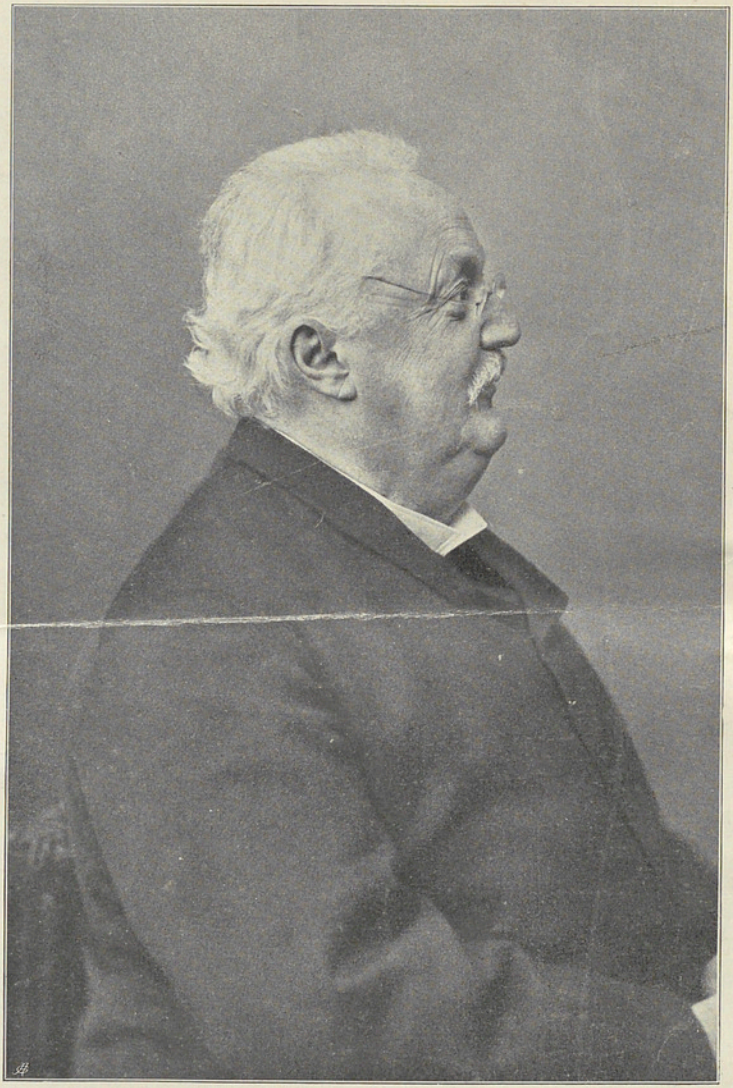
ZENTRALBIBLIOTHEK ZÜRICH

Nekr

Tarif Fr. 0.30 par coupure — per Ausschnitt

Tarif réduit, paiement d'avance, sans période de temps limité.	par 50 coupures. . . .	Fr.	13.50
	» 100 »	»	25.—
Ermässigter Tarif. Vorausbezahlung ohne bestimmten Ablaufstermin	» 250 »	»	55.—
	» 500 »	»	105.—
	» 1000 »	»	200.—

On traite à forfait, au mois, au trimestre, à l'année.
Zeit-abonnements (1/4 1/2 1/1 Jahr) nach spezieller Vereinbarung



CONRAD FERDINAND MEYER

GESTORBEN AM 28. NOVEMBER 1898

Dein Leben hab ich heute neu gelesen,
Wie Jugendnächte stumme Wirrnis klagten,
Die Jahre hart nach Daseins Zielen fragten,
Und wie zum Riesen wuchs Dein Will und Wesen.

Wo ist die Qual, von der Du nicht genesen?
Dein Leben war ein Boot, das Stürme jagten,
Ein Pfad, darüber morsche Felsen ragten,
Und doch ist all Dein Dichten Kraft gewesen.

Auf dass Dein Leib des Menschen Schwachheit spüre,
Die starke Lösung tief die Seele rühre,
Bist Du den Weg der Not so lang gegangen.

Dass, wenn im Sturm der Mut uns fast entführe,
Dein Feuergeist des Willens Flammen schüre,
Klingt nun Dein Ruf: Verfolgt, doch nicht gefangen!

GOTTFRIED BOHNENBLUST

□□□

CONRAD FERDINAND MEYER IN SEINEN BRIEFEN

Der Kreis der grossen Briefschreiber aus dem verflossenen Jahrhundert beginnt sich zu schliessen. Soeben ist ihm, mit über tausend Briefen, Conrad Ferdinand Meyer beigetreten; eingeführt hat ihn sein Freund und Biograph Adolf Frey[1]).

Ich kann es mir nicht anders denken, als dass man die Briefe Conrad Ferdinand Meyers mit Spannung zur Hand nehme; denn es lässt sich aus des Dichters Werken so schwer ein Schluss auf sie ziehen. Es fehlen in diesen Werken die sozusagen familiären Stellen, der idyllisch behagliche Kleinkram, welcher oft aus den Dichtungen der Meister in ihre Briefe hinübergesprungen zu sein scheint, oder umgekehrt. Allerdings ist auch die Dichtung C. F. Meyers persönlich. Aber dieses Persönliche ist mit altzürcherischer Verschlossenheit versteckt. Meyer braucht, wie er selbst sagt, die historischen Stoffe, um das seelische Bekenntnis, das auch er ablegen will, zu verschleiern, den Betastungen der Menge zu entrücken, so gut es geht. So hat seine Dichtung mit dem, was man im täglichen Leben ausspricht, wenig gemeinsam, und die Briefe müssen also von Meyer Neues bringen.

In wie hohem Masse aber schliesslich doch wieder der Briefschreiber Meyer und der Verfasser des „Heiligen" und des „Pescara" bis herab zur grossen Unergründlichkeit dieser Helden, sich gleichen, und vermöge der Wahrheit, welche Werk und Wesen jedes wahren Künstlers eins und unteilbar macht, gleichen müssen, möchten die nachfolgenden Zeilen darzustellen versuchen.

* * *

Gewisse Vorzüge der Meyer-Briefe konnten zum Voraus darin erwartet werden. Es sind die Meisterschaft des Ausdrucks, die Darstellungskraft, das Feingefühl, die Schönheit der ethischen Standpunkte. Im übrigen aber lernen wir, der Vorstellung, welche Stoffe und Helden Meyers in uns wachrufen, entgegen, eine äusserst zart organisierte Persönlichkeit kennen. Gerade wie das

[1]) Briefe Conrad Ferdinand Meyers. Nebst seinen Rezensionen und Aufsätzen, herausgegeben von Adolf Frey. Mit vier Bildern und acht Handschriftenproben. Zwei Bände. H. Hässel Verlag in Leipzig. 1908.

süsse Behagen, das die Dichtung Gottfried Keller's durchsonnt, von ihrem Schöpfer zum grossen Teil nicht erlebt wurde, so gehört auch die Kraft und Leidenschaft, die wir mit dem Namen C. F. Meyer verbinden, scheinbar wenigstens, nicht ihm selbst, sondern seinem Stil und seinen Helden. Beide Dichter haben die höchsten Vorzüge ihrer Kunst mit den entsprechenden Einschränkungen in ihrem Leben bezahlt und so die schöpferische Kraft der Sehnsucht tatsächlich bewiesen, da doch Jeder das von seinen Grundanlagen geforderte Leben in seiner Kunst ausgestaltet hat.

Denn die in der Kunst geltenden Gesetze sind so hart wie weise, und Ökonomie steht obenan.

Vergeblich suchen wir in den Briefen C. F. Meyers allerdings auch nach Kraft und Leidenschaft nicht; sie treten überall dort zutage, wo Meyer über die Kunst und seine Kunst spricht.

Sie sind, diese Briefe, von jener Energie gespeist, deren unsere Generation, wie keine andere, bedarf; der Energie, welche leicht erschöpfbaren Nerven ihre Unüberwindlichkeit und geheimnisvolle Kraft entgegensetzt.

Es ist heute unser Schicksal, mit einem geringern Erbteil an Kraft eine kompliziertere Denk- und Gefühlsarbeit zu leisten, als dies bei den Vorfahren der Fall war. Meyer, aus hochkultivierter Familie stammend, hat dieses Gegenwartslos vor fünfzig Jahren schon vorausgelebt.

Und in vorbildlicher Weise hat er es getan. „Ihr stellt des Leids Geberde dar, Ihr meine Kinder ohne Leid!“ Gleich Michelangelos Statuen stehen die Dichtungen Meyers, wie jede wahre Kunst, gereinigt und jenseits. Von der, wenn man es so nennen kann, diesseitigen Qual und Sorge, Mühe und Treue, mit welcher sie bezahlt, und freudig bezahlt worden sind, geben nun die Briefe Zeugnis. Darum ergreifen und erheben sie. Wie es Jugendbücher gibt, sind die Briefe C. F. Meyers ein Idealistenbuch.

Nach einem in Worten ausgedrückten Pathos suche man aber nicht darin. Es liegt lediglich in der Gesinnung, die sich hier kundgibt. Die Briefe Meyers sind einfach natürlich, sachlich, in manchen Fällen kurz. Die Briefe an Gottfried Keller vielleicht zeigen künstlerische Mühewaltung.

Sonst aber schreibt Meyer als Privatmann, wobei er allerdings durch die Stoffe, welche mehr denn zur Hälfte dem

Kunstgebiet entnommen sind, durch die Stilgewandtheit, Darstellungskraft, Tiefe und Schönheit des Gefühls und Räsonnements doch den Künstler verrät. Meyers Briefstil unterliegt, wie auch seine Handschrift, von welcher so merkwürdige Proben vorliegen, naturgemäss starken Wandlungen. Massgebend für die Sammlung ist der Stil der Reifezeit (1870—92). Er ist von einer kräftig zusammenraffenden Gewandtheit, an der das beim Dichter so mächtig gewesene französische Beispiel seinen Anteil hat und die das Ergebnis einer mit dem Fleisse von Jahrzehnten geübten Denktätigkeit ist. — Das Charakterbild, das die Briefe Meyers enthalten, gedeiht um so vorzüglicher, als einer seiner Hauptzüge, eine edle Offenheit und Unverborgenheit der Äusserungen, es in diesem Falle vervollkommnen helfen.

Meyers Selbstporträt zeigt ihn als Künstler, denn diesem war der Mensch in ihm vollkommen untertan. Was dieser Mensch hofft, fürchtet, begrüsst, ersehnt, was er beklagt, wird seiner Kunst dienlich oder hinderlich sein. Vielleicht würde er es sonst gar nicht erwähnen. Denn schliesslich war es wohl doch das Glück seines entstehenden Werkes, das, seinen Ausdruck verlangend, den ursprünglich zurückhaltenden Mann seine Reserve brechen liess.

Oft wundert sich Meyer selbst über seine Mitteilsamkeit. „Soll ich 1883 zum Plauderer werden?“ frägt er, einen Brief an Rahn schliessend.

Der Lust Meyers am künstlerischen Bekenntnis verdanken wir sein in diesen Briefen so vollständiges Lebensbekenntnis, vielfach auch das Bild seines Alltags und einen unvergleichlichen Beitrag zur Psychologie künstlerischen Schaffens.

Welches ist der Stimmungsgehalt, mit dem das Werk Meyers das Leben seines Schöpfers beschenkt? Wie steht Meyer als Denker zu diesem Werke? Was leistet er für dasselbe in ethischer Beziehung? Was bedeutet er als Beurteiler fremder Kunstwerke? Welche Eigenschaften besitzt er als Freund? Was gibt dem Charakterbilde des Dichters die individuelle Besonderheit? Auf alle diese Fragen geben die Briefe hundertfältige Auskunft.

Denn sie stellen die zwei, respektive drei Jahrzehnte Dichterleben, von denen sie Zeugnis geben, wiederholt, und, den Grundzug der Wahrheit unangetastet, verschiedenartig dar. Conrad Ferdinand Meyer war viel zu feinfühlig und viel zu sehr Künstler,

um nicht jeweilen seinen Ton auf den Empfänger abzustimmen und abstimmen zu können. Selbstverständlich auch, dass Unterschiede der Nationalität, Alters- und Berufsverschiedenheiten, Freundschaftsgrade die Wahl des Mitzuteilenden und die Art der Darstellung beeinflussten! Gilt es einem in der Ferne wohnenden Freunde Heimat, Werk und Alltag bekannt zu machen, so schaut, misst und wertet Meyer sein Thema gleichfalls von aussen her. Kleine Gesamtbilder entstehen; wogegen die Briefe an die schweizerischen, besonders auch die zürcherischen Adressaten sich auf Bruchstücke beschränken können und dort das so ausserordentlich reiche Detail entsteht.

Conrad Ferdinand Meyers Treue an seinem Lebenswerke manifestiert sich überall in seinen Briefen. Man kann bei diesem Dichter von einer vorgreifenden, von einer, da sie ihren Lohn nicht kannte, um so rührenderen, instinktiven Treue reden. Meyer hat seine tragisch späte Reifezeit unerschütterlich entschlossen abgewartet, jede Ablenkung mit einer Energie abwehrend, welche dem zarten Träumer und Ängstlichen schwer genug fallen musste. Er hat sein „Leiden eines Knaben" bis tief in die Mannesjahre hinein gelitten. Spuren davon sind in den Briefen der jüngern Jahre noch hin und wieder zu finden, obwohl sein Stolz und seine Noblesse, seine rücksichtsvolle Scheu, einen Freund mit seinen Lasten zu bedrücken, sie auf den kleinsten Raum zurückdrängt. Hierher gehört das sonderbar berührende Wort an Fr. v. Wyss: „Ich werde da (im Gottesdienst in Rom) immer innig ergriffen; ja, auch sonst leide und kämpfe ich viel; aber was geht das Dich an?"

Bei der relativen Klaglosigkeit der Jugendbriefe üben die wehmütigen Stellen, die wir insbesondere in den Bekenntnissen an F. Bovet finden, stärkere Wirkung. „Ce sont mes études, qui me consolent un peu; sans cela je serais bien à plaindre", schreibt der dreissigjährige Meyer an den neuenburgischen Freund.

Die Briefe an Bovet zeigen das Bild des jüngern Meyer mit überaus weichen, allerdings schon bedeutenden und mächtig individuell durchgearbeiteten Zügen. Noch eignet ihnen die Sanftmut, die er in dem bekannten spätern Gedichte als so früh verloren beklagt. Gleicherzeit machen sich geltend eine imponierende Fülle gelehrten Wissens, eine Vertrautheit mit der französischen

Literatur, die auf einen Schriftsteller und künftigen Dichter romanischer Zunge schliessen liesse und ein feinstes Urteil. Die psychologische Beschaffenheit von Meyers Briefen aus der ersten Periode ist unerschöpflich reich und tief. Der werdende Dichter hat sich, was nur natürlich ist, bis zur poetischen Erfassung geschaut und gezeichnet. Und wie fein ist sein Stift: „C'est moins le métier qui me tente, bien que j'aie fini par l'apprendre, que certaines profondeurs de l'âme où j'aimerais descendre, n'importe dans quelle forme. Je me fais l'eflet d'un homme portant, à travers la foule insouciante ou préoccupée, un vase, auquel il tient beaucoup." — (24. Juni 1877.)

Auf früh errungene Lebensstellungen blickte Meyer wehmütig, doch ohne Neid und unbeirrt. Schliesslich ward ihm seine stolze Festigkeit doch nicht schwer. Es ging ihm wie dem von seinem Genius gerufenen Dionysos[1]): „Bin nicht mein eigener Herr. Hab nicht die Wahl!"

„Ce qui m'étonne et m'attire tant en vous, qu'en Z., c'est cette source vive et vivifiante de charité, dont je sens la chaleur et dont je tâche involontairement de me rapprocher, mais que je ne possède pas." Erkenntnisse und sehnsüchtige Wünsche solcher Art waren auch ein Leidenstribut Meyers an seine Künstlerschaft, die unbewusst alle Kräfte seines Wesens sammelte.

Was übrigens die Briefe an Bovet anbelangt, so ist das Folgende nicht zu vergessen: Ein scheinbarer Ausnahmeteil der Sammlung, sind sie dort von hoher Bedeutung. Meyers Begabung und Geistesrichtung hatten einen ausgesprochen romanischen Teil, welcher nach dem französischen Worte naturgemäss verlangte, wie er es auch leicht und schön fliessen machte. Überhaupt fand dieser romanische Teil hier eines seiner, übrigens nicht seltenen, Ausdrucksgebiete. Ferner, und hauptsächlich auch, hatten Menschen romanischer Zugehörigkeit Meyers unverstandene Jugend geherbergt. Seine Treue gehörte ihnen. Mit ihrer seelischen Subtilität passten sie ohnehin zu ihm. Ihre Geneigtheit, ethische und religiöse Fragen zur Verhandlung zu ziehen, öffnen der seinigen Tor und Riegel. Wie Meyer auf jeden seiner Korrespondenten reagierte, so geschah es in bezug auf den französich-schweizerischen Christen und homme de cœur.

[1]) Spitteler: A. Frühling, III, 7.

Das Stimmungsbild nun der spätern Meyerbriefe (Meisterzeit) enthüllt seine bewegte Schönheit nicht dem ersten Blicke. Zumal diese Briefe auch des Humors entbehren und ihr Verfasser den Lyriker eigentlich vollständig verleugnet! Wenn Meyer seinem Freunde Lingg meldet, dass er von seinem Giebelzimmer aus mindestens zehn Kirchtürme zählen könne, so scheint zwischen dem Schreibenden und dem ergriffenen Lauscher auf das mit der „Abendsonne wandernde" Geläute am Zürichsee kaum eine Gemeinschaft zu herrschen.

Das landschaftlich lyrische Moment, wenigstens wo des Dichters Heimat in Frage kommt, fehlt in den Briefen Meyers ganz. Wenn er einmal an den in Italien weilenden Wilde meldet, dass er auf seiner obersten Gartenbank „mit dem stillen Blick auf die Hügelbiegungen" gesessen habe, so erwähnt er es, weil es an einem Januartage geschah. Wahrscheinlich haben wir hier wieder die schon genannte Ökonomie; Meyer trennt, um ein Wort Adolf Freys zu gebrauchen, Kunst und Korrespondenz.

Dass er es aber im Gebirge nicht so hält, und in den Altersbriefen Gebirgszenerien, wenn auch nicht mehr mit breiter Fülle malt, so doch grosszügig skizziert, beweist nicht allein seine Leidenschaft für die „sturmdurchbrausten Bündneralpentäler", sondern auch in welchem Masse ihre Luft und Sonne seine Kräfte lösten und befeuerten. Meyer und Bünden! Es ist nicht abzuwägen, was die beiden für einander geleistet, wie sie sich gegenseitig gegeben und vergolten haben. Gesundheit, Wanderglück, Stoffe, Schauplätze, Inspirationen gegen poetische Verklärung und entriegelte Vergangenheit eines grossen Landes!

Italienische Landschaftsbilder von grosser Vollkommenheit enthalten die Briefe Meyers allerdings auch, doch datieren sie auch fast alle aus den jüngern, den Lehr- und Wanderjahren.

Tages- und Jahreszeiten, Jahreswenden, früher Schnee und früher Knospendrang, trockener Winter, Regensommer, milder Herbst, Klima und Witterung überhaupt sind allerorten in dieser Korrespondenz in betracht gezogen; aber, man vergleiche selbst, doch fast immer in Verbindung mit des Dichters Arbeit, in bezug auf Wirkungen, die dem Hochempfindlichen daraus erwachsen.

Deutlich ist den Briefen zu entnehmen: Lenzessonne und weisses Segel zu sehen, bedeutete für den Dichter Glück (sonst

wäre seine Lyrik überhaupt nicht da); über dieses Glück ging ihm doch dasjenige, die beglänzten Heimatbilder in den Rahmen seiner Kunst zu bannen. Ein Gefühl poetisch umgebildet und geformt zu haben, gab ihm Anlass zu seinen stärksten Gefühlen.

Jedenfalls lassen die lakonischen Andeutungen von Naturvorgängen den verständnisvollen Leser der Meyerbriefe nicht gleichgültig, er empfindet das Festliche in einer Meldung des Dichters an Lingg, dass seine Kastanienbäume schon Knospen trügen, da er weiss, dass mit dem Saft in den Bäumen Meyers produktive Kräfte sich regten. Wie die Natur Meyers Schaffen beeinflusste, auch auf dem Wege über sein körperliches Befinden, darüber sind die Briefe voll interessanter Aufschlüsse.

„Auch wir geniessen den Frühwinter. Jedes frühe Einnachten und Lichteranzünden ist mir ein Fest", schreibt Meyer einmal an Wille. Seinem tiefsten Werte nach beurteilt, ist das Los, von welchem die Briefe C. F. Meyers (Reifeperiode) Kenntnis geben, ein beneidenswert glückliches. Aber allerdings, um beim Begriffe zu bleiben, von den Göttern beneidet! Meyer besass nicht nur den Ruhm, ein inniges Schaffensglück, ein reines und gelassenes Gemüt, Hoffnungsfähigkeit, grosse Lebensanschauungen, die eigene Scholle und den eigenen Herd, sondern es stand ihm das, zum grossen Teil wenigstens, auf den dunkeln Hintergründen, die ein Glück hervorheben. („Ich lebte nicht, ich war im Traum erstarrt.") Doch konnte bei einer so komplizierten und subtilen Natur die Scheidung zwischen Hell und Dunkel keine vollständige werden. Die Schatten aus den jungen Jahren drängten auf die Daseinshöhe nach.

Zu einem robusten Glücke, nur schon zur Lebenssicherheit, zur Zuversicht war C. F. Meyer nicht begabt. Ein ängstlicher Flüchtling vor der Alltagsroheit musste er ohnehin bleiben. Und das Vergänglichkeitsbewusstsein zu irgend einer Stunde zu verlieren, war ihm auch nicht beschieden.

Gute Nachrichten, Besserung seines Gesundheitszustandes, Genesungshoffnung, kommende Freude, ob sie auch die verdiente Frucht schwerster Mühe war — von dem allem redet er zaghaft und mit hundert Vorbehalten. „Unberufen", „dreimal unberufen", „Deo volente" heisst es überall. Von einer Zeit des Wohlseins

für sein ganzes Haus, schreibt er: „Wir geniessen sie mit Dank und Bescheidenheit.“ Man lese C. F. Meyers Neujahrsbriefe!

Es wäre ja nicht möglich, dass die Briefe Meyers, so kühl sie teilweise scheinen, nicht ein Stimmungsgeheimnis umschlössen. Hier, in der unter einer mit stolzem Willen geglätteten Oberfläche bebenden Rastlosigkeit, in der, wie Adolf Frey sagt, „Gedämpftheit der Glücksbotschaften“, in der mit den Sorgen wachsenden Kraft zur Dankbarkeit, zur Hoffnung können wir es finden. Es ist ein rührendes Wort, das Meyer, dem doch gewiss das Ahnungsvermögen nicht abging, dicht an der Schwelle seines tragischen 1892 an Wille schreibt: „Wir wollen vertrauen!“

Deutlicher als der Gefühlsgehalt mag für manchen Leser der Gedankenwert der Briefsammlung zutage liegen. Ihr Verfasser verfährt in seiner Darstellungsweise doch recht realistisch. Er behandelt seinen Gegenstand (Kunst und in ihrem Dienste stehendes Menschenschicksal) als Denker und noch im besondern als geistreicher Kopf. Am vollkommensten arbeitet er hier in eigener Sache. Wer in dem zwei starke Bände füllenden Kunstbuche eine entsprechend reiche Darstellung von Meyers zeitgenössischer Kunst erwartete, ginge, in gewisser Beziehung wenigstens, fehl. Das hängt hier an ganz besondern Umständen: Meyer besass ein angebornes, untrügliches, Kunsturteil. Er beweist es durch Aussprüche, sagen wir über Hebbel, Otto Ludwig, Goethe, über Böcklin, Shakespeare, über Wagner und Mozart, von den Renaissancemalern, den Hausgöttern seiner eigenen Kunst nicht zu reden. An hundert Stellen meldet sich, ungesucht, blitzschnell auftauchend seine ungeheure, genial verwertete Belesenheit. Anderseits aber bemerken wir an dem Kritiker Meyer hier eine gewisse Unlust, eine seiner genialen Begabung scheinbar widersprechende Unsicherheit des Tons. „Die Sache ist die“, schreibt er einmal an Frey, „dass von den namhaften Schriftstellern jeder so voll von sich selbst ist, dass ihm jedes liebevolle oder nur gerechte Eingehen auf Fremdes eine schmerzhafte Bewegung ist.“ Diese schmerzhafte Bewegung musste Meyer, der für seine eigene Kunst unbedenklich litt, sich tunlichst ersparen; er tat es auch mit dem Trieb der Selbsterhaltung.

Dazu kam ein anderes: Rücksichten, Pflichten der Höflichkeit oder Dankbarkeit, Gefühle der Pietät bringen Meyer wiederholt

in die Lage, über Dichterwerke zu reden, deren Unwert, wenigstens von seinen Standpunkten aus, er klar erkannte. Ferner trat herzu seine allgemeine, wie er sich selbst ausdrückt, Courtoisie, seine grosse Scheu, jemandem weh zu tun, sein Bedürfnis, wahr zu bleiben, sein begreiflicher Wunsch, sein Urteil nicht zu kompromittieren, und schliesslich die Durchsichtigkeit aller seiner Äusserungen. Eine bei aller Fülle der Einzelvorzüge im Verhältnis zu ihrem illustren Ursprung leise Unzulänglichkeit einiger literarischen Urteile, auch in den Rezensionen, ist also bei Meyer erklärlich. Hie und da begegnen dem Dichter, welcher für Freunde, wie Lingg, Meissner, Dahn, mit Herzlichkeit fühlt, leichte Überschätzungen. Das zwar eher im Anfang seiner Beziehungen zu ihnen, so lange er sich selbst unterschätzte. Lingg allerdings verdiente mit einem grossen Teil seiner Kunst Meyers Wertung, auch war sie, bei den pathetisch historischen Neigungen beider, begreiflich, wie es auch natürlich ist, dass Heyse mit seiner Sorgfalt und Klarheit dem selber den feinsten Meissel führenden Zürcher wohl behagte. An Lingg: „Ich bin gewiss, dass sich in denselben (in Dramoletten Linggs) Ihr ganz besonderer Sinn für kosmische und historische Krisen, für die Mächte und Seelen des Weltlebens manifestiert, der ja in Ihrem kleinsten lyrischen Gedicht ebenso sichtbar ist, wie in Ihrer Völkerwanderung und Ihre Grösse ausmacht, an der sich gar nicht mäckeln lässt."

An Heyse: „Ohne Musse, wie ich gegenwärtig bin, habe ich erst das sehr feine Lustspiel gelesen, d. h. vorgelesen und freue mich, der ich Ihre Sachen nur in reiner Stimmung und lernenshalber sehr aufmerksam, Wort für Wort betrachte, besonders auf „Siechentrost" usw.

Mit Lust und Liebe, ungezwungen, darum meisterhaft urteilt Meyer über Werke von Gottfried Keller und Adolf Frey. In der Lage, mit literarischem Freundesrat zu dienen, gibt Meyer oftmals seine ganze, ausserordentliche Bedeutung an den Tag. Man vergleiche zwei Briefe an H. Friedrichs vom 28. März und 5. April 1891. Welche Energie hier der künstlerischen Intelligenz! Welche Hilfsbereitschaft! Zugleich wird augenscheinlich (es handelt sich um ein Drama) wie zum Greifen nahe Meyer selbst dem Drama mit den Anstrengungen seiner lebenslangen Sehnsucht gekommen war.

Und nun Meyer als Erklärer, Beurteiler, Ergründer seines eigenen Werkes! Meyer, der das Urteil der Welt so schmerzlich schwer und wichtig nimmt, wie er es anderseits gering achtet! Meyer, dem die Gelegenheit, sich über fremde Auffassungen seiner Dichtung zu wundern, nicht ausgeht! „Mir dagegen könnte es verleiden, wenn ich nicht noch ein paar ganz aparte Motive hätte, so viel Briefe von Toren und Törinnen hat mir neuerdings Pescara zugezogen, welcher seltsamerweise trotz seiner elegischen Schlusstöne aufregend und beunruhigend zu wirken scheint."

Dieses Gebiet der Briefsammlung ist so reich, dass ich es hier nur streifen kann. Es ist sehr interessant, wie Meyer mit der kleinen Schar erlesener Köpfe, mit dem ihm befreundeten Stabe von Ratgebern oder wenigstens Sachverständigen, die er um sein entstehendes oder schon vollendes Werk versammelt, die Hauptangelegenheit seines Lebens gemeinsam behandelt. Vor allem geschieht es mit einer stetig gleichen Liebenswürdigkeit und Dankbarkeit. Er nimmt jeden Rat wichtig und erwägt jeden Einwand. Er dankt verbindlich und sucht fremden Auffassungen gerecht zu werden, auch wo sie für den so aussergewöhnlich fest auf sich selbst Gestellten schon erledigt oder unmöglich waren.

Meyer nimmt Gelegenheit, sein Werk zu analysieren, vorgreifend darzulegen, wie z. B. an Haessel; er kommt in die Lage, es zu verteidigen und auf seine ethischen Absichten hinzuweisen (unter denen eine strenge Erfüllung der Gerechtigkeit obenan steht. Er spricht auch von einer geschichtlichen Gerechtigkeit, in deren Dienst er im Jenatsch z. B. alle Typen der Zeit versammelt.).

Änderungen werden begründet und besprochen. Wir sehen, wie schonungslos Meyer Jugendwerken zuleibe ging, wo es sein musste. An Wille, anlässlich einer Neuauflage des Hutten: „Die letzte Nummer, der Tod, hat mich Mühe gekostet. In unserer ersten und zweiten Ausgabe ist gerade diese Nummer auffallend schwach. Es ist klar, besonders nach den lamentabeln vorhergehenden Nummern und auch kraft des heldenhaften Charakters, dass der Held heroisch abfahren muss, nicht sentimental."

Wir erfahren die weise erwogenen Missionen, welche diese oder jene Personen im Dienste der Wirkungen seiner Dichtung erfüllen müssen, dass Jenatsch keine anderen Mithelden ertragen hätte als Waser und Werdmüller, warum der Heilige dargestellt

wurde „wie Hans der Armbruster ihn kannte", was die Gestalt des Dante im Mönch zu tun hat; wir vernehmen wie die kleine Episode von Poggios verlorenem Sohn im Brigittchen nicht nebensächlich ist, wie die barocke Beleuchtung, die im Schuss von der Kanzel auf alle Gesichter fällt, Vorwürfe gegen einzelne Gestalten entkräftet; wir vernehmen, dass Pescara eine Symbolik birgt: (das sterbende Italien bewirbt sich unwissentlich um einen sterbenden Helden) u. s. w. Mit dem Blick in die Werkstatt gewinnen wir auch eine Vorstellung von Meyers unvollendet gebliebenen Werken und von der jahrelangen verlorenen Arbeitsmühe, welche an ihnen hängt. Nicht ganz verloren allerdings! Denn gerade hier, wo sie wieder auflebt, errichtet sie einer ungewöhnlichen Künstlertreue die schönen Denkmäler.

Die Wegweiser und die Eröffnungen über des Dichters gewordenes Werk sind wie gesagt unerschöpflich.

Selbst dem gewiegtesten Meyerkenner werden Aufschlüsse wie der auf Seite 144 II zu findende über Pescara noch viel zu sagen haben. Eine Charakteristik des Heiligen vom 2. Mai 1880 an Lingg behandelt ihren Gegenstand bewunderungswürdig. Das Nämliche gilt von den Vorbesprechungen des Jenatsch (S. 10 und 14 II); sie zeigen uns den kurz vor ihrer Niederschrift noch Namenlosen als den fertigen Conrad Ferdinand Meyer.

Dann Meyers Arbeitsweise und Verhältnis zu seiner Arbeit! Am besten können hier einige, für hunderte stellvertretende Zitate sprechen: „Idealisiere dir meine Lage ja nicht. Von anderm abzusehen, zerdenke ich mich fast an meinen neuen Stoffen, in Erwartung des Momentes, wo ich mich, nach völliger Durchdenkung derselben, dem Instinkt überlassen kann, der in solchen Sachen immer noch der beste Führer ist." (24. Dez. 1877 an F. v. Wyss.) „Gewiss brüte ich über Neuem und sogar Gewagtem, doch fein behutsam und sozusagen hinterlistig, da ich, nach meinem schweren 1888, die Lebenssicherheit noch nicht völlig gewonnen habe." (20. April 1889 an Lingg.) „Hier, in labore, ist ein Jungquell, der, nicht zu viel noch zu wenig gebraucht, Wunder wirkt." (16. Febr. 1882 an Frey.) „Ich mache stets vorwärts, sehr sorgfältig. Bitte, harren Sie gleichfalls aus! Wir wollen eine ganz makellose Angela haben. Bella cosa!" (Während

der Korrektur. An Haessel.) „Ich selbst denke von meinem Geschriebenen sehr mässig, desto vorteilhafter von dem noch auf der Esse liegenden, um welches noch die Flamme der Phantasie züngelt." (4. Dez. 1882 an Calmberg.) „Es geht mir erträglich: ich besitze und liebkose einige singuläre Motive." (2. Juni 80 an Meissner.) „Seltsam, während mich die Erkältung eines Freundes quasi krank machen kann, ist es mir rein unmöglich, auch wenn ich den besten Willen dazu hätte, mich über eine lit. Verunglimpfung oder Verkleinerung im Geringsten zu ärgern." (27. Mai 1890 an Lingg.) „Wenn ich Ihnen durchsichtig wäre, so würden Sie erstaunen, wie ferne mir solches liegt, (es war von industrieller Ausbeutung der Arbeit die Rede) „Grosser Stil, grosse Kunst — all mein Denken und Träumen liegt darin. Es ist auch allein diese Passion, die mich Dinge leisten lässt, die über meine Naturanlage gehen." (16. Juni 1879. An Haessel.)

ZÜRICH (Schluss folgt,) ANNA FIERZ.

□□□

C. F. MEYERS „AMULETT" UND DIE „CHRONIQUE DU RÈGNE DE CHARLES IX." VON PROSPER MÉRIMÉE

In seiner ersten Novelle, dem „Amulett", erzählt C. F. Meyer, wie ein junger protestantischer Edelmann, Herr Schadau aus Bern, im Jahre 1572 nach Paris reiste, um unter Coligny, an den er empfohlen war, in den Niederlanden zu kämpfen; wie er unterwegs einen eifrigen Katholiken, den jungen Boccard aus Freiburg im Üchtland kennen lernte, der in der Schweizergarde der allerchristlichsten Majestät diente; wie Schadau, Sekretär des grossen Admirals geworden, sich mit Gasparde, einer Nichte Colignys verlobte; wie er sich mit dem Grafen Guiche, der Gasparde beleidigt hatte, schlug und dabei seine Rettung dem glücklichen Zufall verdankte, dass die Klinge seines Gegners an einem Amulett abprallte, das Boccard dem protestantischen Freunde heimlicherweise in die Brusttasche geschoben hatte; wie Schadau am Abend

vor der Bartholomäusnacht von Boccard in das Louvre gelockt und dort zu seiner Rettung gefangen gehalten wurde; wie er am Morgen nach der Schreckensnacht seine Gasparde den Händen fanatisierter Katholiken entriss, wobei sein Helfer, der treue Boccard, umkam; wie endlich Schadau und Gasparde verkleidet die rettende Schweizergrenze erreichten. — Meyers „Amulett" ist zu Beginn der Sechziger Jahre konzipiert und 1872/73 vollendet worden.

In der „Chronique du Règne de Charles IX.", einem etwas lose gefügten Roman, den Prosper Mérimée im Jahre 1829 hat erscheinen lassen, wird Folgendes erzählt: Bernard de Mergy, ein junger französischer Edelmann protestantischen Glaubens, reist im Jahr 1572 nach Paris, um unter Coligny, an den er empfohlen ist, in den Niederlanden zu kämpfen. Er stellt sich dem grossen Admiral vor und wird unter die Edelleute aufgenommen, die dessen Begleitung bilden. Bald nach seiner Ankunft in Paris trifft Bernard de Mergy seinen Bruder George, der Katholik geworden ist und eine Kompagnie der Gardes du Roi befehligt. Von ihm bei Hofe eingeführt, lernt Bernard die Gräfin de Turgis, eine eifrige Katholikin, kennen und verliebt sich in sie. Um ihretwillen schlägt er sich mit dem Chevalier de Comminges; er verdankt seine Rettung dem Glücksfalle, dass der Degen seines Gegners an einem Amulett abgleitet, das ihm seine Geliebte vor dem Kampf umgehängt hat. Eben diese Dame rettet ihn in der Bartholomäusnacht, indem sie ihn in ihrer Wohnung verborgen hält. Verkleidet entkommt Bernard de Mergy später nach La Rochelle, dem Bollwerk des Protestantismus.

Wie man sieht, stehen sich das „Amulett" und die „Chronique" in Bezug auf die Anlage der Handlung ziemlich nahe. Werfen wir einen Blick auf ein paar Einzelzüge. Der Anfang des Buches von Mérimée führt uns in ein Dorfwirtshaus in der Nähe von Étampes, wo Bernard de Mergy am Tage vor seiner Ankunft in Paris Herberge nimmt. Das dritte Kapitel der Meyerschen Novelle, mit welchem die Handlung erst eigentlich beginnt, versetzt uns in ein Wirtshaus in der Nähe von Melun, wo Schadau vor seiner Ankunft in Paris nächtigt. — Die beiden protestantischen Edelleute, Schadau und Bernard de Mergy, wohnen in den ersten Tagen nach ihrer Ankunft in der Hauptstadt der

aufreizenden Predigt eines Franziskanermönchs bei.— Eine Herberge, wo die jungen Adeligen gelegentlich speisen, heisst in beiden Erzählungen: zum „Mohren“ (vergleiche „Chronique“ Seite 48 und 58, „Amulett“ Seite 91). — Bei einem Gange durch das Louvre wird Schadau von Boccard in das Studierzimmer des Königs Karl IX. geführt: „da herrschte eine gräuliche Unordnung. Der Boden war mit Notenheften und aufgeblätterten Büchern bestreut. An den Wänden hingen Waffen. Auf dem kostbaren Marmortische lag ein Waldhorn.“ George de Mergy wird vom König zur Audienz in sein Privatzimmer befohlen: „Un assez beau tableau . . . était accroché entre une longue arquebuse et un cor de chasse. Sur le plancher, un chapelet et un livre d'heures gisaient pêle-mêle avec des filets et des sonnettes de faucon.“ — Die Gräfin de Turgis richtet vor dem Duell an den Geliebten die ängstliche Frage, wie es mit seiner Fechtkunst stehe: „Comminges est la meilleure épée de la cour.“ Und daran schliesst sie die dringende Bitte, Mergy möge sich, bevor er der Gefahr die Stirne biete, zum Katholizismus bekehren. Boccard gibt unter denselben Umständen dem Freund eine Klinge in die Hand, damit er seine Kunst zeige. Und wie er sieht, dass Schadau „einem so raschen Teufel“ wie Guiche nicht gewachsen ist, so sagt er zu ihm: „Es gibt nur ein Mittel, Dich zu retten. Wende Dich an unsere liebe Frau von Einsiedeln.“ — In der Bartholomäusnacht die Strassen von Paris durcheilend, sieht George de Mergy unter anderm „une femme accrochée à une des poutres du pont. Elle tombera . . . non, elle ne tombera pas.“ Schadau sieht am Morgen nach der Schreckensnacht, wie der alte Châtillon, Gaspardes Pflegevater, zum Fenster hinausgedrängt, sich einen Augenblick noch mit schwachen Händen an das Gesimse klammert, dann loslässt und aufs Pflaster stürzt.

Man setzt sich wohl kaum dem Vorwurfe aus, ein literarischer Schnüffler zu sein, wenn man erwägt, ob der Verfasser des „Amuletts“ nicht vielleicht die „Chronique“ von Mérimée gekannt, sie in freier Weise benützt habe. Diese Überlegung führt auf die weitergreifende Frage, ob Meyer überhaupt in seinem Schaffen unter französischem Einfluss stehe. Die Meinungen darüber gehen auseinander. Karl Spitteler sagte: „Je öfter ich seine Novellen lese, desto unbedenklicher urteile ich: das ist französisch, nicht

deutsch, französisch bis in den Bau des Satzes . . . wohlverstanden nicht modern französisch, sondern französisch aus der klassischen und vorklassischen Zeit . . . Ich möchte die gesamte Kunstweisheit des Dichters, vor allem sein eminentes Formgefühl auf französische Ursprünge zurückführen."[1]). Gustav Pfizer fand beim Durchgehen der zwanzig Balladen, die Meyer im Jahre 1864 erscheinen liess, dass der französische Geist und das französische Idiom durchsickere[2]); und ich habe dasselbe empfunden, als ich nach längerer Beschäftigung mit dem französischen Schrifttum wieder anfing, Meyersche Prosa zu lesen. Aber: ein Zeuge, der in erster Linie gehört zu werden verdient, Betsy Meyer, die Schwester des Dichters, ist ganz anderer Meinung. Sie sagt: „Wenn ich hie und da von den französischen Einflüssen, die seine Sprache und seine Dichtung getrübt oder seinen Charakter bestimmt haben sollen, reden höre, so muss ich meine Geduld zusammennehmen. Es ist ein Missverständnis sehr oberflächlicher Art[3])." Wem soll man nun glauben? Ich denke, wir wenden uns am besten an den Dichter selbst. In den Briefen Meyers finden wir eine Reihe von Stellen, die davon Zeugnis ablegen, dass er sich im Hinblick auf sein ganzes Wesen als Germane, als Deutscher empfand. Sobald er jedoch auf sein sprachliches und künstlerisches Empfinden zu sprechen kommt, klingt's ganz anders. Am 31. Oktober 1887 schreibt er an Hässel: Sie werden sich wundern, dass ich, der ich so gut deutsch bin, Wert darauf lege, von einem Pariser übersetzt zu werden, aber das Französische wohnt mir einmal im Ohr. Am 7. Januar 1889 an denselben: Es wäre möglich, dass mein Ohr feiner ist für das Französische als für das Deutsche, geschulter jedenfalls. In einem Briefe an Felix Bovet vom 12. September 1886 spricht Meyer von seiner Vorliebe für Racine: j'adore Racine, la simplicité et la pureté de sa ligne. Und während er an seiner letzten Novelle, der „Angela Borgia" arbeitete, schrieb er an ebendenselben[4]): Sachez que, tout en étant un semblant d'auteur allemand, j'ai conservé tout mon goût pour la littérature française, même contemporaine. Diese Briefstellen scheinen mir entscheidend. Man

[1]) Vergleiche A. Frey, C. F. Meyer Seite 75/76.
[2]) Vergleiche A. Frey, C. F. Meyer Seite 168.
[3]) C. F. Meyer, In der Erinnerung seiner Schwester Betsy Meyer S. 65.
[4]) Brief vom 1. Oktober 1890.

wird hinfort nicht mehr in Abrede stellen dürfen, dass Sprache und Literatur der Franzosen in Meyers Schaffen ihre Spuren hinterlassen haben. Es ist insbesondere wahrscheinlich, dass sich das französische Schrifttum mit der Antike und der italienischen Renaissance vereinigt hat, um den Zürcher Dichter die Bedeutung von Form und Mass in künstlerischen Dingen zu lehren. Um eine „Trübung seiner Sprache und Dichtung" handelt es sich dabei natürlich in keiner Weise.

Wie steht's nun aber mit der Frage, die uns hier in erster Linie beschäftigt? Dürfen wir Prosper Mérimée unter die Zahl der französischen Autoren rechnen, die irgendwie auf Meyer gewirkt haben? Hat er diesen Novellisten überhaupt gelesen? Die Schwester des Dichters, an die ich mich vor Jahren gewendet habe, weiss nichts davon, und ihre Meinung liesse sich diesmal nicht durch Briefstellen entkräften; in den zwei Bänden der Korrespondenz wird Mérimée nicht ein einziges Mal genannt. Nun versichert aber Dr. Eugen Ziegler in Lenzburg mit aller Bestimmtheit, dass Meyer im Gespräch mit ihm den Franzosen erwähnt habe. Es wäre auch wirklich ein merkwürdiger Zufall, wenn dem Zürcher, der nach seiner eigenen Aussage eine Zeitlang wahllos französische Schriftsteller las, ein Autor von der Bedeutung Mérimée's fremd geblieben wäre, wenn der zukünftige deutsche Meister-Novellist nichts erfahren hätte von dem Manne, der sich in den vierziger und fünfziger Jahren, der Epoche von Meyers französischen Studien, mit der „Vénus d'Ille", mit „Carmen" und „Colomba" den ersten Platz unter den Novellisten französischer Zunge errang. Mit alledem wird natürlich nicht strikte bewiesen, dass das „Amulett" von der „Chronique" abhängig sei; einigermassen wahrscheinlich gemacht wird es doch wohl. Nun möchten wir aber für den Augenblick einmal annehmen, der Schweizer Novellist habe wirklich von diesem Werk des Franzosen nichts gewusst. Denken wir uns, Mérimée und Meyer hätten in irgend einer Chronik, von der wir nichts wüssten, die Grundlinien ihrer Novelle vorgefunden. Und nun mag es von Interesse sein, zu untersuchen, wie die beiden den gegebenen Stoff jeder nach seiner Art ausgestaltet haben.

* * *

In der Vorrede zu seinem Buche sagt der französische Novellist: Je n'aime dans l'histoire que les anecdotes, et parmi les anecdotes je préfère celles où j'imagine trouver une peinture vraie des moeurs et des caractères à une époque donnée. Man darf demnach erwarten, dass sich Mérimée in seiner „Chronique" bemüht, die französische Gesellschaft des ausgehenden sechzehnten Jahrhunderts zu schildern und dass er an seinen Personen vor allem diejenigen Züge hervorhebe, welche sie als Vertreter ihrer Zeit erscheinen lassen. Das verhält sich in der Tat so. Wir kennen keinen historischen Roman, der, als Darstellung einer vergangenen Kulturepoche betrachtet, in dem Masse den Eindruck der Lebenswahrheit macht wie die „Chronique"; die Fülle der Einzelzüge lässt sich kaum übersehen, obwohl das Buch nicht sehr umfänglich ist. Wir machen Bekanntschaft mit den in französischem Solde stehenden deutschen „Reitres", wir sehen die Chevau-légers des allerchristlichsten Königs sich zum Angriff auf die wehrlosen Calvinisten rüsten und wohnen der Belagerung von La Rochelle bei. Der Dichter stellt uns erlesene Vertreter des höfischen Adels vor, junge Männer, deren höchste Ziele der Ruf eines guten Fechters und die Gunst der Damen sind, und deren abschreckende Brutalität von gewissen gesellschaftlichen Formen, die sie genau beobachten, nur ungenügend maskiert wird. So sehr hat die Duellwut in diesen Kreisen um sich gegriffen, dass das Ansehen einer Dame im Verhältnis steht zu der Zahl der Männer, die um ihretwillen im Zweikampf gefallen sind. Wir beobachten den König Karl IX. auf der Jagd und in seinen Privatgemächern, und wir sehen jenen ungekrönten Herrscher, den Admiral Coligny, wie er sich bemüht, die calvinistischen Geistlichen mit dem augenblicklichen Zustand der öffentlichen Dinge auszusöhnen. Wir erstaunen über die merkwürdigen Formen, in die sich das religiöse Fühlen der Zeit kleidet; wir wundern uns, wenn wir sehen, wie sich in einem Menschen weltliche Gesinnung, törichter Aberglaube und aufrichtige Religiosität zu einem sonderbaren Mischmasch vereinen. Es lässt sich denken, wie sich bei den Menschen dieser wilden Epoche das erotische Fühlen äussert.

Hinter der geradezu glänzenden Schilderung der Zeit treten die Charaktere einigermassen zurück. Die Comtesse de Turgis ist

die typische „grande dame" der Epoche, und Bernard de Mergy ist quelconque. Reichere individuelle Ausgestaltung hat nur eine Figur erhalten: Bernard's Bruder, George, der Renegat. Wenn man dem Bilde glauben darf, das George Pellissier[1]) von Mérimée entwirft, so muss man annehmen, dass sich der Autor in dieser Figur selbst gezeichnet habe. George de Mergy, der aus persönlichen Gründen, die wir begreifen können, die Konfession gewechselt hat, ist in religiösen wie in andern Dingen ein grosser Skeptiker. Auf ihn passt, was Taine von Mérimée sagte: On sentait chez lui . . . une défiance constante, la crainte d'être dupe soit des autres soit de lui-même. Wenn seine kritische Neigung in dem jungen Adeligen niemals Begeisterung für irgend eine Sache aufkommen lässt, so ist er doch wärmerer Gefühle, ja der Aufopferung fähig. George de Mergy ist wie Mérimée selbst ein im höchsten Grade „anständiger Mensch".

Wie verhält sich nun der Autor zu den Ereignissen, die er berichtet? Stellt er sich auf die Seite irgend einer Partei? O, nicht doch! Er beurteilt die Dinge gerade so kühl, wie es George de Mergy tut. Nichts ist bezeichnender dafür, als die Tatsache, dass von der moralischen Persönlichkeit Coligny's niemals ein Porträt entworfen wird, von dem man annehmen müsste, es entspreche der Vorstellung des Autors. Protestanten und Katholiken hören wir von dem grossen Admiral reden; die Urteile der Einzelnen gehen weit auseinander; dem Leser bleibt es überlassen, sich das Bild des Mannes so oder so auszugestalten.

Auch in Meyers „Amulett" spielt das kulturhistorische Element eine nicht unbedeutende Rolle; allein die Aufmerksamkeit des Lesers richtet sich doch in erster Linie auf das Wesen und Geschick der Hauptpersonen, des jungen Schadau, seiner Braut Gasparde und seines Freundes Boccard. Was von der Zeitgeschichte berichtet wird, tritt in der Regel nicht als ein Selbständiges auf, sondern setzt sich zu den Charakteren und den Hauptereignissen in engere Beziehung. Dinge, denen Mérimée als kühler Beobachter gegenübersteht, greifen dem schweizerischen Dichter ans Herz. Das religiöse Empfinden der Madame de Turgis bedeutet für jenen

[1]) Histoire de la langue et de la littérature française von Petit de Julleville. Band 7.

ein interessantes psychologisches Phänomen, das für ihn persönlich ohne jede Bedeutung ist. Für C. F. Meyer ist das religiöse Problem das höchste aller Probleme, und wenn Schadau und Boccard, der Ohm Renat und der Pfarrer ihre Ansichten über die ewigen Fragen auseinandersetzen, so reden sie von dem, was der Autor selber immer wieder durchdacht hat. Wer das nicht ohne weiteres glauben möchte, den verweisen wir auf einen Brief Meyers vom 14. Januar 1881[1]). Da heisst es: Malgré mes efforts d'échapper au Christianisme . . . je m'y sens ramené par plus fort que moi chaque jour davantage et même quelquefois avec une extrême violence et au mépris de toute science critique et philosophique. Das „Amulett" ist Meyers subjektivstes Prosawerk, wie es sein erstes ist. Wir wollen nicht sagen, Schadau sei ein Porträt des jugendlichen Meyer; das anzunehmen verbietet die Tatsache, dass der Berner als eine relativ einfache Natur erscheint, während Meyer fast um so rätselhafter wird, je mehr uns die Personen, die ihm nahe standen, über ihn berichten. Aber dass Schadau eine Reihe von Charakterzügen des Zürchers an sich hat, das liegt auf der Hand. An seine Schwester schreibt Meyer am 20. April 1857 aus Paris: „Sein (eines Bekannten) zweites Wort ist „fein, gescheit" und „eminent gescheit", mein erstes und letztes Wort mehr als je: „loyal und gerade heraus, ohne Spiel und Kunst." Das ist Schadau, wie er vor uns steht. Des fernern: wenn dieser als schüchtern geschildert wird, namentlich den Frauen gegenüber; wenn er, der Scheue, bei Gelegenheit eines Disputes mit einem Bieler Patrizier sich in der Waffe vergreift, so dass ihm ein unglückliches, beleidigendes Wort entfährt; wenn er von sich selbst sagt, er wisse, „dass er die ganze Summe seines Herzens auf eine Nummer zu setzen habe" — welcher Kundige erinnerte sich nicht an gewisse Züge, die Adolf Frey und Betsy Meyer in ihren biographischen Werken berichten? Es ist auffallend, mit welcher Sorgfalt Schadau gezeichnet ist. Hat doch der Dichter, auf die Gefahr hin, den Rahmen der Disposition zu sprengen, in die Knabenjahre seines Helden zurückgegriffen, um ihn in seiner Entwicklung zu zeigen, ein Verfahren, das er in spätern Werken, den „Jenatsch" etwa ausgenommen, verschmäht. — Wie ist Gasparde, das „schlanke Mädchen", mit den Augen

[1]) An Felix Bovet.

der Liebe gesehen! Es ist ja blutwenig, was wir von ihr erfahren, und doch glauben wir sie zu kennen, und doch würden wir ihr blindlings vertrauen, wie Schadau selbst. So zeichnet ein Dichter das Frauenwesen, das sein ganzes Herz erfüllt. Das Leuchten, das von diesem ausgeht, ist zu stark, als dass der Liebende auch nur auf den Gedanken käme, hier auseinanderzulegen, unterscheiden zu wollen. Immer wieder beschwört mir Gasparde die wundervollen Verse herauf, mit denen C. F. Meyer in dem Gedicht „Reisephantasie" sein Frauenideal schildert:

Dann im Erker sässen wir alleine,
Plauderten von nichts im Dämmerscheine,
Bis der Pendel stünde, der da tickte,
Und ein blondes Haupt entschlummernd nickte
Unter seines Lides dünner Hülle
Regte sich des blauen Quelles Fülle,
Und das unbekannte Antlitz trüge
Ähnlichkeiten und Geschwisterzüge
Alles Schönen, was mir je entgegen
Trat auf allen meinen Erdenwegen . . .
Was ich Tiefstes, Zartestes empfunden,
Wär an dieses blonde Haupt gebunden.

C. F. Meyer soll, wie mir seine Schwester mitgeteilt hat, in spätern Jahren mit dem „Amulett" nicht ganz zufrieden gewesen sein[2]). Das versteht man wohl, wenn man sich gewisser technischer Mängel erinnert, die der Novelle noch anhaften. Aber das ist unbestreitbar, dass diese schlichte Erzählung einen merkwürdiger Zauber ausströmt. Wir sind sogar der Überzeugung, dass Meyer niemals später etwas so tief Ergreifendes geschrieben hat, wie die wenigen Seiten am Schluss, die berichten, wie Schadau, den Gräueln von Paris entflohen, seinem Weibe von einer Jurahöhe herab die Gefilde seiner Heimat zeigt, des armen Boccard gedenkt und den Brief liest, der das Abschiedswort seines Oheims Renat enthält.

Dass das „Amulett" ein durchaus eigenartiges Kunstwerk und in keiner Weise eine Nachbildung ist, das ergibt sich aus alledem zur Evidenz auch für den, der annehmen möchte, dass Meyer die „Chronique" gekannt habe. Wir halten es unserseits nicht für unwahrscheinlich, dass dem Zürcher Mérimées Erzäh-

[2]) Vergleiche dagegen verschiedene Äusserungen in Briefen Meyers an Hässel, Bemerkungen, die allerdings noch aus den 70er Jahren stammen.

lung vertraut geworden sei, aber lange bevor er sein „Amulett" schrieb, und dass er ihr später, aus der blossen Erinnerung schöpfend, einige Züge entnommen habe — vielleicht ohne sich dessen in jedem Falle bewusst zu sein. Interessant ist es nun, zu beobachten, dass der schweizerische Dichter, der sich im „Amulett", von der Darstellungsweise des Franzosen weit entfernt, in den Novellen seiner spätern Periode dem Erzähler-Ideal desselben in einigen Punkten nahe kommt. Man missverstehe uns nicht: der Unterschied ist unmessbar zwischen dem seiner selbst sichern, kaum sehr warmherzigen Weltmanne Mérimée, der mit Vorliebe die sozusagen blutroten Temperamentsäusserungen primitiver Naturen schildert, und dem schwerblütigen, von verhaltenen Gefühlen durchbebten Schweizer Aristokraten, dessen Hand uns mit vorsichtiger Gebärde die feinen Züge längst geschiedener Höhenmenschen enthüllt, ohne doch den letzten zarten Schleier zu heben. Und doch: Könnte nicht der Name des Mannes, der den Heiligen und den Pescara geschrieben, denjenigen Mérimées vertreten in folgenden Sätzen, mit denen George Pellissier die Kunst seines Landsmanns charakterisiert: L'originalité la plus distinctive de Mérimée fut de se réserver, de se réprimer . . . Il est absent de son œuvre . . . Tandis que les écrivains de son temps notent une à une toutes les circonstances, M. se contente d'indiquer brièvement celles qui ont plus de valeur. Il ne fait jamais que les descriptions obligatoires, celles qui sont nécessaires à l'intelligence même d'un récit ou à l'effet d'une scène. Mérimée excelle à ordonner une œuvre dont les diverses parties se tiennent étroitement. Il n'admet rien d'inutile, rien de fortuit. Tous les faits se déduisent les uns des autres par une rigoureuse logique, qui, dès le début, prépare le dénouement . . . L'artiste maîtrise son émotion, rythme jusqu'aux battements de son cœur . . . Cette concision vigoureuse ne va pas sans quelque chose de tendu. Umgekehrt: Wenn Meyer nach dem Berichte seiner Schwester an sich die Fordernng stellte, dass in dem, was er schaffe, „kein Räsonnement, nichts gedankenhaft Beschreibendes als unaufgelöster Rest" übrig bleibe, dass alles Bewegung sein müsse, so genügt Mérimée diesem Anspruche durchaus.

Wir möchten nicht gerade behaupten, dass Meyer seinen Stil nach dem Vorbilde Mérimées gebildet habe. Wir halten es nur

für wahrscheinlich, dass ihm in den Werken dieses Schriftstellers und anderer Autoren französischer Zunge zuerst gewisse stilistische Vorzüge entgegengetreten seien, die er später sich selbst anzueignen trachtete. Wir wiederholen: Der Unterschied zwischen Meyer und Mérimée ist sehr bedeutend, so bedeutend er sein kann zwischen einem skeptischen Gesellschaftsmenschen französischer Prägung und einem von den Ideen früherer Jahrhunderte beeinflussten, von der erhabenen Kunst vergangener Zeiten genährten deutschen Grübler, der allen Lebenserfahrungen zum Trotz an menschliche Grösse glaubt. Mérimées Erzählungen sind farbige Skizzen von ausserordentlicher Schärfe des Umrisses, von unerhörter Lebenswahrheit. Meyers spätere Novellen sind Freskogemälde von bewunderungswürdiger Komposition und von den schönsten Verhältnissen. Der Beschauer ist entzückt von der Grösse des Faltenwurfs, von der, wenn nicht stets ganz freien, so doch immer königlichen Haltung der Figuren; er versinkt in staunendes Nachdenken, wenn sein Blick da und dort auf ein Antlitz fällt, das lebensvoll und rätselhaft zugleich, mit weit geöffneten Augen die Ferne sucht.

AARAU. DR HANS KAESLIN.

□□□

EIN GELEGENHEITSGEDICHT C. F. MEYERS

C. F. Meyers Art, seine Werke langsam reifen zu lassen, brachte es mit sich, dass er selten Gelegenheitsgedichte verfasste. Immerhin enthält eines davon ein paar wundervolle Strophen, die wohl verdienen, besser bekannt zu werden.

Es verdankt sein Leben folgendem Umstande: Als Ignaz Heim, der volkstümliche Chorkomponist, am 3. Dezember 1880 starb, wandte sich Herr Leonhard Steiner, der damalige Präsident des Männerchors Zürich, mit der Bitte an den Dichter, einen poetischen Epilog zu einer geplanten Gedächtnisfeier zu verfassen. Er erhielt folgende Antwort:

Kilchberg bei Zürich, 17. Februar 1881.

Geehrter Herr!

Ich gestehe, dass mich Ihre Anfrage überrascht hat, da ich bis zur Stunde auf diesem Boden wenig heimisch gewesen bin; auch sage ich mir,

dass das löbl. Festkomitee mit Leichtigkeit in seinem eigenen Kreise einen vorzüglichen Festdichter gefunden hätte. Doch ich will nicht insistieren, da dies einer Ausrede gliche und eine Aufgabe nicht ablehnen, welche mich an einem patriotischen Akte beteiligt.

Raum aber bis zu Ende Februar muss ich haben, denn ich bin gegenwärtig ziemlich überhäuft.

Nun ein wesentlicher Punkt. Mir scheint, es wäre wirksamer, wenn das Volkslied selbst aufträte, einfach gekleidet, epheubekränzt, ein hübsches Mädchen oder eine junge Frau. Es kommt, seinen Sänger zu krönen und beginnt: ich bin das Volkslied .... (natürlich hübscher gesagt). So erhalten wir ein kurzes Monodrama statt eines zweiten Vortrages in Frack und Glacéhandschuhen. Ich appelliere an Ihr dichterisches Gefühl: so ist es besser. Oder nicht? Glauben Sie aber, dass sich unter Ihrem weiblichen Personal eine geeignete und beherzte Persönlichkeit finden liesse? Wenn Sie mir in einer umgehenden Zeile diese Gewissheit geben können, gehe ich gleich ans Werk.

Stets aufrichtig ergeben
Ihr Conrad Ferdinand Meyer.

Am 22. Februar folgte dann der im Besitz von L. Steiner befindliche Entwurf, dessen strophisch gebundene Teile so gut wie unverändert geblieben sind. Nur die Blankverse des rhetorischen Teils sind später bedeutend vermehrt worden. Wir lassen das Gedicht folgen, wie es in der heute so gut wie unbekannten biographischen Skizze: Ignaz Heim von E. Schönenberger (1881) abgedruckt worden ist.

Das Lied tritt auf

Seid Alle mir gegrüsst, ihr Tausende,
Die ihr gekommen seid, ein Totenfest
Zu feiern in der weiten Halle hier
Für euern Liebling — meinen Liebling auch!
Nicht undankbar ist eines Volks Gemüt,
Nur dass es oft vertagt das laute Wort
Des Dankes, der in allen Herzen glimmt,
Bis eines Tags es heisst: „Man trug ihn weg!"
Ihr seid die Sängerchöre dieses Landes —
Doch wer bin ich? Wer lud mich ein zu euch,
Dass so beherzt mit euch ich reden mag?

Ich bin das Lied und fahre hoch und hell
Durch alles Land, der Lenz ist mein Gesell.
Ich bin der Lerchentriller tief im Blau'n.
Ich bin der Glockenschlag im Abendgrau'n.
Ich wand're mit dem Heerdgeläut vorbei
Langsam. Ich bin das Echo der Schalmei.
Ich bin das Klingen, das die Nacht durchzieht,
Die Seele der Natur, ich bin das Lied!

Mir angeboren ist der Freude Laut,
Auch dunkle Sehnsucht ist mir wohl vertraut,
Und bin ich schweren Mutes, bin ich bang,
Ist's wieder nur des Lebens Überdrang.
Ich bin ein tapfer unverzärtelt Kind,
In meinen Haaren spielt der Bergeswind;
Mein unbedacht und voll empfindend Herz
Erträgt die höchste Lust, den tiefsten Schmerz.

Doch bin ich nicht der Laut der Seele nur,
Und nicht allein die Sprache der Natur,
Ich bin der Ton, der Beide sie verbindet,
In Alm und Firn das Vaterland empfindet;
Ich bin das Heimweh — das die Heimat misst,
Auch wenn sie nicht ein Land der Freien ist;
Doch ist sie durch das Blut der Väter frei,
Bin ich ein hell gejubelt Feldgeschrei!

Ich bin das Lied und will das Fest begeh'n!
Nun rufet an den Toten, Feiernde!
Dass er in uns're Mitte kommen mag!

Sich ohne Überraschung an die Büste wendend

Da ist er ja und waltet unter uns
In Lebenstreue, kraft des Bildners Kunst.
Das ist die heit're, schöpferische Stirn,
Die Züge sind's, die unvergesslichen,
Die herzensguten. — Auch die Geisterblässe
Des Abbilds bringt mir in Erinnerung
Die bleichen Wangen seiner letzten Tage,
Als er, von treu'ster Hand gestützt, die Stufen
Zur Gruft ungern, doch lächelnd niederstieg.

In wachsender Erregung

Was seh' ich? Dieses Angesicht erwärmt sich!
Stürzt eine Welle Blutes durch die Adern
Zur hohen Stirn empor? Er blickt! Er atmet!
Schaut! Ein Lebendiger löst sich aus dem Stein!

Der Blick verlässt die Büste und richtet sich gegen den Dirigentenplatz
Vision

Versammelt sieht er seiner Sänger Heer,
Er mustert sie mit sieggewohnter Ruhe,
Ergreift den Feldherrnstab, entfesselt kühn
Der Töne wogenden Streit und bändigt ihn.
Ich sehe seine mächt'gen Haare wallen
Im Sturme göttlicher Begeisterung,
Und seine Weisen sind's, die wohlbekannten —

Gewalt'ger noch erbraust und wächst der Kampf
Und süsser noch erklingt der Friedensschluss,
Als hätt' indess er einer andern Welt

Musik belauscht und donnernden Chorgesang.
Er selbst, er ist der Alte noch, er zürnt —
Rebellisch hat ein Ton sich aufgelehnt,
Er wirft den Stab entrüstet weg und hebt
Ihn wieder auf, sich rasch begütigend.

Mein Auge träumt, der teure Meister schied,
Ein toter Kämpfer ohne Leidenschaft
Blickt aus dem weissen Bilde geisterhaft.

Zum Publikum den Lorbeer erhebend

Zwei grüne Kränze trag ich in der Hand.
Den einen hier, den stolzen Lorbeerkranz;
Ihn sandten von der Trift des Helikon,
Die südlich warmer Himmel überblaut,
Die heiligen Musen, die unsterblichen.

Den Eichenkranz erhebend

Der andere Kranz ist frisches Eichenlaub.
Den brach und flocht ich selbst in einem Wald
Unfern von hier, auf schwäbischem Boden oder
Auf Schweizergrund, das kümmerte mich nicht.[1])
Der Eichenkranz seit altersgrauer Zeit
Belohnt die Tugend und den Opfersinn.
Ihn schenkt des ganzen Volkes Liebe nur
Den Guten. Unverletzlich, wer ihn trägt.

Beide erhebend

Nun Freund, mit welchem kränz' ich dir das Haupt?
Du schüttelst es — unmerklich — weigerst dich
Der beiden Kränze, du Bescheidener?
Ich aber weihe beide Kränze dir.
Zu Füssen leg' ich dir den Lorbeerkranz
Für dein Vineta, klingend aus dem Meer.
In jener Mitternacht, da du vernahmst
Den flutentstiegenen, dumpfen Orgelklang,
Lehnt ich an deine Schulter schwesterlich.
Ich sang dir leise vor, wie Glockenspiel,
Und meine Wimper schattete sich ab
Auf deinem ampelhellen Notenblatt.

Den Eichenkranz erhebend

Feldherr der Töne, Führer im Gesang,
Der oft mit dieser Schaar den Sieg errang,
Des Volkes Bildner ohne Rast und Ruh
Und ein so herzlicher Gesell dazu,

[1]) Hier folgten im ersten Entwurf die Verse:
Das liebt sich ja, das ist sich ja verwandt
Wie Scheffels Hildebrand und Hadubrand.
Der Dichter hatte wohl für einen Augenblick vergessen, dass er für eine Totenfeier schrieb, zu der diese komische Stelle nicht passte. Als man ihn darauf aufmerksam machte, strich er sie, erheitert von dem kleinen Missgriff.

Noch eben unser, jetzt des Todes Raub,
Ich kränze dich mit schlichtem Eichenlaub!
Du kindliches Gemüt, ich kränze dich
Mit deines Volkes Liebe priesterlich!

Glücksel'ger, freue dich, du trägst den Kranz
Um deine Schläfen unverwelklicher
Und länger noch, als manches Herrscherhaupt!
Denn du beherrschest Herzen, von Geschlecht
Schwebst zu Geschlechte du, von Mund zu Mund —
In unsern Seelen lebt die deine fort.

Zu den Sängern gewendet

Das ist an euch des Liedes Abschiedswort.
Der Meister lebt in euern Seelen fort, —
Beharrt in meinem Dienst! Ich sänftige
Der Pulse raschen Schlag. Besingt den Becher,
Den Kuss, besingt das teure Vaterland —
Es ist das allerschönste Land der Welt!
Doch Höh'res gibt es noch, das wisset ihr:
Der Menschheit Wanderschritt und Heereszug,
Nach ihren fernen, aber guten Zielen!
Daran hat unser edler Freund geglaubt,
Daran in hellen Stunden sich gefreut,
Daran getröstet sich in dunkeln Stunden.
Im Lebenskampf vor seinem Blicke schweben
Sah er den Kranz verklärter Menschlichkeit.
Dem ringet nach, wie er! Hinan! Empor!

□□□

STAATSVERTRÄGE.

An der Spitze des zweiten Heftes des II. Jahrgangs von „Wissen und Leben" steht ein Artikel über „Staatsverträge" aus der Feder des Herrn Dr. Albert Baur. Der Verfasser weist auf die jüngsten Vorgänge in der Balkanpolitik hin, die ihm ein Beweis für die Hinfälligkeit der Staatsverträge, wenigstens der politischen, sind. Und er zieht daraus die Folgerung, dass nichts für die Schweiz verhängnisvoller sein könnte, als ein zu grosses Vertrauen auf die papierenen Garantien unserer Neutralität; nur die Achtung, die eines Staates Waffen andern Mächten abnötigen, sei dessen Sicherheit.

Der Behauptung von der Hinfälligkeit der Verträge kann ich mit einigen Vorbehalten zustimmen und das Postulat höchster

Wehrhaftigkeit bedingungslos unterschreiben. Und doch glaube ich, einige Anschauungen des Herrn Verfassers nicht unwidersprochen lassen zu können.

Wenn die Berliner Kongressakte von 1878 heute durch das einseitige Vorgehen Österreichs, Bulgariens und Kretas verletzt worden ist, so sind diese Tatsachen nicht geeignet, den Wert jenes Vertrags und der politischen Verträge überhaupt zu verneinen. Die Mächte haben im Jahre 1878 durchaus nicht die Vorstellung gehabt, als hätten sie einen viele Jahrzehnte überdauernden Bau errichtet; im Gegenteil, der Grundgedanke der damaligen Politik war die Schaffung eines Provisoriums. Die 1856 auf dem Pariser Kongress begonnene Politik der stufen- und staffelweisen Dismembration der Türkei wurde fortgesetzt. Die vorwiegend christlichen Gebiete der Türkei sollten zunächst in der Form von Vassallenstaaten sich politisch und ökonomisch emporarbeiten, um im gegebenen Moment die formellen Fesseln abzuwerfen und zur Souveränität emporzusteigen. Was 1856 den Rumänen und Serben verheissen und 1878 gegeben worden, wurde 1878 den Bulgaren und in gewissem Sinn auch Österreich in Aussicht gestellt. Begreiflicherweise kann ein solcher Entwicklungs- und Auflösungsprozess nicht in Vertragsparagraphen zum voraus normiert werden. Die Verhältnisse werden die Neuerungen aufzwingen, wenn es Zeit ist. Der Umstand, dass diese gewissermassen transitorischen Stipulationen volle drei Jahrzehnte im wesentlichen intakt geblieben sind, ist übrigens, wenn man die Explosionsathmosphäre der Balkanpolitik sich vergegenwärtigt, ein Beweis dafür, welche Macht das geschriebene Vertragswort besitzt. Wenn man den Berliner Vertrag als das betrachtet, was er ist und sein wollte, so haben die jüngsten Vorgänge nichts an sich, was die Staatsverträge als blosse Gebilde des Augenblicks, als Spielball der Diplomatie erscheinen liesse.

Aber viel wichtiger als die Frage, ob der Vertrag von 1878 von Bestand sei oder nicht, ist die, ob die Staatsverträge überhaupt der Willkür der Mächte preisgegeben und deren Beziehungen untereinander von dem rücksichtslosen Egoismus der Politik jedes einzelnen Staates beherrscht sind. Es ist gewiss unbestreitbar, dass die Erzwingung völkerrechtlicher Pflichten unsicherer ist als die Geltendmachung von Ansprüchen, die den Schutz einer

M ..... No .....

ARGUS SUISSE DE LA PRESSE S. A.
Schweizer Argus der Presse A. G.
GENÈVE — 23, Rue du Rhône, 23 — GENF
Adr. télégr.: Coupures Genève. — Téléphone 4005

Bureau de coupures de journaux sur tous sujets et personnalités
Traductions en toutes langues. Travaux de rédaction.

Bureau für Zeitungsausschnitte, Persona'nachrichten, Uebersetzungen.

CORRESPONDANTS: — VERTRETUNGEN:
Paris, Berlin, Vienne, Londres, Rome, Milan, Christiania,
Budapest, Boston, Amsterdam, New-York, Mexico.

ZENTRALBIBLIOTHEK ZÜRICH

Journal: Strassburger Post
Adresse: Strassburg
Date: 28 NOV 1908

Nekr

Konrad Ferdinand Meyer.

Ein Gedenkblatt zur zehnten Wiederkehr seines Todestages (28. November).

Von M. H. Boehm.

Reich, überreich sind wir an Gedenktagen. Unaufhaltsam drängt die Zeit vorwärts, der Schauplatz des Weltgeschehens wächst ständig und hergehoch türmt sich die Masse der Ereignisse auf. Aber nicht alle diese Tage haben uns, uns persönlich etwas zu sagen, nicht alle lassen eine Saite in unserem Innern erklingen, sei es nun in Wehmut oder Freude, nicht alle wecken ein Erinnern in uns an etwas innerlich Erlebtes, Empfundenes, Genossenes oder Gelittenes.

Zehn Jahre sind dahingegangen, seit die Totenglocken durch Alldeutschland schollen, um von dem Scheiden eines Großen zu künden. Denn nicht nur seine engere Heimat trauerte an der Bahre Konrad Ferdinand Meyers: so ausgesprochen seine schweizerische Eigenart gewesen war, dennoch hatte er sich eins gefühlt mit allen, die die gemeinsame Muttersprache mit ihm verband, weit hinaus über die politischen Grenzen seines Vaterlandes. Ein milder Tod machte diesem Leben ein Ende, merkwürdiger in seiner inneren als in seiner äußeren Entwicklung, dessen Bild, freilich nur in seinen Umrissen, wir vor dem Leser entrollen wollen.

Aus einer alten Züricher Patrizierfamilie stammte der Regierungsrat Ferdinand Meyer, aus dessen Ehe mit Betsy Ulrich zwei Kinder entsprossen, Konrad Ferdinand (geboren 11. Oktober 1825) und seine sechs Jahre jüngere Schwester Betsy. Der Vater starb früh, und das weiche Gemüt der Mutter vermochte nicht den festigenden Einfluß auf den schwächlichen, in seiner Entwicklung langsamen Knaben auszuüben, dessen dieser so sehr bedurfte. Schon die Schule macht ihm Mühe; als es vollends gilt, sich für einen Beruf zu entscheiden, da kommt er über das Schwanken nicht hinaus, er vermag nicht sich soweit zu sammeln, um sich dauerhafte, lückenlose Vorkenntnisse zu erwerben, es beginnt das tragische Ringen um eine Betätigung des in ihm schlummernden Lebensdranges, das sich weit in die Mannesjahre unseres Dichters erstreckt, das Suchen nach dem eigenen Ich. Vom Vater hatte er historische Neigungen geerbt, so beschäftigte er sich eine Zeit lang vorzugsweise mit geschichtlichen Studien, und ging zu seiner weiteren Ausbildung in die französische Schweiz, wo er fast selber zum Franzosen geworden wäre. Diese Sorge machte sich die Mutter um seine innere Haltlosigkeit, sie vermochte ihn nicht zu verstehen, und, so sehr er darunter litt, brachte er es doch nicht über sich, sich ihr aufzuschließen, der einzige Mensch, der dem innerlich Einsamen nahestand, war seine Schwester Betsy. War es der Gram um den Sohn, „der sich selbst begrub", der der liebenden Mutter Gemüt verdüsterte und sich zur geistigen Umnachtung verdichtete? Wer wagt es, das zu entscheiden? Von den finsteren Geistern, die auch ihm zeitweise drohten, vermochte er sich loszuringen. Die schwache Frau erlag ihnen.

Das Suchen nach einem Beruf, nach einer Betätigung, die seinem ureigensten Wesen entspräche, trieb ihn nach dem Tode der Mutter auf Reisen. Längere Zeit hielt er sich in Paris auf, berührte auch München und kehrte voll neuer Eindrücke in seine Heimat zurück, um bald darauf mit seiner Schwester eine Fahrt nach Italien zu unternehmen, wo sich ihm die reichbewegte Renaissancewelt erschloß, die Schauplatz oder Hintergrund so mancher seiner Schöpfungen wurde. Dort war es auch, wo er den Baron Ricasoli kennen lernte, der später bei der Einigung Italiens eine Rolle gespielt hat. Möglich, daß dieser hervorragende Mann, dem Meyer eine große Verehrung entgegenbrachte, nachmals seinem Pescara Züge geliehen hat.

Nach der Rückkehr aus Italien vollzog sich endlich ein Umschwung in seiner Entwicklung. Durch alle die bangen Zweifel rang er sich zur Gewißheit seines Dichterberufes durch, und seine fein empfindende Schwester war es, die den Bruder nach Kräften in diesem Glauben bestärkte. So erschienen jetzt die ersten dichterischen Versuche: „Zwanzig Balladen von einem Schweizer" und „Romanzen und Bilder". Hat auch der Dichter von letzterem Werkchen bekannt, daß ihm innere, wärmere Anteilnahme fehle, so war doch immerhin ein Grund gelegt. Und ein großes historisches Ereignis — charakteristisch für seine Veranlagung! — weckte in ihm den ersten lebhaften dichterischen Widerhall, ja brachte ihm eigentlich erst sein Deutschtum so recht zum Bewußtsein: das war der deutsch-französische Krieg. Mit dem Romanzenkreis: „Huttens letzte Tage", der dieser seiner Begeisterung Ausdruck verlieh, gelangte eine in der Literaturgeschichte einzig dastehende Entwicklung zum Abschluß. Mit 46 Jahren trat C. F. Meyer zum erstenmal mit einem größeren Werk an die Oeffentlichkeit, einem Werk, das ihn mit einem Male zum berühmten Dichter machte. Da endlich wuchsen dieser verschüchterten Natur die Schwingen, ihr Selbstgefühl erwachte. Und ein Schaffen folgte darauf, reif bereits und doch stets einer höheren Vollendung zustrebend. Denn hinter ihm liegt jetzt die dumpfe, gärende Entwicklungszeit.

Es ist alles so ganz anders in diesem Leben, als wir es bei anderen Dichtern gewohnt sind. Wohl hatte schon früher die Liebe einen lichten Schein auf das verdüsterte Gemüt Konrad Ferdinands geworfen, allein er wußte den Strahl nicht zu bannen, er haschte nicht darnach. Einmal, wo er dem Ziel näher war, trat der unerbittliche Tod dazwischen. Wie ein leise klagender Ton klingt in dem Saitenspiel seiner Lieder die Liebe zu einer Frühentschlafenen nach. Es ist Clelia Weidmann, der er im rührenden Gedicht „Lethe" ein Denkmal gesetzt hat. Diese Neigung war in die Zeit nach der Rückkehr aus Italien gefallen, jetzt endlich, als Fünfzigjähriger, findet er in der Ehe mit Luise Ziegler ein spätes sonniges Glück und gründet sich in Kilchberg in der Nähe seiner Vaterstadt Zürich ein trauliches Heim, das bald durch muntere Kinderschritte belebt wurde, als dem an der Schwelle des Alters neuverjüngten Dichter ein Töchterchen geschenkt wurde. Seine Schwester Betsy, seine bisherige Genossin in Freud und Leid, trat in edlem Verzicht zurück, stets noch in geistiger Gemeinschaft mit dem Bruder bleibend.

Doch nun zur Charakterisierung seines Lebenswerkes. Der Grundzug seines Wesens, der wie eine starre Scheidewand zwischen Mutter und Sohn getreten war, hat seinem ganzen Schaffen seinen Stempel aufgedrückt, es ist die Scheu sich selbst zu erschließen und zu enthüllen. Der Meister versteckt sich, so sehr er kann, unter seinen Gestalten, die er bildet oder wenigstens sich formt. Und dies gelingt ihm um so besser, da er aus der unruhig bewegten Gegenwart in die objektivere Vergangenheit flüchtet, ohne indes die Fühlung mit der ersteren zu verlieren, vielmehr das Zeitereignis im Entschwundenen widerspiegelnd. Allen weiteren Ausführungen über diese Grundeigenschaft seines Wirkens enthebt uns eine Aeußerung Meyers, die er in einem Briefe an einen Freund gerichtet hat:

> Je me sers de la forme de la nouvelle historique purement et simplement, pour y loger mes expériences et mes sentiments personnels, la préférant au Zeitroman parce qu'elle me masque mieux et qu'elle distance davantage le lecteur. Ainsi, sous une forme très objective et éminemment artistique, je suis — au dedans — tout individuel et subjectif. Dans toutes les personnes du Pescara, même dans ce vilain Morone, il y a du C. F. Meyer.

Es ist kein Zufall, daß es gerade die Renaissancezeit ist, die ihren Widerhall in seinen Werken findet. Wir sahen bereits, welchen gewaltigen Einfluß Italien, das Land der Sehnsucht so vieler deutscher Poeten, auf Konrad Ferdinand machte. Auf diesen Reisen hat er das Lokalkolorit für seine „Versuchung des Pescara" auch „Jürg Jenatsch", oder so manche seiner Novellen in sich aufgenommen. Doch ganz besonders fesselte ihn an dieser Zeit die gärende Kraft, das Ringen nach einem neuen Lebensausdruck. Dämonische Felsnaturen, wie ein Michelangelo waren es, die ihm Bewunderung abzwangen. Und dann, er war Aristokrat: Odi profanum vulgus et arceo! Aristokrat im edelsten Sinne des Wortes. Und ein charakteristisches Merkmal — sollen wir sagen ein Fehler — all seiner Kunst, seiner Romane, Novellen und Gedichte ist es, daß sie nichts weniger als volkstümlich ist. Er stellt hohe Anforderungen an den Leser, nicht allein ein gutes Maß von allgemeiner Bildung setzt er bei ihm voraus, er verlangt geradezu ein Mitarbeiten. Ja, eine Arbeit ist vielfach das Erfassen, das völlige Verstehen bloß des Sinnes eines seiner Gedichte, und mehr wie ein einziges Mal will es gelesen sein, bis uns alles darin klar ist. Loben können wir den Dichter darum nicht, denn der Kunstgenuß soll keinen Schweiß kosten. Aber wir wollen diesen Mangel an Volkstümlichkeit nicht zu streng tadeln. Dem Züricher Patrizier lag das im Blut, ebenso wohl, wie das Volkstümliche seinem Landsmann Gottfried Keller, mit dem er, vielleicht gerade wegen dieses Gegensatzes niemals in ein recht warmes Freundschaftsverhältnis getreten ist: bedauerlich, aber verständlich, im Hinblick auf die verschiedenen Lebenskreise, denen die zwei entstammten. Nicht überall gilt eben das les extrêmes se touchent!

Auf die einzelnen Werke näher einzugehen, müssen wir uns an dieser Stelle versagen. Nichts Spezielles wollen diese Zeilen bieten, sondern nur einen allgemeinen Ueberblick über das Schaffen des Dichters geben. Die meisten seiner Romane und Novellen sind ja auch allgemein bekannt. Eine bunte Gesellschaft ist es, die sich ums um das geistige Bild des Meisters drängt. Da ist der wilde Bündner Jürg Jenatsch, der sich selber stückweise das Herz aus der Brust reißt, um dafür als treibende Kraft den Begriff Vaterland einzusetzen, der es aber doch nicht vermag, das eigene Ich seiner ehrgeizigen Natur völlig aufzugeben, und an diesem Reste erstickt. Und ihm gegenüber zwei Frauengestalten, die herbe, tatgewaltige, fast männliche Lucrezia Planta, und Jürgs zarte, milde, echt frauenhafte Gattin Luzia. Vor unser geistiges Auge tritt Thomas Becket, der Sarazene, der zum fanatischen Heiligen wird, oder die vergeistigte Renaissancepersönlichkeit des Feldherrn Pescara, der allen Verfuchungen trotzend bis zu seinem frühen Tod die Treue bewahrt. Das sind nur wenige markante Gestalten, neben denen noch Gustav Adolfs weiblicher Page Leubelfing, der Herold einer neuen Zeit Hutten, der Züricher Wertmüller, Angela Borgia und noch viele, viele andere zu nennen wären.

Zum Schluß noch einige Worte über die poetische Tätigkeit C. F. Meyers. Dürfen wir ihn einen Lyriker nennen? Wenn wir darunter nur den Dichter verstehen, dem die mit elementarer Gewalt aus dem tiefsten Innern hervorquellende Empfindung selbst zum Gedicht, zum Lied wird: nein. Doch so eng wollen wir den Begriff nicht fassen. Er selbst hat an die Spitze seiner Gedichtsammlung die Verse gesetzt:

> Was da steht, ich hab es tief empfunden,
> Und es bleibt ein Stück von meinem Leben —
> Meine Seele flattert ungebunden
> Und ergötzt sich drüber hinzuschweben.

und sie sind so recht bezeichnend für sein poetisches Schaffen. Wohl sind es seine Empfindungen, von denen uns diese Blätter reden wollen, aber des Dichters Seele ergötzt sich, mit ungebundener Phantasie darüber hinzuschweben und sie zu betrachten, als wären es gar nicht seine eigenen Empfindungen, von ihnen zu singen, anstatt sie selber singen zu lassen. In diesem weiteren Sinn aber tragen auch sie einen durchaus lyrischen Charakter.

So sehen wir, daß, was wir vorhin für sein Schaffen im allgemeinen, besonders aber in Roman und Novelle feststellten, diese Distanz und Objektivierung, daß dies nicht zum mindesten auch in seiner Poesie Geltung hat. Und dort, wie hier tritt uns dieselbe prunkende, schwere, feierliche Weihesprache entgegen, die vielen seiner Gedichte den Charakter von Hymnen verleiht. Das leichte Lied, das sangbare, melodiöse, war Meyer nicht gegeben, ebenso wenig, wie der goldige, herzbefreiende Humor. Wenigstens ist der letztere sehr spärlich vertreten und hat dann etwas Unnahbares, Beklemmendes an sich, das keine unbefangene Heiterkeit auslöst. Doch halten wir uns daran nicht auf, auch das ist einer der Gegensätze, die, wie wir schon vorhin berührten, den Meister Gottfried von ihm trennten. Weihevoll wie Glockentöne klingen Konrad Ferdinands rauschende Verse, gewaltig, erhaben sind sie, wie die majestätische Hochgebirgslandschaft, mit der das Kind der Schweiz so innig vertraut war.

Hier dürfen wir nicht unterlassen, ein Merkmal seiner gesamten Tätigkeit, nicht nur seiner dichterischen, nachzuholen, seine Vorliebe für großartige Naturschilderungen. Manches wiederholt sich da des öfteren, besonders charakteristische Situationen, flammende Blitze in dunkler Nacht, hell erglühende Alpenketten und liebliche Bergesauen mit friedlichem Herdengeläut. Das letzte scheint seinem Herzen besonders nahe zu stehen. Wenn er begraben läge auf hoher Alp, so sagt er in einem Gedicht, wohl werde er taub sein für das Jauchzen der Hirtenknaben, das Krachen der Lawinen und das Rauschen des Sturmes.

> Doch klänge sanfter Glocken Chor,
> Ich ließe wohl mich stören,
> Und lauscht' ein Weilchen gern empor,
> Das Herdgeläut zu hören.

Besonders häufig kehren uns auch Visionen und Träume wieder, ein Kennzeichen für den gedanklichen Charakter seiner Lyrik; dies, wie den hohen edlen Schwung der Sprache, hat er mit Schiller gemein, den er auch Goethe vorzog.

Wir sprachen schon von der Objektivität Konrad Ferdinand Meyers auch in der Lyrik. So wird der Abschnitt Liebe eingeleitet durch ein Gedicht, worin wir aufgefordert werden, nichts ernst, alles für ein Spiel zu nehmen. Auf diese Weise sucht sich hier der Dichter zu decken, wo er durch die Gattung gezwungen ist, sein Innerstes zu entblößen. Aber wenn er von den Schmerzen der Mutter singt, die ihres lebend-toten Sohnes Herz begräbt, oder von der frühgeschiedenen Liebsten, dann haben wir diese einleitenden Verse vergessen; und auch uns geht das Herz auf, wenn wir den alternden, spät erwachten Dichter klagen hören:

> Verscherzte Jugend ist ein Schmerz
> Und einer ew'gen Sehnsucht Hort.
> Nach seinem Lenze sucht das Herz
> In einem fort, in einem fort!
>
> Und ob die Locke mir ergraut
> Und bald das Herz wird stille steh'n,
> Noch muß es, wenn die Welle blaut,
> Nach seinem Lenze wandern geh'n.

Eine hervorragende Stelle nehmen auch seine Balladen ein, obgleich an ihnen neben dem Mangel, daß sie zu viel voraussetzen, auch noch zu tadeln ist, daß die wuchtige, markige Kürze oft bis zur Dunkelheit gesteigert ist. Auch die packendste von ihnen, „Die Füße im Feuer", ist von diesem Vorwurf nicht ganz frei zu sprechen.

Ueber die letzten Tage C. F. Meyers ist nicht viel zu sagen. Er genoß den wohlverdienten Ruhm und ein stilles Familienglück in seinem lieben Kilchberg. Dort brach ihm in den Armen seiner Gattin, auf seiner Veranda mit ihrem Blick in seine Schweizerberge das Auge am 28. November 1898, kurz nach Vollendung des 73. Lebensjahres. Ein mächtiger schwarzer Obelisk ragt auf seinem Grab, gewaltig wie die Sprache des drunter Ruhenden.

Ueber den Ewigkeitswert von Dichtwerken zu urteilen, deren Schöpfer noch unser Zeitgenosse war, steht uns nicht zu. Wir können nicht ohne ein Zittern der Erregung die Wage in der Hand halten. Das wird einer späteren Zukunft als Aufgabe zufallen, die kalten Herzens zu richten imstande ist. Doch was braucht uns das weiter zu kümmern? Uns ist er mehr als ein Kapitel Literaturgeschichte. Dieser schweizerische Dichter, der über sein Wirken die schönen Verse schrieb:

> Nie prahlt ich mit der Heimat noch,
> Und liebe sie von Herzen doch!
> In meinem Wesen und Gedicht,
> Allüberall ist Firnelicht,
> Das große stille Leuchten.

Londres, Milan, Christiania, Budapest.
Boston, Amsterdam, New-York, Mexico.
Journal: Kölnische Zeitung Köln
Adresse:
Date: Nekr 24 DEC 1908
ZENTRALBIBLIOTHEK ZÜRICH
VOIR AU

Die Briefe Konrad Ferdinand Meyers.

Vor wenigen Wochen ist das erste Jahrzehnt nach dem Tode Konr. Ferd. Meyers zu Ende gegangen. Was dieser Schweizer Dichter der deutschen Literatur gegeben hat, das hat sich in dieser Zeit immer fester in unser literarisches Gewissen hineingewoben. K. F. Meyers Werke sind lebendig geblieben und werden über unsere Zeit hinaus dauern. Ob er noch lange als einer aus unsern Tagen bestehen wird, als ein Schöpfer, der eine aus unserm Empfinden heraus geborene Sprache redet, oder ob er schon bald ein Klassiker sein wird, ist eine andere Frage. Mich dünkt, er ist schon nahe daran, einer zu sein. Konrad Ferdinand Meyer, dessen Werk sein großer Landsmann und Gegenfüßler Gottfried Keller als „Goldbrokat" bezeichnet hat, war beinahe schon bei Lebzeiten von dem Schatten einer literaturgeschichtlichen Wertung umflattert. Als zäher Formenschaffer von unerhörter Selbstzucht, als ein sorgsam peinlicher Gestalter, der nur wenig von sich sprach, hat er niemals jung erscheinen können. Er war ein reifer Mann, dem längst die Jugend zur Neige gegangen war, als er seine ersten Werke der Welt überreichte. Nie hat er ein Wort, eine Zeile der Oeffentlichkeit geschenkt, die er nicht unzählige Male überdacht und gefeilt hätte. Er zeigt keine auf- und niedergehende Entwicklungslinie, keine Stürmerzeit. Ohne irgendwelche schöpferische Vergangenheit stellte er sich eines Tages als ein Geklärter und Starker vor, eine nahezu beispiellose Ausnahme. Meyers Biographen haben uns diese seltsame schöpferische Erscheinung gedeutet. Wir wissen, wie er geworden ist und wie er vorging, wie er sich mühsam emporfand und wie er gearbeitet hat. Wir sind uns über den Menschen Meyer und sein Verhältnis zum Dichter einig geworden. Es gibt Künstlermenschen, Artistennaturen, deren Dasein eine einzige Kette von schöpferischem Erleben ist. Alles, was sie an sich erfahren, hat Stil und Größe. Die Kunstwerke und Dichtungen, die sie schaffen, sind notwendige Kraftäußerungen, Taten, die sich ihrem Menschsein harmonisch einfügen. Das Großartige an diesen Kunstschöpfern ist im Grunde ihr Leben. Der Kunst bedienen sie sich als der gegebenen Ausdrucksform zum Bewußtwerden ihres Daseins. Was sie von sich geben, ist ihr Ueberschuß an Lebensfähigkeit. Verschieden von ihnen ist eine große Gruppe von Kunstschöpfern, deren Leben ein gar bescheiden Werk bleibt. Sie leben für die Kunst. Der Wille zur Form beherrscht und nimmt ihr Dasein in so hohem Maße in Anspruch, daß ihnen nicht Zeit bleibt, sich ihr eigenes Leben zum Kunstwerk auszugestalten. Die Summe ihrer ganzen Lebensfähigkeiten geht in der Kunst auf, und was sie darbieten, ist nicht das Ergebnis einer überschüssigen Kraft, es ist das Erzeugnis einer gewaltsamen zermalmenden Kraftanspannung. In diese Reihe von Künstlern gehört auch der Schweizer Dichter Konrad Ferdinand Meyer.

Daß dem so ist, ersah man schon aus dem Gemälde, das der berufene Künstler- und Menschendarsteller Adolf Frey, sein Freund in der Meyerbiographie, die im Jahre 1900 im Cottaschen Verlag erschien, von ihm entwarf. Noch deutlicher wird uns diese vielverschleierte Künstlerseele aus einem neuen Werk desselben Verfassers, aus der zweibändigen Sammlung Meyerscher Briefe, die Adolf Frey unlängst durch eine trefflich ausgestattete Veröffentlichung des Haesselschen Verlags in Leipzig der literarischen deutschen Gemeinde zugänglich gemacht hat. Es sind Briefe, die eine tiefere Liebe für den Dichter Meyer voraussetzen, das möchte ich gleich an die Spitze stellen. Wer da glaubt, daß Konrad Ferdinand Meyer als Briefschreiber einen Reichtum von Gedanken, Einfällen und Stimmungen verschenkt, der unabhängig für sich auch nur annähernd den Kunstwert besäße, der seinen Dichtungen zukommt, würde sich irren. Meyer hat sich als Briefschreiber nicht ausgegeben. Daß ein künstlerischer Denker seiner Art oft genug ein Wort von Ewigkeitsbedeutung dazwischenfallen läßt, wenn er von sich und seinen Werken spricht, bedarf keiner Versicherung. Auch werden scharfe Psychologenaugen genug zwischen den Zeilen lesen, was der oft so steife und förmliche Briefverfasser nicht aussprechen wollte. Aber viel von dem Bodensatz der Künstler-Seele — und der ist es doch, der in so vielen Briefen berühmter Männer an die Oberfläche heraufgebracht wird — kann man in den Briefen nicht entdecken. Es sind fast durchweg Briefe, die im Empfangszimmer und in Handschuhen geschrieben sein könnten, überdies sorgfältig und vorsichtig abgestimmte und getönte Schriftstücke, die nur selten einen Spalt zum Innern des zurückhaltenden Mannes öffnen. Aber sie sind nie pathetisch, sondern immer würdig gehalten.

Gründlich spricht Meyer von seinen Werken. Entstehungsgeschichtliches und Selbstkritisches hören wir. Heyse hatte ihm gegenüber im Jahre 1884 Bedenken über die Fassung der „Hochzeit des Mönchs" erhoben und nach dem Sinne der erzählenden Dantefigur gefragt. Meyer schreibt ihm: „Mein Dante am Herde ist nicht von ferne der große Dichter, welchen ich in Ehrfurcht unberührt lasse, sondern eine typische Figur und bedeutet einfach: Mutelalter. Er dient, den Leser mit einem Schlage in eine ihm fremde Welt zu versetzen, wo ein Mönch z. B. etwas ganz anderes vorstellt als im letzten Jahrhundert. Er dient ferner dazu, das Thema herrisch zu formulieren, woran mir dieses Mal liegen mußte. . . . Die Neigung zum Rahmen dann ist bei mir ganz instinktiv. Ich halte mir den Gegenstand gern vom Leibe oder richtiger gerne so weit als möglich vom Auge, und dann will mir scheinen, das Indirekte der Erzählung (und selbst die Unterbrechungen) mildern die Härte der Fabel. Hier freilich wird der Verschlingung von Fabel und Hörer zu viel, die Sache wird entschieden mühsam, ein non plus ultra!" Meyer schließt mit den Worten: „Sie sehen, ich werde gegen Gewohnheit eifrig." Daß er gar so eifrig wurde, erklärt sich aus Heyses Brief, den Frey in einer Anmerkung zum Abdruck bringt. Daraus ersehen wir, daß Heyse den Rahmen der in Frage kommenden Meyerschen Novelle barock nannte, und das mag Meyer wohl veranlaßt haben, ungewöhnlich stark aus sich herauszugehen. Ich habe die Stelle angeführt, weil gerade diese Meyersche Novelle, deren Achillesferse Heyse sofort erkannte, um der erwähnten Seltsamkeit willen die Kritik stark herausgefordert hat, was zahlreiche Beurteilungen in literargeschichtlichen Abhandlungen beweisen. Wie Meyer über die Auswertung geschichtlicher Tatsachen dachte, hat er in diesen Briefen deutlich gesagt. Zunächst eine bedeutsame Erklärung zu Händen Karl Spittelers: „Ohne System, instinktiv liegen bei mir immer 5 bis 10 Jahre zwischen Komposition und historischer Lektüre, wo ich Chroniken, Bullen und solches Zeug bevorzuge, natürlich zu meinem eignen Spasse, ohne bestimmte Zwecke und ohne das Geringste zu notieren." An anderer Stelle vertraut er Spitteler an „Mein Glaubensbekenntnis ist das Wort Merks zu Goete (so!): nicht das Poetische realisieren, sondern das Reale poetisieren." Daß ihm aber eine deutliche Vorstellung der Dinge, wie sie wirklich ausgesehen haben mochten, mitunter sehr wichtig schien, ersieht man aus einer Anfrage bei einem seiner Freunde, dem schweizerischen Kunsthistoriker Professor Dr. Johann Rudolf Rahn, einem Manne seines Kreises, der sich als der Begründer der eigentlichen schweizerischen Kunstgeschichte auf der Grundlage der zeitgenössischen Anschauung und Forschung inzwischen einen Namen von Klang erworben hat. Rahn bekommt die heikeln Fragen vorgelegt: „1. Ist noch etwas übrig von dem Kastell in Mailand, wie es unter den Visconti und Sforza dastand? 2. Welches war 1525 der nächste Weg (wie er z. B. bei einem drohenden Gewitter zu Fuß genommen worden wäre) vom Vatikan nach dem Palazzo Colonna? Ueber welche Brücken und Plätze und an welchen Gebäuden vorüber? 3. Wie stelle ich mir 1525 St. Peter und den Petersplatz und den Vatikan vor? 4. Und wie den Palazzo Colonna, das Hauptgebäude und seine Zimmer? Den Garten, seine Bäume, seine antiken Trümmer? Die Umfassungsmauern? Das Tor?" Meyer verlangt von Rahn dann noch eine Art von dichterischer Mitarbeit, wenn er, scheinbar seine Fragen vereinfachend, beifügt: „Natürlich kein antiquarisches Detail, sondern nur ein paar große eigentümliche Züge lokaler Wahrheit."

Ueber seine bekannte Lust an der Stoffüberarbeitung, an der Wort- und Satzpolitur, steht viel Wesentliches in den Briefen, die er an seinen Verleger Haessel in Leipzig geschrieben hat. „Liebe zur Vollendung" nennt er an einer Stelle seine Neigung zum Glätten und Feilen, und daß es ihm ein Genuß sei und keine Qual, immer wieder den vollendetern Ausdruck zu suchen, versichert er Haessel ganz ausdrücklich. Sein Ehrgeiz ging, wie er selbst sagt, dahin, eine gute Prosa zu schreiben. „Großer Stil, große Kunst — mein Denken und Träumen liegt darin. Es ist auch allein diese Passion, die mich Dinge leisten läßt, die über meine Naturanlage gehen." Ging ihm das Drama gegen seine Naturanlage? Hätte er gern ein Drama geschrieben?

Der Briefschatz gibt darüber genügend Auskunft. Nur wenige Worte genügen, um uns Meyers Verhältnis zum Drama ahnen zu lassen. Kein Zweifel, wie andere große Poeten, die mit der Sehnsucht nach dem Drama ins Grab gesunken sind, hat auch Meyer entschieden mit dem Gedanken gespielt, sich der dramatischen Form zuzuwenden. Er ist längere Zeit im Banne dramatischer Absichten. „Dramenversuchung" nennt er diese Stimmung, über die er niemals durch eine Tat Herr geworden ist. Eine Zeitlang trug er sich mit der Absicht einige seiner Novellenstoffe in die dramatische Form umzugießen. Wie er sich zur Dramenform stellte, wie das Drama beschaffen gewesen sein müßte, das ihm vorschwebte, das hat er einmal in einer gedrängten kleinen Darstellung und in einer offenherzigen Stunde dem Dichter Hermann Lingg anvertraut. „Haben Sie", heißt es dort, „meine Rezension über Dahns »Roderich« gelesen? Da blickt meine Sehnsucht durch, nicht nach dem Bühnendrama — das ist mir Nebensache —, sondern nach jenem Shakespearischen Drama mit ganz lebendigen vollständigen Menschen, wo die Handlung mit Notwendigkeit aus den Charakteren hervorgeht. Das haben Hebbel und Otto Ludwig versucht, der eine fratzenhaft, der andere mit müden, von Anstrengung zitternden Händen . . ."

Eine, wie es uns scheint, oft unnötig bestrittene literaturgeschichtliche Tatsache, daß Konrad Ferdinand Meyer und Gottfried Keller, sein Zeitgenosse und Landsmann, nicht viel miteinander gemeinsam hatten, daß sich Keller wahrhaftig nur zu so viel Anerkennung und Höflichkeit aufraffte, wie es durch das Zusammenleben an demselben Orte, wo man vielfach aneinander vorbeiging, notwendig und nützlich gewesen sein wird, erfährt jetzt, wie wir ohne Umschweife behaupten möchten, aus der Veröffentlichung Freys, in der nicht nur die Briefe Meyers an Keller, sondern auch diejenigen Kellers an Meyer nebeneinandergestellt sind, ihre Bestätigung. Keller und Meyer waren zwei grundverschiedene Temperamente, und sie haben sich nicht geliebt. Sie mußten sich gegenseitig unbequem sein. Keller hat sich sogar darüber geärgert, daß er oft mit Meyer zusammen genannt wurde. Er wollte nichts von einem schweizerischen Dichter-Dioskurenpaar Keller und Meyer wissen. Konrad Ferdinand Meyers Natur lag nach ihrer ganzen dichterischen Gewandung und gesellschaftlichen Veranlagung dem gewaltigen schweizerischen Erzähler fern und fremd. Keine Linie an den beiden stimmt miteinander überein. Eine absonderliche Publikums-Kindlichkeit liegt darin, wenn man solche Dinge — der Gemütlichkeit halber — gewaltsam umändern will und durchaus in allen Kunstschöpfern lauter einander verstehende Brüder und Freunde sehen will. Als ob nicht gerade die allerkräftigsten Künstler genug mit ihrer Kunst zu tun hätten, um auch noch fähig zu sein, ihr Auge für einen wesensfremden Schöpfer von anderer Haltung und Farbe zu öffnen. Meyer, dem man doch nachrühmt, daß er seinerseits Keller gewürdigt und verstanden habe, ist ehrlich genug, seine Ueberzeugung in unfrisierter Form — was er Keller gegenüber streng vermied — niederzulegen. Es geschah nach Kellers Tode, als er am 2. Oktober 1890 im Anschluß an die Würdigung Kellers in einer deutschen Zeitschrift seinem Verleger Hermann Haessel berichtet, er habe sich an die Bedenken gegen Keller gewöhnt und vergesse sie über dem Ganzen und darüber, daß Keller die Hauptsache, eine höchst ursprüngliche Phantasie, besäße. „Besonders jetzt, da er tot ist, reinigt sich für mich sein Bild völlig aus dem Gemeinen, das dem Lebenden anklebte und das durchaus nicht in seinem Wesen lag, sondern aus der Wirtshausumgebung und Weinatmosphäre, zu der er durch den Zölibat verdammt war, herstammte. Wenn sich jetzt der Tote zu einer Nationalgröße auswächst, so ist das für das Land ein Glück, wo der Respekt immer seltener wird. An seinen sehr edeln patriotischen und sittlich tüchtigen Seiten haben die Schweizer zu lernen, und seine Roheiten machen ihn eben populär. Im Grund habe ich ihn lieb gehabt, und er mangelt mir geradezu." Das ist größtenteils ein offenes wohltuendes Wort, das besonders von Meyer, der sich in seinen Briefen an Keller etwas schwülstig und gewunden gebärdet, sehr willkommen ist.

Meyer wird den andern Dichtern, die sich mit ihm trafen, vollauf gerecht. Karl Spittelers Begabung hat er erkannt, wenn ihm auch seine „ganz versuchte neue Mythologie", die er ihm auszureden bemüht ist, keineswegs behagt. Adolf Frey, den Herausgeber der Meyerschen Briefe, einen der Menschen, die ihm am nächsten standen, hat er, wie der umfangreiche Briefwechsel mit dem hervorragenden Schweizer Literaturforscher lehrt, als mitverstehenden Dichter und Aestheten gewürdigt und hoch geschätzt. Die Hoffnungen, die er auf ihn als Lyriker setzte, haben sich längst erfüllt. An keiner der Zeitgrößen, von der er erfahren hat, ist Meyer vorbeigegangen.

Er war kein Gewaltmensch, keine heiße Natur, die sich leicht entzündete und wendete. Wenn er von seinem eigenen Menschenschicksal spricht, schäumt er nicht über. Immer ist er ruhig und gefaßt. Das Ende seiner Gedankenketten, nie ein Zwischenglied oder eine seelische Unterströmung, legt er vor die Empfänger seiner Briefe hin. In jedem Ausdruck ist Maß und Wahl. Doch das gerade macht seine Briefe wertvoll und dauernd. Sie sind die Menschlichkeitsdokumente eines vornehmen, reichen Mannes und eines großen Dichters, für ernste und denkende Menschen bestimmt.

M ..... N° .....

ARGUS SUISSE DE LA PRESSE
J. GRUNBERG & Cie
Schweizer Argus der Presse
GENÈVE — 23, Rue du Rhône, 23 — GENF
Adr. télégr. : Coupures Genève. — Téléphone 4005

Bureau de coupures de journaux sur tous sujets et personnalités.
Traductions en toutes langues. Travaux de rédaction.

Bureau für Zeitungsausschnitte, Personalnachrichten, Uebersetzungen.

CORRESPONDANTS : — VERTRETUNGEN :
Paris, Berlin, Vienne, Londres, Rome, Christiania, Buda-Pest,
Boston, Amsterdam, New York, Mexico.

Journal : Oltner Tagblatt Olten

Adresse :

Date : 29 NOV 1908

VOIR

ZENTRALBIBLIOTHEK ZÜRICH

Nekr

Tarif F
Tarif réduit,
sans péric
Ermässigter
zahlung
Ablaufster
On
Zeit-abonr

Kleine Zeitung.

— **Zur Erinnerung an Konrad Ferdinand Meyer.** Heute, am 28. November, sind es zehn Jahre her, seit der Zürcher Dichter und Zeitgenosse Gottfried Keller's, Konrad Ferdinand Meyer, für immer seine Augen geschlossen hat. Mit jenem fast immer in einem Atem genannt, hat er beim Schweizervolke doch nie die Popularität Meister Gottfrieds erlangt, obgleich er in der deutschen Literatur, namentlich im Ausland, fast ebenso großes Ansehen genießt.

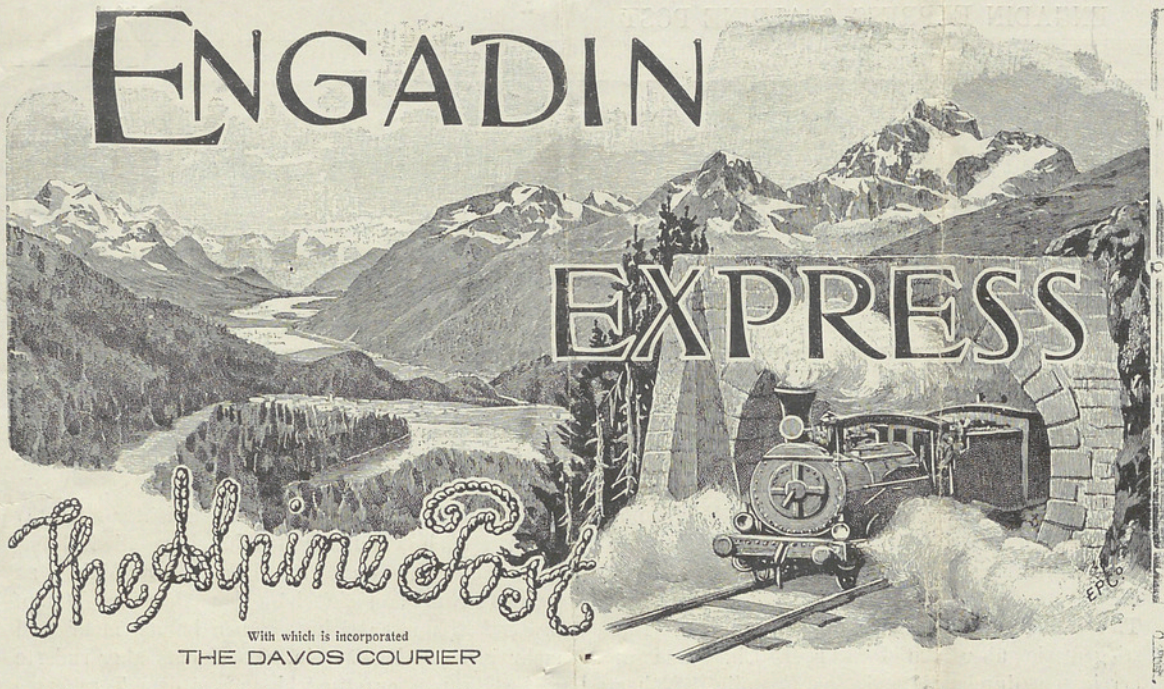
Konrad Ferdinand Meyer, der im Jahre 1825 das Licht der Welt erblickte, ist verhältnismäßig spät unter die Zunft der Dichter gegangen. Und als der schon 40jährige sich zu schriftstellerischer Tätigkeit entschlossen hatte, mußte er, der in der deutschen und französischen Sprache gleich gewandt war, sich erst noch entscheiden, in welcher Sprache er schreiben wollte. Wir Deutschschweizer haben allen Grund, dem Zürcher Dichter für diese Treue, die er der Muttersprache bewahrte, zu danken; zu der Vermehrung des Ansehens der deutschen Schweiz in der deutschen Literatur hat er wohl neben Gottfried Keller am meisten beigetragen.

Das erste Buch Konrad Ferdinand Meyer's „Balladen", erschien 1867, seine „Romanzen und Bilder" 1870, „Huttens letzte Tage" 1871, der bedeutende Roman „Jürg Jenatsch" 1876 usw. Seine schriftstellerische Tätigkeit entwickelte er also erst auf einer Altersstufe, die beispielsweise Schiller, der nur 46 Jahre alt wurde, kaum erreichte. Von seinen weitern Schriften nennen wir noch außer seinen Gedichten „Die Hochzeit des Mönchs", „Das Leiden eines Knaben", „Die Richterin", „Die Versuchung des Pescara" und „Angela Borgia".

Konrad Ferdinand Meyer wählte seine Sujets mit Vorliebe aus dem 16. Jahrhundert, jener an politischen Wechselfällen keineswegs armen Zeit. Dem Schweizervolke am bekanntesten ist wohl des Dichters Roman „Jürg Jenatsch", worin er, freilich ohne sich streng an das geschichtliche Vorbild zu halten, die kraftvolle Gestalt des Bündner Pfarrers, Patrioten und Kriegsmannes verherrlicht hat.

Von den Gedichten Konrad Ferdinand Meyer's kann man sagen, daß sie Meisterwerke in Empfindung und Form sind, die dem Dichter für immer eine bevorzugte Stellung in der deutschen Literatur sichern werden.

ENGADIN EXPRESS



The Alpine Post

With which is incorporated
THE DAVOS COURIER

Erscheint im Winter 26 mal: vom 14. November bis 29. Dezember wöchentlich 1 mal, vom 5. Januar bis 26. Februar wöchentlich 2 mal, vom 6. März bis 20. März wöchentlich 1 mal. Im Sommer 26 mal: von Anfang bis Mitte Juni wöchentlich 1 mal, von Mitte Juni bis Anfang September wöchentlich 2 mal, vom 1. bis 15. September wöchentlich 1 mal; jährlich 52 mal.

Der Engadin Express & Alpine Post wird regelmässig **an alle Hotels ersten Ranges der Schweiz, an alle bedeutenden Fremdenstationen des Kontinents, an eine grosse Zahl über See, an Bahnhof-Restaurants und Dampfer, an eine Reihe von Aerzten aller Länder, sowie an Verkehrsbureaux gratis** versandt.

Esce nell'inverno 26 volte: dal 14 novembre al 29 dicembre una volta la settimana, dal 5 gennaio al 26 febbraio due volte la settimana, dal 6 marzo al 20 marzo una volta la settimana. Nell'estate 26 volte: dal 1 giugno al 15 giugno una volta, dal 16 giugno al 1 settembre due volte, e dal 1 al 15 settembre una volta la settimana. Complessivamente 52 numeri all'anno.

L'Engadin Express & Alpine Post si spedisce regolarmente e **gratis a tutti gli alberghi di primo ordine in Isvizzera, alle stazioin di forestieri importanti del continente ed a gran numero d'oltre mare, ad una quantità di ristoranti di stazioni ferroviarie e di navigazione, a medici di tutti i paesi, come anche agli uffici d'informazioni.**

Paraît en hiver 26 fois: du 14 Novembre au 29 Décembre une fois par semaine; du 5 Janvier au 26 Février deux fois par semaine; du 5 Mars au 20 Mars une fois par semaine. En été 26 fois: du 1 Juin au 15 Juin une fois, du 16 Juin au 1 Septembre deux fois, du 1 au 15 Septembre une fois par semaine; 52 numéros par an.

L'Engadin Express & Alpine Post est envoyé régulièrement et **gratuitement à tous les hôtels de premier rang en Suisse, à toutes les stations d'étrangers importantes du continent et à un grand nombre d'outre mer, à une quantité de restaurants des gares et de bateaux, à beaucoup de médecins de tous les pays, ainsi qu'aux bureaux de renseignements.**

Alle Anfragen und Mitteilungen betr. Inserate, Abonnements oder Fremdenlisten sind an die **Administration des Blattes** in Samaden, Korrespondenzen mit Bezug auf den redaktionellen Teil aber an die **Redaktion** zu richten.

Abonnementspreis:
Für die Schweiz: Wintersaison Fr. 9.—; **für das Ausland** Fr. 12.—
Sommersaison „ 10.—; „ 13.—

For English News
turn to the „Alpine Post" portion.

Adresser toute demande ou communication ayant rapport aux annonces, aux abonnements ou aux listes des étrangers à **l'Administration du Journal à Samaden.** MM. les collaborateurs sont priés de s'adresser à la **Rédaction.**

Prix d'abonnement:
Pour la Suisse: Saison d'hiver frs. 9.—; **pour l'étranger:** frs. 12.—
Saison d'été „ 10.—; „ 13.—

Vol. XVIII Nekr M37 **Samaden, Dienstag, 5. Januar** **No. 8**

Conrad Ferdinand Meyer und das Engadin.

Von Dr. *C. Camenisch,* Basel.

> Was in der Zeiten Bildersaal
> Jemals ist trefflich gewesen,
> Das wird immer einer einmal
> Auffrischen und lesen. *Goethe.*

Wie Paul Heyse Gottfried Keller den Shakespeare der Novelle genannt hat, so kann man Conrad Ferdinand Meyer mit dem grossen Florentiner Künstler vergleichen. Er ist der Michelangelo der Feder. Der Schöpfer des „Pensiero" in der Kapelle von San Lorenzo und der Dichter des „Pensieroso" wandeln und führen uns, abseits von der Heerstrasse, eigene Wege. Meister Gottfried löst in uns durch seine liebenswürdige Kleinmalerei der „sieben Aufrechten" oder der Leute von Seldwyla dieselbe Stimmung aus, in die wir vor den Genrebildern eines Franz Hals versetzt werden oder beim Betrachten der idyllischen Szenen aus dem Volksleben, wie sie Ludwig Richter schuf.

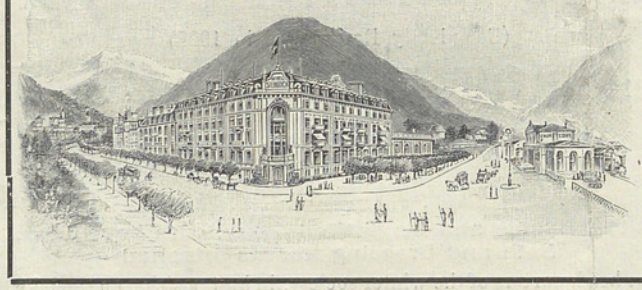
Der Nobile Michelangelo zwingt zum heiligen Ernste und wer seine Kunst nicht erfasst, der fühlt sich bedrückt und geängstigt, sein Moses ist ihm zu gross, sein Lorenzo de Medici zu ernst. Der Sohn der Republik am Arno will in der Kunst von den Gevattern Schneider und Handschuhmacher, die er täglich auf dem Ponte vecchio und der Piazza della Signoria schlendern und schwatzen sah, nichts wissen. Aehnlich der Patriziersohn der Republik Zürich. Conrad Ferdinand Meyer ist in seinem ganzen Wesen Aristokrat, Aristokrat im guten Sinne, und liebt die Uebermenschen, sein äusserlich mimosenhaftes Gemüt liebt das laute Treiben des Volkes ebensowenig, als er von diesem beachtet wird. Für seine Person huldigt Meyer dem Worte des Horaz: odi profanum volgus . . . während Gottfried Keller das Volk auf seine Schützenfeste begleitet und gerne im Wirtshaus mit den kleinen und grossen Politikern zusammentrifft, und zwar nicht nur, um seine Mitmenschen kennen zu lernen, sondern auch weil er sich unter ihnen daheim fühlt. Der Mensch Keller und der Dichter Keller sind eben untrennbare Gestalten und so ist denn alles Leben an seinen Werken, nirgends hat der Leser des „Grünen Heinrich" das Gefühl, dass ihm hier etwas vorerzählt werde, vielmehr lebt auch er mitten unter diesen Leuten und teilt Freude und Leid mit ihnen, wie der Dichter getan, bevor er diese Menschen aufs Papier gebannt hat, wie Brouwer, Teniers und Hals es machten, ehe sie ihre Meisterwerke schufen. Wer möchte heute wünschen, sie hätten es nicht getan?

Conrad Ferdinand Meyer hingegen war ein Einsamer. Er besprach sich nicht „mit Fleisch und Blut", seine Offenbarungen empfing er fern vom Lärm der Menschen: Der Apostel Paulus ging bekanntlich in die Wüste, um mit sich und der Welt ins Reine zu kommen, der „Träumer", wie C. F. Meyer in seiner Jugend von manchen verächtlich genannt wurde, ging in die Berge, von wannen auch für ihn in trüben Stunden, die ihm nicht erspart blieben, Hilfe kam. Sie brachten ihm nicht nur Erlösung, sie leiteten auch seine dichterische Entwicklung in die Höhe und die Tiefe und, sich mit des Dichters Wünschen verbindend, verhinderten sie es, dass sein Wesen zu sehr in die Breite ging.

„Weit, hoch, herrlich der Blick rings ins Leben hinein!" Von hoher Warte aus schaute er wie Goethe auf die Menschen in der Welt, und wie man von den Höhen unserer Berge aus nur das Grosse erkennt, indess die Kleinigkeiten in der Ebene für unser Auge verschwinden, so sah auch C. F. Meyer nur die Giganten der Vergangenheit, und so wie Michelangelo seine majestätischen Gestalten aus dem Marmorblock herausholt, so hat auch er aus dem Rohmaterial der Vergangenheit grosse Menschen, einen Hutten, Jenatsch und Pescara herausgemeisselt. Nicht gemalt sind Meyers Gestalten, noch weniger geschildert, vielmehr stellt er sie wie ein Bildhauer mit einigen Linien und Umrissen vor uns hin. Geheimnisvoll ist dieser Lapidarstil, der so viel, unendlich viel in sich birgt, für die, welchen ausser den äusseren Sinnen auch noch ein inneres Auge und Ohr hilft, das vom Künstler Geahnte, Gedachte, das verborgen und unhörbar im Kunstwerk lebt, zu fühlen.

Jeder Dichter hat sein eigenes Gebiet; da ist er zu Hause, da fühlt er sich wohl. Keller, der Allemanne, liebt gesprächige Menschen, die kleinen Leute, die ihre Leiden und Freuden nicht verbergen vor dem Nachbar. Die findet er eher im Tiefland in den Städtchen und Dörfern, auf den grünen Höhen und am murmelnden Bache, der gemächlich um die Hügel schleicht, als in den einsamen, meist verschlossenen Menschen der Alpen und Sturzbäche, deren harte Eiskruste nicht so leicht auftaut. Hier holt sich Meyer seine Sonntagsstimmung und seine Gestalten.

Keller und Meyer! Jeder in seiner Art ein Meister. Wer war der grössere? Diese Frage entscheiden wollen, hiesse gewiss so viel, als eine grosse Torheit begehen; denn an Anderen gemessen sind sie beide gross, miteinander verglichen aber



Coire · Hotel Steinbock · Chur

Only first class Hotel at Coire.
Facing the station. — 100 bedrooms.
Garden. Lift. Centralheating. Electric light throughout. Most convenient Stopping place for visitors going to or coming from the Upper and Lower Engadine. For prolonged stay particularly recommended house of real comfort.
Moderate Charges.

Neuerbautes Haus I. Ranges.
gegenüber dem Bahnhof. — 100 Zimmer.
Garten. Aufzug. Zentralheizung. Vorzüglichst geeignete Nacht- und Uebergangsstation für Ober- und Unterengadin Reisende. Für längeren Aufenthalt ganz besonders warm empfohlen.
Moderierte Preise.

L K 775 m

Nekr M 37

ZENTR...
13 AUG. 1920
ZÜR...



C. M. Ebell's
Buch- u. Kunsthandlung
14 obere Bahnhofstrasse 14
Kappelerhof
vis-à-vis der Kantonalbank
ZÜRICH

Conrad Ferdinand Meyer

Unter den großen Schweizer Dichtern der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ist Conrad Ferdinand Meyer der größte Künstler. Kein zweiter hat sein Werk so durchgestaltet und ihm so die letzte Vollendung gegeben; als Künstler und Könner, als Meister der deutschen Sprache ist er schon jetzt ein Klassiker. Seine Werke sind in hunderttausenden von Bänden verbreitet; aber noch fehlt die langerwartete monumentale Gesamtausgabe, die wir jetzt herausgeben. Diese achtbändige vornehme Ausgabe erscheint in einem großen, aber handlichen und angenehmen Format, 15 zu 22 cm, auf bestem schneeweißem holländischen Büttenpapier; der Satz wird auf das sorgfältigste mit der Hand aus einer der schönsten Schriften, der Ehmcke-Schwabacher abgesetzt und ständig von Prof. F. H. Ehmcke persönlich beaufsichtigt, der auch die gesamte Ausstattung des Werkes von Deckel zu Deckel besorgt und überwacht. So entsteht eine Ausgabe aus einem Guß. Es wird eine einmalige numerierte Auflage von 1000 Exemplaren hergestellt, von der die Nummern 1 bis 200 in Ganzleder, die Nummern 201 bis 1000 in Halbleder gebunden werden. Alle Ausgaben werden in besonders gediegenen und geschmackvollen Kassetten ausgegeben. Bei Vorausbestellung kosten die Nummern 201 bis 1000 in Halbleder etwa je 385 Francs, die Nummern 1 bis 200, je nach der Art und dem Wert der handgearbeiteten und handvergoldeten Ganzleder-Bände, als Luxusausgabe

Monumental-Ausgabe

600 bis 800 Fr. Auf Wunsch werden statt der gebundenen auch broschierte Exemplare in einer Kassette zum Preise von 198 Francs für die acht Bände geliefert. In den angegebenen Preisen ist der Teuerungszuschlag der Laden-Buchhändler inbegriffen. Es ist uns Ehrensache, diese Ausgabe zu einer wahrhaft vorbildlichen zu machen, die als Musterleistung für Bücherfreunde dauernd einen besonderen Wert haben wird. Den Druck besorgen Knorr & Hirth und die Druckerei F. A. Bruckmann in München; die Bindearbeiten haben die besten Buchbinder übernommen. Die Lieferungsmöglichkeit bleibt vorbehalten.

So hoffen wir, trotz der Not der Zeit, eine schöne und handwerklich vollendete Ausgabe zu schaffen, würdig des deutschen Namens und der Kunst Conrad Ferdinand Meyers. Diese einmalige Monumentalausgabe, das Ergebnis der Zusammenarbeit der unterzeichneten Verlage, erscheint bei H. Haessel; den Allein-Vertrieb hat der Einhorn-Verlag in Dachau bei München in Händen, an den ausschließlich alle Anfragen und Bestellungen zu richten sind. Die Bestellungen werden in der Reihenfolge vorgemerkt, in der sie bei uns einlaufen. Der Preis der Ausgabe wird nach dem Erscheinen erhöht.

Einhorn-Verlag

H. Haessel-Verlag

Dachau bei München und Leipzig im Juli des Jahres neunzehnhundertundzwanzig.

C. M. Ebell's
Buch- u. Kunsthandlung
14 obere Bahnhofstrasse 14
vis-à-vis der Kantonalbank
ZÜRICH

M..... N°.....

ARGUS SUISSE DE LA PRESSE

J. GRUNBERG & Cie

Schweizer Argus der Presse

GENÈVE — 23, Rue du Rhône, 23 — GENF

Adr. télégr.: Coupures Genève. — Téléphone 4005

Bureau de coupures de journaux sur tous sujets et personnalités. Traduction en toutes langues. Travaux de rédaction.

Bureau für Zeitungsausschnitte, Personalnachrichten, Uebersetzungen

CORRESPONDANTS: — VERTRETUNGEN:

Paris, Berlin, Vienne, Londres, Rome, Christiania, Buda-Pest, Milan, Amsterdam, New-York, Mexico.

Journal: Engadine Express & Alpine Post

Adresse: Samaden

Date: 8 - JAN 1909

Tarif Fr. 0.30 par coupure — per Ausschnitt

Tarif réduit, paiement d'avance, sans période de temps limité.	par	50	coupures	Fr. 13.50
	»	100	»	» 25.—
	»	250	»	» 55.—
Ermässigter Tarif. Vorausbezahlung ohne bestimmten Ablaufstermin	»	500	»	» 105.—
	»	1000	»	» 200.—
	»	2000	»	» 300.—

On traite à forfait, au mois, au trimestre, à l'année

Zeit-abonnements (1/4, 1/2, 1/1 Jahr) nach spezieller Vereinbarung.

Winterbilder aus dem Engadin.

I. Im Belvoir.

Mit grossem Halloh und gewaltigem Schwunge wurde die gefürchtete Kurve genommen, alles lief gut ab, kein einziger Schlitten warf seine mehr oder weniger „süsse“ Last in den Schnee. Wir alle guckten uns verwundert nach dem laut im Walde widerhallenden Lärm um und erblickten einen seltsamen Aufzug, gleichsam wie zu Prinz Carnevals Zeiten. Da zogen zwei prächtig aufgeschirrte Rappen einen nicht minder prächtigen Schlitten. Diesem Schlitten hatten sich wie die rächenden Erynnien in langer Reihe eine ganze Menge kleiner Engadiner- und Davoser Schlitten an die Fersen gehängt, wovon jeder bald eine, bald auch zwei bunt von braunen, violetten oder auch weissen Schleiern bewimpelte Sportamazonen oder auch weissbemützte, in grosskarrierten Knickerbockers steckende Söhne Albions trug, und in frohem Zuge gings gestreckten Galopps sogar durch den Wald, durch's Dorf und hinein die Strasse nach Pontresina zu. Die helle Freude blitzte diesen scheinbar nur im Schnee und Eis sich wohl fühlenden Menschenkindern aus den Augen und drohte ihnen auch die sanfteste Kurve mit sicherem Schiffbruch und etwa fühlbarer Berührung mit der hartgetretenen Strasse, was tats, je wilder die Rappen dahinflogen, um so lustiger tönte das Lachen und Johlen.

Eine unserer speziell im Engadin sehr beliebten „Tailing-partien“ war's, wie mein Begleiter mir mit der Miene des gewiegten Sportprofessors belehrend mitteilte und ihre Richtung wies nach dem „Belvoir“. Begreiflich, dass sich da auch in uns die Neugierde regte und zugleich auch die Lust, des Vergnügens teilhaftig zu werden, zumal wir eben nicht weit davon entfernt waren und gerade nach ehrlicher Uebung auf den nordischen, die Welt bedeutenden Brettern ein süsses Verlangen in uns Aufstieg nach den Fleisch- oder Suppentöpfen irgend einer gastlichen Herberge. Ja, ja, Skilaufen macht Appetit, also rasch herumgespäht mit vom Hunger geschärften Sinnen — halloh! dort saust ein anderer Araber heran, nun frisch und keck angehängt . . . und im fröhlichsten Skikjöring ging's die nämliche Strasse lang, Belvoir zu. —

Wo liegt denn das eigentlich und was ist's denn, so wird etwa der eine oder andere der Neulinge unter unseren Engadiner Gästen fragen. Nun, Belvoir ist einer der beliebtesten Ausflugsorte der Fremdenwelt des Tales. Es ist ein Kleinod in seiner Art, im Sommer wie im Winter, bevorzugt durch seine Lage und durch die Sympathie der Menschen. An den herrlichen Wintertagen besonders, wenn die kleine, aber kräftige Wintersonne ungetrübt auf die Schneelandschaft herniederscheint, da gehts im „Belvoir“ zu wie auf einem Ameisenhaufen und die bunteste, internationalste Gesellschaft findet sich dort zum Tee oder irgend einem sonstigen Imbiss zusammen. Und jeder versteht dies, der sich schon einmal dort befand. „Belvoir“ heisst „schöne Aussicht“, ein Name, der den Tatsachen entspricht. Erstens hat sich das Restaurant eines der sonnigsten Plätzchen im Engadinertale ausgesucht und schwimmt zur Mittags- und Nachmittagsstunde in einem Meer von Licht und Wärme, sodass alles im Freien kampiert, als wäre es Maienzeit. Zweitens breitet sich vor dem staunenden Auge eine solche Winterpracht aus, dass maneher sich am ersten Tage nicht genug daran weiden kann und rasch zu diesen Genüssen wieder zurückkehrt. Ein fleckenloser blauer Himmel, die schönen, scharf umrissenen Formen der ins Aethermeer emporragenden Berge, das grosse, stille Leuchten von Firn und Gletscher, ein edler Genuss ohnegleichen! Dazu noch die Sportgelegenheiten, die Schlittelbahn, die Skifelder, wahrlich ein Plätzchen, das dem schönen Tale des Inn Ehre macht.

Das Belvoir ist durch die Entwicklung der Verkehrsmittel der letzten Jahre allen grösseren Ortschaften bedeutend näher gerückt worden. Da fährt die Rhätische Bahn in nächster Nähe daran vorbei und die Berninabahn verbindet das Restaurant direkt mit St. Moritz und Celerina. Die Station der Drahtseilbahn Muottas-Muraigl ist auch nicht weit, sodass Belvoir wohl der am zentralsten gelegene Ausflugsort des Oberengadins ist. Der bisherige Gang der Ereignisse wird wohl auch dem Belvoir sein bisheriges Aussehen und seine alte Gestalt nehmen, denn die Räume müssen wachsen, das Haus muss sich dehnen, soll es der von Jahr zu Jahr sich mehrenden Frequenz der Fremden gerecht werden können.

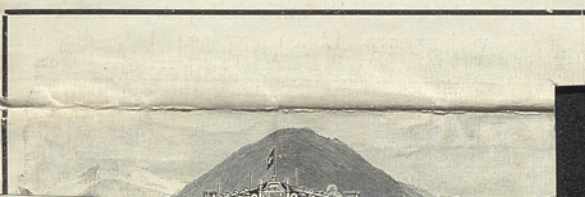
Nekr M37
ZENTRALBIBLIOTHEK ZÜRICH

Conrad Ferdinand Meyer und das Engadin.

Von Dr. *C. Camenisch*, Basel.

(Fortsetzung aus Nr. 8).

Aus seiner „Franzosenzeit“ stammt die Stelle in seiner Uebersetzung des Ulrich'schen Prachtwerkes „Die Schweiz in Bildern“, die er aus eigner Anschauung dem übersetzten Text anfügt.



Zuoz. *Hotel Konkordia.* Das bekannte Ku
hotel Konkordia in Zuoz ist vom bisherigen I
sitzer, Herrn Hermann Gilli, seinem Sohne, Hr
Giacomo Gilli, mit Aktiven und Passiven übe
geben worden, der das Haus inskünftig sell
leiten wird.

Personalia.

Im *Kulm-Hotel* ist abgestiegen der bekann
Aereonaut Santos Dumont, um Studien obzuliege
über die Luftschiffahrt im Gebirge.

Im *Privat Hotel* weilt Ihre Hochfürstl. Durch
laucht Frau Prinzessin Elisabeth zu Schaumburg
Lippe aus Wiesbaden.

Im *Hotel La Margna* haben die Herren Bundes
richter Honegger und Ursprung aus Lausanne Quar
tier genommen.

Im *Neuen Posthotel* sind angemeldet die Herren
Geh. Kommerzienrat von Kröner, Oberbaurat Weige
und Geh. Hofrat Weizsaecker, aus Stuttgart, ferner
Hauptmann von Grawert, von der Schutztruppe
für Deutsch-Ostafrika.

In der *Villa Suvretta* weilt die Herzogin von

Aus seiner Erinnerung ans Engadin flossen die Sätze, in denen er dessen Pflanzenwelt schildert:

La végétation se compose de pins alpigènes (pinus cimbra), de mélèzes et de sapins rouges. Déjà des arbres annoncent l'Italie, ou du moins indiquent le versant méridional des Alpes, par leur couleur non moins sombre mais plus rousse que celle de nos sapins, par la vigoureuse irrégularité de leurs rameaux, par la profondeur de leur ombrage.

Paris und Rom, wo Meyer eine glückliche Zeit verbrachte, hatten in ihm die Liebe zur Heimat



Ein Platz an der Sonne: **Belvoir und seine Umgebung.**

und besonders zu den Bergen nicht erstickt. Fast fluchtartig hatte der Suchende und Tastende die Schweiz verlassen, voll Sehnsucht kehrte der innerlich gefestigte und gereifte Dichter aus dem sonnigen Süden nach dem Zürchersee zurück.

Wie pocht' das Herz mir in der Brust
Trotz meiner jungen Wanderlust,
Wann, heimgewendet, ich erschaut'
Die Schneegebirge, süss umblaut,
Das grosse stille Leuchten!

Auf die trüben Märzstürme seiner Jugend und die frohe Frühlingsstimmung in Italien kam nun für ihn der Sommer, der ihm reiche Früchte zeitigen sollte. Eine der ersten Früchte, die mächtig zu treiben begannen, war Jürg Jenatsch. Aber nicht mehr in der alten, von ihm aufgegebenen Form eines Dramas, sondern in einer historischen Novelle wollte er ihm seinen Platz anweisen. Der Genius loci sollte ihn bei der Ausarbeitung begeisternd umgeben und so zog er denn, mehr als ein Vierteljahrhundert nach der ersten Reise, wieder nach dem Engadin.

Begleitet von seiner treuen Schwester Betsy kam er im Juli 1866 nach Chur und über die Lenzerheide und den Julierpass nach dem Engadin. Der poetische Niederschlag dieser Fahrt ist das erste Kapitel des „Jenatsch", das uns die Reise des Herrn Waser erzählt. Wie herrlich zeichnet darin C. F. Meyer mit wenigen Strichen die hehre, stille Alpenwelt: . . . „Die wenigen, zwischen den Felszacken herniederhangenden Schneeflecke und Gletscherzungen leuchteten bald grell auf, bald wichen sie zurück in grünliches Dunkel. Es drückte eine schwüle Stille, nur das niedrige Geflatter der Steinlerche regte sich zwischen den nackten Blöcken und von Zeit zu Zeit durchdrang der scharfe Pfiff eines Murmeltiers die Einöde . . . . Und immer schwüler und stiller wurde der Mittag. Die Sonne rückte vorwärts und die Wolken zogen. Am Fusse einer schwarzen, vom Gletscherwasser befeuchteten Felswand rieselten die geräuschlos sich herunterziehenden Silberfäden in das Becken eines kleinen Sees zusammen. Gigantische, seltsam geformte Felsblöcke umfassten das reinliche, bis auf den Grund durchsichtige Wasser . . . ."

Wir müssen leider darauf verzichten, noch mehr von diesen prächtigen Worten aus den Werken zu zitieren, dürfen es aber auch um so eher unterlassen, da heute Meyers Werke ja zum eisernen Bestand jeder Hausbibliothek geworden sind. Dort möge sie der Leser suchen!

In Silvaplana angelangt suchte das Geschwisterpaar umsonst das Wirtshaus, in dem der junge Conrad vor Jahren mit seinem Vater gewohnt hatte. Es war vom Erdboden verschwunden, und an seiner Stelle erhob sich der Rohbau eines neuen Hotels. Ratlos standen sie davor. Als aber die Wirtin erschien und einfaches Essen sowie gute Unterkunft in einem nahen Hause verhiess, waren sie es zufrieden und fanden dann auch beim Förster Riz à Porta gastliche Aufnahme. Noch gab es im Engadin keine Hotelpaläste mit dem Komfort von heute, aber bei Milch, Veltlinerwein und an der Luft getrocknetem Bündnerfleisch fühlten sie sich wohl und inmitten der erhebenden Gebirgswelt verbrachten sie herrliche Tage. Die Göttin der Poesie schüttete hier manche reife Frucht aus ihrem überreichen Füllhorn. Im Fexertal sah er die „Bank des Alten":

Ich bin einmal in einem Tal gegangen,
Das fern der Welt, dem Himmel nahe war . . .
. . . Vor einer Hütte sass allein
Ein alter Mann, von seiner Kraft verlassen,
Und schaute feiernd auf den Firneschein.

— — — — — — — — — — —

Noch pulst mein Leben feurig. Wie den andern
Kommt mir ein Tag, da mich die Kraft verrät,
Dann will ich langsam in die Berge wandern
Und suchen, wo die Bank des Alten steht.

Seine Briefe sind des Lobes voll über die majestätische Ruhe der Arvenwildnis und der Gletscherwelt. Doch lassen wir ihn selber reden. Am 27. Juli schreibt er von Silvaplana aus seinem Vetter Friedrich v. Wyss:

„Einmal die Feder in der Hand, lass mich Dir sagen, wie sehr ich glücklich bin in dieser schönen Abgeschiedenheit, nachdem ich zwei Jahre keine Alpenluft mehr gekostet, Körper und Geist zu stärken und aufzuhellen. Weniger der erstere, als der letztere hatte eine Kur notwendig. Die neusten Ereignisse mit ihren Problemen und Widersprüchen, das rasch wechselnde Gesicht der Dinge, die Fatalität, die gewiss auf jedem lastete, mit keinem der Streitenden ganz sympathisieren zu können, überall seine Reserven machen zu müssen, und der unselige Zwiespalt zwischen Verstand und Gewissen, der uns mitten in dem Beifall für das glückliche Spiel des Siegers mit Ekel gegen die angewendeten Mittel und mit Menschenverachtung erfüllt, alles das war zum Teufelholen.

Hier ist es so schön und still und so kühl, dass man die Rätsel des Daseins vergisst und sich an die klare Offenbarung der Schönheit hält. Wenn ich die schöne Zeichnung der Berge mit dem Auge verfolge oder die Farben der Seen oder der Luft bewundere, ja, nicht selten, vor Bildern stehe, an denen kein Claude Lorrain etwas ändern dürfte, herrlichen Kompositionen, wo Wege tief in den Mittelgrund hinaufführen und die eine blaue Ferne sanft abschliesst, Bilder, die eigentliche Typen des landschaftlich Schönen sind, so sage ich mir, dass derselbe Meister, der dies geordnet hat, auf dem ganz anderen Gebiete der Geschichte gewiss auch seine, wenn auch für mich verborgenen Linien gezogen hat, die das Ganze leiten und zusammenhalten. Doch ich habe dies oder ähnliches Dir gewiss schon zur Genüge gesagt, das Dich, bei Deiner vorwiegend ethischen Auffassung wenig befriedigen, ja vielleicht lächeln machen wird. Es sucht sich aber jeder mit dem Organe zu helfen, das ihm beschieden ist. —

Als wir hier ankamen, stund das Gras noch so hoch und wehte und wallte unter den breiten Wolkenschatten, voll Sommerlärm und Millionen Tierchen, dass man an ein Kornfeld erinnert wurde. Seit ungefähr fünf Tagen wird gemäht, in dem breiten Talgrund bewegen sich hunder Gruppen, das Heu wird in Bündel und Tüche gesammelt und jeder Wagen, alle einspännig, mi sechs Bündeln beladen.

Auch die Gletscher hätten wir wenigstens begrüss (in Pontresina) und hoffen noch etwas in die Höh zu gehen. Auf unserer gestrigen Exkursion, a die Surleialp, mussten wir uns durch ganze Häng von Alpenrosen wörtlich durcharbeiten."

Die Alpenrosen der Surleialp werden ihm seinem Gedicht „Das rote Tal" zuerst zum Symb der Liebesglut, „doch länger schauend in das Ro gedacht ich an den jähen Tod".

Ernst stimmt ihn auch der „Berg der Klage (Monte della Disgrazia): „Ueber allen mein Wegen droht er mir mit dunklem Haupt".

(Fortsetzung folgt)

M ..... No .....

ARGUS SUISSE DE LA PRESSE
J. GRUNBERG & Cie
Schweizer Argus der Presse
GENÈVE — 23, Rue du Rhône, 23 — GENF
Adr. télégr.: Coupures Genève. — Téléphone 4005

Bureau de coupures de journaux sur tous sujets et personnalités.
Traductions en toutes langues. Travaux de rédaction.
Bureau für Zeitungsausschnitte, Personalnachrichten, Uebersetzungen

CORRESPONDANTS: — VERTRETUNGEN:
Paris, Berlin, Vienne, Londres, Rome, Christiania, Buda-Pest, Milan, Amsterdam, New-York, Mexico.

Journal: Engadine Express & Alpine Post
Adresse: Samaden
Date: 12 JAN 1909

ZENTRALBIBLIOTHEK ZÜRICH

Tarif R
Tarif réduit, sans périod
Ermässigter zahlung c
Ablaufster
On t
Zeit-abonn

Conrad Ferdinand Meyer und das Engadin.

Von Dr. *C. Camenisch*, Basel.

(Forts. aus Nr. 8 u. 9.)

Von Silvaplana machte C. F. Meyer häufige Ausflüge nach allen Seiten. Einmal fahren sie über den Maloja hinüber nach dem Bergell, besuchen das Schloss Castelmur, wo der Dichter ein Gemälde seines Jugendfreundes Deschwanden aus Stans fand. In Soglio wurde des Dichters Phantasie mächtig erregt, als ihnen der einstige Zuckerbäcker Giovanoli, der bei ihrem Eintritt eben im Plato las, den alten Herrensitz der Salis zeigte. Was er im Abstieg nach Castasegna dachte, das erzählt sein Gedicht „Die Schlacht der Bäume“ und was sie in dunkler Nacht bei der Rückfahrt auf dem Maloja erlebten, das lässt er im „Jenatsch“ den Herrn Waser dort auch erleben.

„Engadin und Bergell habe ich zu wiederholten Malen durchreist und gründlich kennen lernen, das altertümliche Zuoz, Zernetz mit seinen bewaldeten Schluchten und Bärenwäldern . . . . Graubünden ist ein unendlich interessantes Land und das Stück Geschichte, personifiziert in den wunderlichen Schicksalen des Helden, den ich gern in den Mittelpunkt eines Romanes stellen würde, ist mit der damaligen europäischen Politik so eng verflochten, dass die Composition aus den Schranken eines Genrebildes weit heraustreten würde“, schreibt Meyer am 5. September seinem Freund und Verleger Haessel in Leipzig. Auf den Spuren des Jenatsch waren sie am Cavloccio-See vorbei bis auf den Muretto Pass gekommen, jetzt suchte der Dichter auch noch seine Fährte im Veltlin. Bis ins abgelegene Tal von Fraele, wo Rohan einen glänzenden Sieg errungen hat, zog es den eifrigen Dichter. Das Tal der Adda war voll Kriegsvolk (1866!) und das Reisen daher dort kein Vergnügen. An der Festung Fuentes vorbei zogen sie nach Collico und von dort über Porlezza und Lugano, durchs Misox und über den San Bernardino, durch die Viamala und über Thusis wieder nach der Heimat am Zürichberg, wo sie am 3. Oktober eintrafen. „Meine Reise, die drei Monate dauerte, ist nun glücklich zu Ende. Thusis, mein letzter Standort, hielt mich vier Tage. Ich bestieg den Heinzenberg, den der Herzog von Rohan „den schönsten Berg der Welt“ nannte und besuchte Schloss Riedberg, wo der junge Jenatsch den Pompejus Planta ermordete . . .“ (Brief vom 10. Oktober an H. Haessel).

C. F. Meyer hatte sich redlich Mühe gegeben, Land und Leute genau kennen zu lernen. Sogar Brissago zu rauchen hatte er gelernt. Jenseits des Berninapasses bei La Rösa loderte in ihm mit einem Male das Heimweh nach Rom auf:

„Gegrüsst Italia, Licht und Lust!
Ich preise meine Lose!
Du bist an unserer Erde Brust
Die Rose, ja, die Rose!“

Allein er widerstand der lockenden Versuchung und machte sich nun ans Studium der historischen Quellen. Wie ganz anders versenkte sich der gewissenhafte Meyer in seinen Stoff, bevor er sein Werk zu schreiben begann, als es andere nach ihm taten, die das Engadin mit ihrer „Dichtkunst“ heimsuchten. Hätte z. B. Georg Hirnfeld auch nur den hundertsten Teil von Meyers Vorarbeit getan, sein „Wirt von Veladuz“ könnte auch beim gesteigerten Betrieb seines Dichtungsapparates nicht so sehr von lokalen und historischen Irrtümern strotzen, wie es leider der Fall ist.

Noch mehrmals kam der Dichter nach Graubünden, bevor er seinen „Jenatsch“ aus den Händen liess. Schon 1867 finden wir ihn wieder im Engadin. Diesmal fanden die Zürchergäste auch Gelegenheit, die Wahrheit des Engadinerspruches zu erkennen, den einst ein Sohn des Südens über das Tal geworfen hatte: Engadina! terra fina, se non fosse la pruina! Mitten im Sommer sahen sie wohl hier zum ersten Male — Eiszapfen an den Dachrinnen und hörten die Schlitten klingeln. Die reichste poetische Ernte bot dem Dichter diesmal die Gegend von Pontresina. Ueber dem Morteratschgletscher am Bernina und seinen Paladinen sah er das „grosse stille Leuchten“, das ihn über alles Irdische erhebt, aber in seiner Bescheidenheit zum Schluss sprechen lässt:

Was kann ich für die Heimat tun,
Bevor ich geh' im Grabe ruhn!
Was geb' ich, das dem Tod entflieht?
Vielleicht ein Wort, vielleicht ein Lied,
Ein kleines, stilles Leuchten!

Wahrlich! wer für seine Heimat solche Worte findet, wie sie im Gedicht „Firnelicht“ stehen, der braucht nicht zu fürchten, dass seine Heimat ihn je vergessen könnte. Er hat sich ein Monument geschaffen aere perennius. Das Land aber, das eine solche Poesie zu inspirieren vermag, darf stolz sein! In seiner ersten Fassung trug das Gedicht die Ueberschrift: „Im Engadin“.

(Fortsetzung folgt).

M ..... N° .....

ARGUS SUISSE de la PRESSE S. A.

Schweizer Argus der Presse A. G.

GENÈVE — 23, Rue du Rhône, 23 — GENF

Adr. télégr.: Coupures Genève. — Téléphone 4005

Bureau de coupures de journaux sur tous sujets et personnalités. Traductions en toutes langues. Travaux de rédaction.

Bureau für Zeitungsausschnitte, Personalnachrichten, Uebersetzungen.

CORRESPONDANTS : -- VERTRETUNGEN :

Paris, Berlin, Vienne, Londres, Rome. Christiania, Buda-Pest, Boston, Amsterdam, New-York, Mexico.

Journal : Davoser Blatter

Adresse :

Date : 28 Nov 08 Davos

ZENTRALBIBLIOTHEK ZÜRICH

VOIR AU VERSO

Tarif Fr. 0.30 par coupure — per Ausschnitt

Tarif réduit. paiement d'avance sans période de temps limité.	par	50	coupures.....	Fr. 13.50
	»	100	»	» 25. »
Ermässigter Tarif. Vorausbezahlung ohne bestimmten Ablaufstermin.....	»	250	»	» 55. »
	»	500	»	» 105. »
	»	1000	»	» 200. »

On traite à forfait, au mois, au trimestre, à l'année.

Zeit-abonnements (1/4, 1/2, 1/1 Jahr) nach spezieller Vereinbarung.

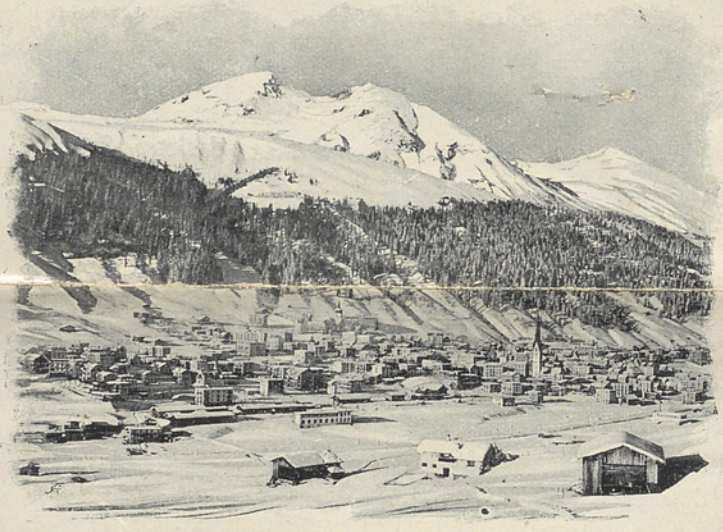
DAVOSER BLÄTTER

XXXVII. JAHRG. Nekr SAMSTAG, 28. NOVEMBER 1908 NR. 44

Conrad Ferdinand Meyer.

Zum 28. November 1908.

Er ist kein Unbekannter mehr in den Grenzen des deutschen Sprachgebietes. Sein Ruf ist gegründet. Neben seinem Zürcher Landsmann Gottfried Keller, der eine anders geartete Veranlagung zeigte und ihm deshalb menschlich nicht näher zu treten vermochte, behauptet Conrad Ferdinand Meyer einen der vornehmsten Plätze in der Literatur der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Dieser Umstand allein böte nicht Raum,



Eingeschneit! Davos gegen die Schiahörner.

hier seines zehnjährigen Todestages zu gedenken — unsere Spalten müßten zu oft zu solcher Erinnerungsfeier in Anspruch genommen werden —, wenn der Dichter nicht auch zu Davos seine Beziehungen gehabt hätte, die bekannt zu werden verdienen. Freilich andere, als die früh verstorbene Bernerin Gertrud Pfander. Eine Würdigung des Dichters wird man besser aus literarischen Zeitschriften entnehmen, die sich des Dichters bei diesem Anlaß gewiß erinnern werden — ich möchte nur seinem Ferienaufenthalt in Davos näher treten und dabei dem feinsinnigen Biographen Adolf Frey das Wort lassen *), der erst jüngst die Briefe Meyers in mustergültiger Weise herausgegeben hat — eine Veröffentlichung, die sich mit Bezug auf literarischen Wert vorteilhaft von andern ähnlicher Art unterscheidet.

„Zu der Zeit, da der Hutten („Huttens letzte Tage") zu wachsen und allerlei Gutes zu verheißen begann, brach der Dichter nach Bünden auf, um einige Sommerwochen in Pontrésina zu verleben; übers Jahr dann (1871), als er das Büchlein in den Händen des Druckers geborgen hatte, zog er wieder dem geliebten Hochland zu, nach St. Wolfgang unweit Davos. Dort hatte er im Vorjahr während der Hin- oder Rückreise über den Flüela ein einsames, behagliches Wirtshaus am Wege erspäht, das ihm als ein stilles Poetenstandquartier just recht erschien.

Der Seehof (in Küsnacht bei Zürich) wurde abgeschlossen und Tschugg zur Atzung und Verabfolgung von Speise und Trank im Erdgeschoß versorgt, wogegen Pudi mitdurfte, ganz närrisch vor Freuden, als er gewahrte, daß ihm erlaubt war, das Schiff zu betreten und mitzufahren; Sepli gab den Abziehenden noch eine Strecke das Geleit, bis es in der Wiese sitzen blieb. In Landquart übernachteten die Geschwister (die Schwester Betsy war des Dichters stete Gefährtin); dann ging's den Prättigau hinauf. Sie saßen hoch oben auf der Imperiale, Pudi zwischen sich, der immer lebhafter und vergnüglicher schnupperte, als ihm die frische Bergluft um die Nase strich.

Der Inhaber des St. Wolfganger Wirtshauses, Namens Taverna, Wirt, Bäcker und Schreiner in einer Person, nahm die beiden gerne auf, obgleich er sonst niemand für längere Zeit zu beherbergen pflegte, und versah sie trefflich mit allem Nötigen, namentlich mit seinen frischen Wecken und mit seinem duftigen Brot. Das Schönste aber waren die Wasserstürze, die von den gegenüberstehenden Felsen ohne Unterlaß herniederrauschten und ihre sonoren Melodien so tief und gewaltig durch die offenen Fenster sangen, daß der Dichter nirgends eine herrlichere Nachtmusik zu hören bekam. Er spazierte oft nach Davos oder unternahm ausgedehntere Ausflüge in die Umgegend, so ins Sertigtal, stieg aber mit Vorliebe nach dem nahen, von Lichtungen durchbrochenen Wald hinauf, wo die Eichhörnchen die Stämme hinauf und hinab schossen und die Spechte hämmerten, und verweilte oft ganze Tage droben, indem er sich, im Grase liegend, in ein Buch vertiefte. „Hier kann man," sagte er, „nichts anderes lesen als Homer und Shakespeare."

*) *Adolf Frey*, Conrad Ferdinand Meyer, Sein Leben und seine Werke, Stuttgart 1900, Cotta'sche Buchhandlung, Nachfolger. Seite 221 ff. Literaturfreunde möchte ich mit Bezug auf die oben einzeln genannten Gedichte, außer auf den Gedichtband Meyers, zum Vergleich auch auf die „Wandlungen der Gedichte C. F. Meyers" von *Heinrich Moser* aufmerksam machen, und zwar insbesondere auf den II. Teil, Seite 4, 34, 36, 82.

Wenn sich dann die dichterische Lust regte, vertauschte Betsy die Handarbeit mit dem Notizbüchlein, um die entstehenden Lieder von des Bruders Lippen aufzufangen und festzuhalten. Dort entstand „Das Seelchen", dort „Die Vision" und „Das Göttermahl" (es folgt das Gedicht; Red.).

Es war eine klang- und liederreiche Zeit. Ältere Motive formte der Dichter um, neueren verlieh er die erste flüchtige Gestalt. Er hatte damals verschiedene Gedichte in der Arbeit: „Die Karyatide",



Eingeschneit! Eine stille Bank.

„Das weiße Spitzchen", „Die Bank des Alten", „In Harmesnächten" u. s. w. Die Schwester schrieb alles in das kleine rote Notizbüchlein; es war ein preußischer Schreibkalender für Damen auf das Jahr 1871, ein Geschenk der Gräfin Plater. Sie hielt auch etliche, meist rasch hingeworfene Stimmungsbildchen fest, die er später von der Sammlung ausschloß, die aber ahnen lassen, wie es ihm damals zuweilen ums Herz war (sieben solcher Gedichte folgen; Red.).

Droben im Wald bei St. Wolfgang zeichnete er der Schwester auch die ersten Umrisse des „Amulet", dessen Ausarbeitung er nun ins Auge faßte.

Einmal wurde die sanfte Stille der Bergnacht durch einen „Hengert" unterbrochen, der dem Dichter den Schlummer raubte und ein dankbares Motiv schenkte; selbst der am Schluß des Gedichtes geschilderte leidenschaftliche Abschied beruht auf Wahrheit, auf einer Szene, die er in der ersten Frühe zufällig belauschte (die letzten 10 Verse sind wiedergegeben; Red.).

Etwas anderes störte ihn wochenlang. In der Stille der nächtlichen Kammer und im Frieden der grünen Waldeinsamkeit flüsterte die Sorge um das Los seines Hutten. Die erste Sammlung, die zwanzig Balladen, hatte durchschnittlich wenig Eindruck gemacht, noch weniger die zweite, die Romanzen und Bilder, obgleich er ihnen vor jenen mehr Kürze, Vollendung und Reichtum nachrühmen durfte; Hutten besaß das in höherem Maße, dazu einen Stoff von entschieden aktueller Bedeutung, den individuellen Herzschlag, eine tiefgeprägte, eigenartige Sprache — — — wie wird es ihm ergehen? „Jetzt wandern," sagt er, auf den farbigen Umschlag des Büchleins anspielend, „meine Kindlein in ihren gelben Röcklein durchs Land und bitten um Einlaß."

Gespannt erbrach er die mit der Post anlangenden Briefschaften. Sie meldeten nichts. Es duldete ihn nicht länger in den Bergen, und er eilte der Tiefe zu." — — —

WOCHENSCHAU
UND VERMISCHTE NACHRICHTEN

Eingeschneit! Ueber Nacht hat sich vollgezogen, was man noch in einiger Ferne glaubte: *Davos ist eingeschneit!* Unsere meteorologische Station hat in den Tagen von 22. bis 25. November eine Schneehöhe von 73½ cm addieren können. So hat man's gern, wenn der Winter als ganzer Kerl kommt, der weiß, was er will. Er hat der Landschaft ein sauberes Kleid beschert und von solidem Zeug, das bis zum Frühjahr aushält, ohne eine Blöße durchgucken zu lassen. Nun auch das letzte Hemmnis beseitigt ist, das von der Reise nach Davos abhalten konnte, dürfen wir wohl ein rasches Steigen der Besuchsziffer erwarten. Der letztjährigen scheint sie nicht nachstehen zu sollen.

Theater. *Alt Heidelberg* ging am vergangenen Freitag vor gut besetztem Hause in Szene. Dieses Schauspiel mit seinem geschickten Aufbau, mit seiner gewandten Sprache, hat vor einigen Jahren selbst in Paris große Erfolge erzielt. Für die Franzosen war der deutsche Couleurstudent eine neue Erscheinung und begeistert nahmen sie diesen Typ auf, der ihnen das deutsche Studentenleben erschloß. Herr *Torsen* als Karl Heinz beherrschte seine Rolle vollkommen. Sein prinzlicher Lehrmeister Dr. phil. Jüttner, Herr *Kopal,* war in Maske und Spiel vortrefflich. Der arrogante Kammerdiener Lutz, Herr *Steiner,* konnte in keinen besseren Händen sein. Des alten Kellermann's Mimik und Spiel mußte man als durchaus künstlerisch bezeichnen. Herr *Müller* zeigte uns auch in dieser kleinen Rolle sein vielseitiges Können. Die lustige, fesche Käthe fand eine ausgezeichnete Darstellerin in Frl. *Philipp,* die selbst in den allzu sentimentalen Stellen, besonders im letzten Akt, sich auf der Höhe hielt.

Die lustige Witwe hat wiederum ihre Anziehungskraft bewährt, so daß der Theatersaal letzten Sonntag ausverkauft war. Inszenierung und Ausstattung der Operette waren tadellos, die Kostüme der pontevedrinischen Gesellschaft äußerst glänzend und reich. Als Star des Abend ist wohl Frl. *Deley* in der Titelpartie zu verzeichnen. Ihre tadellos geschulte Stimme, die wie ein leicht beschwingter Vogel dahinflattert, die alle schwierigen Passagen spielend überwindet, sichern der Künstlerin schon zum vorneherein einen vollen Erfolg. Der beinahe frenetische Beifall nach dem Vilja-Lied und dem Tanz-Duett war ein durchaus verdienter. Ein

Seizième année. — N° 777 Samedi 21 Novembre 1908

LA

SEMAINE LITTÉRAIRE

ABONNEMENTS

	Un an.	Six mois.
SUISSE	Fr. 6.50	3.50
UNION POSTALE	» 9.—	5.—

Les abonnements partent des 1er et 15 du mois

ON S'ABONNE

A L'ADMINISTRATION, Bd DU THÉATRE, 4
dans les bureaux de poste et les librairies

PARAISSANT LE SAMEDI

RÉDACTION & ADMINISTRATION
Boulevard du Théâtre, 4. — Genève

La SEMAINE LITTÉRAIRE ne répond pas des manuscrits qui lui sont adressés

VENTE AU NUMÉRO
DANS LES LIBRAIRIES, LES GARES ET LES KIOSQUES

LES ANNONCES
S'ET REÇUES A L'ADMINISTRATION DE
la Semaine littéraire
Boulevard du Théâtre, 4
La ligne ou son espace : 30 centimes

SOMMAIRE :

CAUSERIE LITTÉRAIRE. *La Correspondance de Conrad-Ferdinand Meyer.* Antoine Guilland.
REVUE POLITIQUE. *Heure trouble* . . . Albert Bonnard.
CHRONIQUE SCIENTIFIQUE. *La loi biogénétique* . . . . . Emile Yung.
JEAN HORVAI . . . . . Pierre Valjean.
L'INTÉGRITÉ DE MARIANNE DENIER. Roman. (Suite) . . . . . Ernest Zahn.
CROQUIS AMÉRICAIN. *Mary et John* . . Albert Schinz.
ÉCHOS DE PARTOUT : *Petites nouvelles. — Jean Aicard à l'Académie. — La danseuse aux pieds nus. — De l'acrostiche* . . . . . Lazarille.
BULLETIN BIBLIOGRAPHIQUE

ILLUSTRATIONS : Conrad-Ferdinand Meyer. — Le sculpteur Jean Horvai.

Nekr

ZENTRALBIBLIOTHEK ZÜRICH

CAUSERIE LITTÉRAIRE

La Correspondance de Conrad-Ferdinand Meyer

La correspondance de Conrad-Ferdinand Meyer est l'événement littéraire de la saison dans la Suisse allemande [1]. On savait déjà, par la publication des lettres adressées à Mlle de François, quel charmant épistolier pouvait être l'écrivain zuricois. En temps ordinaire, avec son caractère plutôt froid et réservé, il s'abandonnait peu en confidences. Comme beaucoup de natures réceptives ou repliées sur elles-mêmes, il avait besoin pour allumer sa verve que l'étincelle vînt d'autrui. Mlle de François fut précisément cette étincelle : avec sa nature très en dehors, sa gaîté, son optimisme foncier, son élasticité de caractère et la volonté ferme de ne se jamais laisser dominer par les circonstances, elle sut communiquer au poète son entrain. Aussi quel joli commerce épistolaire s'établit entre ces natures si différentes ! Au début, Conrad-Ferdinand Meyer, un peu guindé et empesé, prodigue dans ses lettres les *Wohlgeboren* et les *Hochwohlgeboren*. Comme elle se moque « de ce libre Suisse qui en fait de formules de politesse en revendrait aux Prussiens ! « Allez-y tout de go, lui dit-elle. Vous savez bien que tout ce qui vient de vous m'intéresse. Racontez-moi vos petites affaires. Dites-moi : Ma gamine a cassé sa poupée neuve et cela lui a causé un grand chagrin. » Et C.-F. Meyer tout joyeux s'exécute, parle de sa maison de Kilchberg, de son jardin, de son chien, dit qu'il prend du ventre et rappelle en plaisantant qu'un jour à Lausanne, un gamin, le voyant passer dans la rue, s'écria : « Oh ! le gros vieux ! »

Je ne dirais pas que dans la Correspondance publiée aujourd'hui par M. Adolphe Frey, il y ait beaucoup de lettres de cette gaîté, car il ne fut donné qu'à une seule personne, Mlle Louise de François, de faire sortir le poète de lui-même d'une manière aussi charmante, mais d'autres esprits surent aussi trouver le chemin de son cœur, et il arrive souvent à C.-F. Meyer de parler avec abandon de lui-même, de ses travaux, de ses voyages, de sa méthode de travail, de ses plans et de ses idées. Et tout cela présente l'intérêt le plus vif.

M. Adolphe Frey n'a rien laissé perdre de tous les papiers qui lui sont tombés sous la main, ce qui explique que, à côté de lettres d'un intérêt général — celles entre autres qu'il écrivit à ses amis, les frères Georges et Frédéric de Wyss, le professeur Rahn, François Wille qui fut son conseiller littéraire le plus écouté, Félix Bovet, les littérateurs Calmberg, Meissner, Hermann Lingg, Gottfried Keller et Adolphe Frey, il y ait dans cette correspondance beaucoup de courtes missives et de billets insignifiants que C.-F. Meyer écrivait pour demander des renseignements ou remercier quelqu'un d'un service rendu. M. Adolphe Frey a tout publié, partant de l'idée que tout ce qui concerne un grand écrivain a sa valeur. Il a raison. Mieux encore que les essais que C.-F. Meyer a laissés inachevés et dont on a peut-être publié un trop grand nombre ces dernières années, il importait de sauver de l'oubli les lettres et quelques études littéraires que le romancier avait fait paraître dans des périodiques de la Suisse et de l'étranger. Là, en effet, notre auteur se révèle comme un critique littéraire fort compétent et, quand il parle d'œuvres qu'il aime et d'amis qui lui sont

[1] *Briefe Conrad-Ferdinand Meyers*, nebst Rezensionen und Aufsätzen, herausgegeben von Adolf Frey. Mit vier Bildern und acht Handschriftproben. 2 Bände. Leipzig, Haessel, 1909.

chers — ce fut le cas particulièrement de Louis Vulliemin et de Mathilde Escher, — il écrit des morceaux exquis.

Les lettres de C.-F. Meyer sont loin d'avoir toutes la même valeur et l'on peut même dire que dans leur ensemble elles ne constituent pas à proprement parler un monument littéraire semblable à la Correspondance de Gottfried Keller. Il manquait trop de choses à C.-F. Meyer pour être un épistolier de premier ordre. Outre la réserve que j'ai signalée, il n'avait pas, dans l'expression des choses courantes, cette originalité d'expression ou cette verve qui donnent tant de prix aux lettres de certains auteurs. Ecrire, on le sent, était très souvent pour lui une corvée et, pour s'y soustraire, il se contentait de rédiger de courts billets. Mais même en faisant cela, il ne perdait jamais ses bonnes habitudes d'écrivain. C.-F. Meyer était de ces hommes qui font bien tout ce qu'ils font. Quand il rédigeait une lettre, il avait cette clarté, cette simplicité de l'expression, ce don des termes appropriés qui font la valeur de ses romans. Aussi ce soin apporté à la forme donne-t-il à sa correspondance un intérêt littéraire de premier ordre. C.-F. Meyer est l'un des rares écrivains contemporains qui sût son métier à fond, et, à ce titre, il est un maître à l'école duquel on aura toujours profit à se mettre. Ses lettres nous en apportent un témoignage nouveau : presque toutes, dans leur brièveté, sont d'excellents modèles de langue.

A cette valeur littéraire s'ajoute une valeur documentaire plus considérable encore car, pour la première fois, nous pouvons, grâce à cette correspondance, saisir toutes les nuances du caractère et de la pensée de C.-F. Meyer et nous faire une idée complète de son activité comme écrivain. A ce sujet remarquerai-je que le classement adopté par M. Frey dans la publication de ces lettres, le groupement par correspondants et non par ordre chronologique, est un peu discutable, car on ne suit pas toujours ainsi d'une manière aisée le développement de l'écrivain et le travail qui, avec les années, s'accomplit en lui? Mais M. Adolphe Frey croit avoir de bonnes raisons pour justifier sa méthode. « On conserve mieux, dit-il, ce qui fait le charme occasionnel de ces lettres, la nuance particulière d'amitié ou d'intérêt qu'il portait à celui auquel il écrivait. » Oui peut-être au point de vue psychologique, mais au point de vue historique l'ordre chronologique aurait mieux valu.

Ce qui ressort d'abord de cette correspondance, c'est combien C.-F. Meyer fut un excellent ouvrier de lettres. Depuis le jour où, après avoir reconnu le vide d'une existence de dilettante, il cessa d'emmagasiner pour produire, il ne posa plus la plume un seul instant. Toutes ces lettres nous montrent quel travailleur acharné il était. A peine un roman est-il achevé qu'il passe à un autre. La fatigue des dernières années ne suffit même point à l'arrêter et lorsqu'il ne peut plus écrire, il élabore dans son cerveau le plan d'œuvres nouvelles.

Bien des projets à vrai dire durent être abandonnés en route, soit que « l'idée une fois sur le papier ne donnât pas ce qu'elle promettait, » soit qu'ayant trop présumé de ses forces le sujet gauchît sous sa main. Il y avait aussi l'éditeur Hæssel dont le jugement était péremptoire et pour peu qu'il élevât quelque doute sur la valeur d'une œuvre, vite C.-F. Meyer y renonçait. C'est ainsi que nous n'avons jamais eu la nouvelle *Duno Duni* qui l'occupa pourtant beaucoup, ni le grand roman *Le Comte de Toggenbourg* dont il voulait faire un pendant à *Jürg Jenatsch*, ni cet autre roman *Le Commandeur de Küsnacht*, que, dans une heure d'allégresse et de fièvre, il qualifiait « la meilleure chose qu'il avait faite ! »

Comme tous les artistes, C.-F. Meyer était prompt à s'emballer, mais le découragement venait vite. Dans ses lettres, il revient souvent sur « les beaux fantômes qui voltigent dans son imagination », mais qui ne donnent rien dans la réalité ! Il est vrai qu'il se ressaisit vite ! La vie lui a appris que si l'on veut agir il faut se contenter de relatif, et que l'effort après tout importe pour l'homme autant que l'œuvre. Il sait bien que ce qu'il fait ne vaudra jamais ce qu'il a rêvé, ce qui l'amène parfois à juger avec sévérité ses œuvres. *Jürg Jenatsch*, par exemple, qui est un de ses meilleurs romans, ne le satisfait qu'à moitié. « Ce n'est ni de l'histoire, écrit-il à M. Félix Bovet, ni de la biographie, ni même un roman psychologique : c'est une espèce de fresque assez grossièrement dessinée et pour être vue à distance. » Et, à son éditeur Hæssel, au sujet du même livre, C.-F. Meyer ne craint pas d'écrire : « J'ai le regret amer de vous dire que mon travail ne va pas et qu'à la fin je devrai me résoudre à faire tout simplement une esquisse historico-biographique comme c'était d'abord mon intention. Je n'ai pas assez de confiance dans les sources pour donner à la physionomie du héros toute l'ampleur qu'elle comporte. C'est un aveu humiliant et je vous assure que j'ai besoin de toutes mes forces pour ne pas me laisser abattre par cette constatation ».

C.-F Meyer écrivait cela, et pourtant il était très sensible aux critiques d'autrui. Ainsi va le cœur humain ! Sans cesse, dans ses lettres, on le voit préoccupé du soin d'assurer un sort heureux aux enfants qu'il lance dans le monde. Père plein de sollicitude, il multiplie les démarches auprès des critiques pour épargner aux nouveaux-nés un peu délicats les trop rudes chocs de la réalité. Eugène Rambert, un jour, ayant confessé une admiration modérée pour l'un de ses romans, il en ressent un vif dépit et lui, si courtois d'ordinaire, va jusqu'à le traiter d'imbécile. Il est vrai que Rambert très malicieusement opposait à C.-F. Meyer Gottfried Keller dont il faisait un éloge enthousiaste. *Genus irritabile vatum !*

Une chose intéressante aussi que révèle cette correspondance c'est la manière dont C.-F. Meyer devint romancier. Quand il commença à écrire, il utilisa les immenses connaissances qu'il avait acquises dans ses années d'étude et d'apprentissage. C.-F. Meyer avait toujours eu la passion de l'histoire qu'il étudiait aux sources, surtout dans les mémoires contemporains. C'est ainsi qu'il put sans effort, uniquement en puisant dans ses souvenirs, écrire des œuvres vivantes. Cependant chaque détail est pour lui l'objet d'une étude attentive. Quand il n'est pas sûr il s'adresse à des hommes compétents, aux frères de Wyss qui lui fournissent des renseignements historiques ou juridiques, au professeur Rahn dont il met incessamment le savoir à contribution. « J'aimerais, lui écrit-il, que tu me dises ce qui reste encore du château des Visconti et des Sforza à Milan ? Quel était le plus court chemin, en 1525, pour se rendre du Vatican au Palais Colonna ? Quels ponts, quelles places il fallait traverser et quels édifices on rencontrait sur son chemin ? Quel aspect avait le Palais Colonna, ses chambres, son jardin, ses arbres, les débris antiques qu'on y trouvait, les murs qui l'enclosaient et la porte d'entrée ? Il ne s'agit pas, bien

entendu, de détails archéologiques, mais de grands traits qui donnent la couleur vraie. »

A un autre ami, François Wille, C.-F. Meyer soumet ses œuvres une fois qu'elles sont écrites, car c'est le conseiller dont le jugement littéraire est pour lui le plus sûr. Chose curieuse, notre romancier affecte de donner peu d'importance à la forme. Du moins écrit-il : « Je suis d'abord un homme ; pour moi l'art ne vient qu'après la vie et que le diable emporte la littérature ! » Ce que C.-F. Meyer entend dire, c'est qu'il n'a point le souci exclusif de la forme indépendamment du fond. Rien de plus éloigné de ses goûts que la conception de l'art pour l'art, et il se défend avec énergie d'écrire des romans par simple curiosité intellectuelle. « Ce n'est pas le métier qui me pousse à produire, dit-il, mais la recherche de l'occasion de plonger dans certaines âmes. » A propos du *Pescara*, il dit aussi : « Pour moi, la chose essentielle dans le roman c'est la fable et les caractères, la forme ne vient qu'après ».



Conrad-Ferdinand Meyer
à l'âge de 66 ans (1825-1898)

Tout cela n'empêche pas C.-F. Meyer d'aspirer aussi à ses heures au grand art. « Mon ambition, écrit-il quelque part, eût été de faire pour le roman ce que Shakespeare a fait pour le drame. Grand style, grand art, voilà ce qui me préoccupe et ce à quoi je rêve. C'est la seule passion qui me pousse à faire des choses qui sont peut-être au-dessus de mes moyens. »

On voit tout l'intérêt qui s'attache à cette correspondance qu'on pourrait définir la confession d'une âme. On y retrouve, avec plus de précision, le C.-F. Meyer que nous avons appris à connaître dans ses romans. Pur intellectuel, ce sont seulement les choses de l'esprit qui l'intéressent. Il a bien quelques sentiments très vifs, — il se proclame chrétien, protestant et de goûts très germaniques, — mais on ne voit pas que les grandes questions politiques, religieuses ou sociales l'aient beaucoup passionné. Un jour, un de ses amis s'étonne qu'il n'ait manifesté aucune indignation à la lecture d'un discours de Bismarck contre les Polonais. C.-F. Meyer lui répond : « Bismarck n'est pour moi qu'un problème psychologique ». Problèmes psychologiques, n'est-ce pas ainsi qu'on pourrait définir tous les romans de C.-F. Meyer?

Cette infinie curiosité d'esprit qui fut sans doute la marque distinctive de l'esprit de notre écrivain, le poussait à lire tout ce qui paraissait de nouveau, et, comme il parle souvent à ses amis de ses lectures, ses lettres sont pleines de fins jugements littéraires ou de jolis croquis d'écrivains. Parmi ces jugements, je citerai ceux sur Taine, historien de Napoléon, sur V. Cherbuliez, à propos du roman *La Bête*, sur Wildenbruch, sur Leuthold, sur Tolstoï, sur Ibsen, sur Dostoïevsky, sur Pascal « qu'il tient pour le plus parfait prosateur de la langue française », et sur Tourgueneff, l'un de ses écrivains de prédilection. Et avec quel intérêt il suit le mouvement littéraire de la Suisse allemande ! Lorsqu'il découvre un talent nouveau, nul n'est plus joyeux que lui. « Voulez-vous lire quelque chose de beau, écrit-il à son ami Wille. Lisez les poésies d'Adolphe Frey. » Fin connaisseur, nul ne sait comme lui distinguer les pailles au milieu de l'or. « Carl Spitteler, écrit-il, a les dons les plus rares, mais ce qui lui manque c'est la simplicité de pensée et d'expression. Quel dommage qu'au lieu de son maniérisme à la Jean-Paul, il n'ait pas la forme nette de Gottfried Keller ! »

Le trait le plus marqué de la physionomie de C.-F. Meyer est peut-être l'absence de passion. En toute occasion on le voit s'efforcer d'être bon et de rendre justice à chacun. J'en relève un bel exemple dans une lettre adressée à Hermann Lingg. Il s'agit de Gottfried Keller qui venait de mourir. Les rapports entre les deux écrivains n'avaient pas toujours été empreints de cordialité et cela par la faute de Gottfried Keller, lequel, comme on sait, était volontiers bourru et grossier. C.-F. Meyer ne lui garda jamais rancune de ses coups de boutoir et à sa mort il écrit à Lingg : « Vous savez sur quel pied j'étais avec Gottfried Keller, et cela n'empêche point que l'homme me manque beaucoup... C'était un écrivain merveilleux, génial et certainement moins simple et moins facile à connaître qu'on se l'imagine. Il est fort possible que dans les papiers qu'il laisse se trouvent des choses désagréables pour moi, mais je lui pardonne d'avance en reconnaissance de la grande joie que ses écrits me donnent tous les jours. »

Voilà qui est d'une âme singulièrement noble ! Et les traits de ce genre ne sont pas rares dans cette correspondance, qui, à l'encontre de tant de déballages posthumes, grandit l'écrivain. Il n'y a pas à dire, l'homme moral chez C.-F. Meyer était de qualité supérieure. Nous le savions déjà par les témoignages des contemporains, mais c'est double plaisir d'en faire soi-même la découverte dans ses lettres. Aussi convient-il de remercier vivement M. Frey de nous avoir procuré ce plaisir. Et nous le remercions d'autant plus sincèrement que son livre, fait avec un soin extrême, — c'est un modèle d'exactitude et de bon goût, — est une œuvre de typographie parfaite, ornée de beaux portraits, d'autographes et de vues des lieux où C.-F. Meyer vécut. Dès aujourd'hui elle a sa place marquée dans la bibliothèque des admirateurs du poète. Et Dieu sait s'ils sont nombreux chez nous !

Antoine Guilland.

REVUE POLITIQUE

Heure trouble.

L'Europe traverse des temps troublés.

Depuis le double coup d'éclat de la Bulgarie et de l'Autriche, la diplomatie s'est agitée, sans aboutir à rien. Le mirage de la conférence européenne s'éloigne. Les « négociations directes » entre Constantinople et Sofia, sont, il

M 8 N° .....

ARGUS SUISSE DE LA PRESSE

J. GRUNBERG & Cie

Schweizer Argus der Presse

GENÈVE — 23, Rue du Rhône, 23 — GENF

Adr. télégr. : Coupures Genève. — Téléphone 4005

Bureau de coupures de journaux sur tous sujets et personnalités, Traductions en toutes langues. Travaux de rédaction.

Bureau für Zeitungsausschnitte, Personalnachrichten, Uebersetzungen.

CORRESPONDANTS : — VERTRETUNGEN :

Paris, Berlin, Vienne, Londres, Rome, Christiania, Buda-Pest. Boston, Amsterdam, New-York, Mexico.

Journal : **Berliner Tagblatt** **Berlin**

Adresse :

Date : 30 NOV 1908

VOIR AU VERSO

ZENTRALBIBLIOTHEK ZÜRICH

Tarif Fr. 0.30 par coupure — per Ausschnitt

Tarif réduit, paiement d'avance, sans période de temps limité. Ermässigter Tarif. Vorausbezahlung ohne bestimmten Ablaufstermin	par 50 coupures. . . .	Fr.	13.50
	» 100 »	»	25.—
	» 250 »	»	55.—
	» 500 »	»	105.—
	» 1000 »	»	200.—
	» 2000 »	»	300.—

On traite à forfait, au mois, au trimestre, à l'année.
Zeit-abonnements (1/4, 1/2, 1/1 Jahr) nach spezieller Vereinbarung

Konrad Ferdinand Meyer.

(Zur 10. Wiederkehr seines Todestages, 28. November.)

Von [Nachdruck verboten.]

Ad. Tentenberg (Zürich).

In zweierlei Gestalt hebt sich das Bild des nun schon zu einer historischen Größe ausgewachsenen Schweizerdichters Konrad Ferdinand Meyer aus der Fülle seiner Selbstoffenbarungen. Da sitzt an seinem Webstuhl ein emsiglich und bedächtig schaffender Meister, der feinfarbene Fäden mit sinnreich verteilender Hand zu einem figurenreichen und plastisch gearbeiteten Stück in kunstvoll geschmücktem Rahmen zusammenwirkt. Er weiß, dies Stück ist für Leute bestimmt, die für fein abschattierte Farben und gedämpfte Töne eine wählerische Vorliebe haben. Er weiß, seines kunstvoll zusammengesetzten Werkes wartet eine Eliteschar von ästhetisch Gebildeten, die empfindlich ist für jeden falschen Fadendurchschlag und empfänglich für jeden Reiz angedeuteter Formenschönheit. Man wird dies Gebilde seiner Hand „mit den feinen Fingerspitzen des Kunstgefühls" betasten, wird an seinen hellen Kleinteilen und an dem stilvollen Aufbau des großen Ganzen jene stille Freude haben wollen, die nur intime Kennerschaft dem Kunstliebhaber vornehmsten Geschmacks zu vermitteln vermag. Darum gilt es, mit Bedacht zu Werke zu gehen und die Wirkung zu erwägen, gilt es, aufzumerken, daß kein Zuviel oder Zuwenig, kein Zulaut oder Zuleis die Harmonie des Eindrucks störe! . . .

Dies ist der Künstler Meyer (das Wort in seinem eigentlichen Verstande). Kein Jüngling, der im Drange heftigen Erlebens oder im Sturm wilder Tatbegier von ersten inneren Erschütterungen sich zu befreien strebt. Sondern ein zu Jahren und zu Besinnlichkeit Gekommener, der sich zu seinem Leben und zu seinem Werk in eine objektive Distanz gesetzt hat und beide mit der Planmäßigkeit eines streng denkenden — aber freilich auch groß denkenden — Baumeisters in höchster Bewußtheit zu gestalten liebt. Das subjektive Element des unmittelbaren Gefühlsausflusses fehlt den Dichtungen (besser Kompositionen) Konrad Ferdinand Meyers. Er bekennt nicht, unter dem gewaltigen Eindruck eines persönlichen Begegnisses stehend, nach seinem Leben, wenn ihn der Gott überkommt, sondern — er erschafft höchst vollkommene Kunstwerke. Darum führt er uns nicht in das Leben hinein, sondern stellt uns darüber, um es aus der Höhe zu betrachten, oder er läßt es auch in seinen großen und dramatisch bewegten Momenten an uns vorüberziehen. Darum läßt er uns nicht unter seinen Menschen wohnen und uns teilnehmen an an ihren Schicksalen, sondern er weist uns jene vor (als seltene Exemplare quasi) und stellt uns vor diese hin, sie mit Bewunderung und Staunen, mit Belustigung und Grauen zu betrachten. Darum schöpft er nicht triebhaft aus den verborgenen Quellen des Unbewußten, gibt seine Empfindung nicht unmittelbar, sondern spiegelt sie reflektiert wieder und greift zurück auf den Schatz der in ihm gespeicherten Ideen. Die Stirn des Künstlers Meyer zeigt tiefe Furchen einer grüblerischen Reflexion, eines viel denkenden, eines erdenkenden und überdenkenden Verstandes. Und diese Furchen, die dem Alter die Schläfe zieren, sind für den Künstler Meyer die unterscheidenden Merkmale. Aber nicht nur Merkmale: auch Ehrenmale. Ehrenmale einer eminenten Selbstzucht und künstlerischen Selbststeigerung! Das bewußte Gestalten war der Weg, auf den ihn sein schwerflüssiges Temperament, seine Reflexionsnatur hinwies. Er mußte ihn beschreiten, wenn er anders seine Meisterschaft erlangen wollte. Das starke Stilisieren, die verstandesmäßige Zubereitung, die man ihm als „Manier" wohl vorgehalten hat (besonders hervortretend in der epigrammatischen Kürze seines Stils, in der „Rahmenerzählung", in dem Spielen mit symbolistischen Andeutungen) ist seine Natur, ist seine Grenze, aber auch sein Ende und sein Gipfel. . . .

Die Seele jenes anderen Meyer — zwei Seelen wohnen auch in seiner Brust — ist ihm nicht von der Stirn abzulesen. Sie spiegelt sich ihm im Auge. In jenem Auge, das Lenbach auf seinem allzu unbekannten Gemälde des Meisters so seherisch aufstrahlen läßt, und von dem Adolf Frey berichtet, daß es einen „unbeschreiblichen Schimmer" auf seinem Antlitz hervorzauberte, der ihm „etwas eigentümlich Serenes verlieh — ein großes, stilles Leuchten". Für diesen Meyer ein erschöpfendes Kennwort finden, ist nicht leicht. Man könnte, Adolf Freys Gedanken aufnehmend, aus diesem Auge etwas von dem ruhigen Beglücktsein des erlösten Menschen herauslesen, wie es dem endlich Gereiften fühlbar geworden sein mag, als ihm, der bis ins hohe Mannesalter „im Traum erstarrt" lag, die bleiernen Gewichte eines durch Erbschaft verhängten Schicksals abfielen, als ihm seiner vollen Brust geheime, tiefe Wunder sich öffneten und „des jungen Ruhmes erstes Morgenlicht" ihm verheißend erglänzte. Aber die stille Heiterkeit ist es nicht, die auf dem Seelengrunde dieses Dichters liegt, und aus dem Auge bricht ihm nicht das sonnenhafte Leuchten. Sondern ein „großes" Leuchten . . . . Der Schmerz über menschliche Kleinheit, die Sehnsucht nach Größe, der nimmer ruhende Aufwärtsdrang: — das ist es, was diese Seele füllt, was dieses Auge kündet. Es sind die Schauer des Tragischen, die den Menschen leise durchschüttern, wenn er den vom Ideale erfüllten Blick aufs Leben heftet und immer nur der Leidenschaft verworrene Bestrebung darin sich kundgeben sieht; es sind die mächtigen Impulse des Heroischen, die den Kampf aufnehmen mit den tragischen Gewalten des Daseins und sie zu überwinden streben — welche dem Menschen Konrad Ferdinand Meyer innewohnen und ihn zu jener anderen Individualität erheben, die seinem Wort und Werk den Stempel des Ewigen aufdrückte. Diesen Meyer mag man einen Dichter nennen: er treibt aus sich heraus, es treibt aus ihm heraus, was ihm innerlich schwer zu schaffen macht, er formt zu künstlerischem Ausdruck, was ihm „auf den Nägeln brennt". Dieser gestaltet ein Erlebnis. Freilich keines von denen, das sich mit einem individuellen Fall aus dem konkreten Leben der Umgebung ausschöpft: Meyers Erlebnisse sind Gedankenerlebnisse, was er zu sagen, zu bekennen hat, ist das Ergebnis einer grübelnden Betrachtung der Probleme des Lebens, einer brennenden Sehnsucht nach größeren Verhältnissen und gewaltigeren Menschen als die dürftige Gegenwart sie bietet. Auch Konrad Ferdinand Meyer gestaltet wie Schiller, sein Seelenverwandter, nach „Ideen": er sieht in der Tatsachenwelt der Geschichte ein bewegtes Ereignis sich abspielen, hinter dem er allerlei Problematisches gewahrt, in dem er eine „Idee"-sich manifestieren sieht — und möchte diese nun „realisieren"; oder er stößt auf einen interessanten Charakter, der hochragend und womöglich vom Zwielicht vager Ueberlieferungen umflossen aus dem Wust der Geschichte herausticht, und den er nun „enträtseln" (Der Heilige) oder zu einem Rätsel machen (Jürg Jenatsch) oder in einer Idealgestalt erstehen lassen will (Hutten). Ob nun aber Menschen oder menschliche Verhältnisse dargestellt werden: immer ist sein Vorwurf ein Problem, das ihnen zugrunde liegt, und oft ein dauernd bestehendes und sehr kompliziertes Problem, so daß man von ihm sagen kann, auch er habe „der Menschheit große Gegenstände" (wie Schiller) behandelt — nur freilich mit dem tiefer dringenden Blick des Gereifteren und dem Mehr an Psychologie des modernen Menschen . . .

Konrad Ferdinand Meyer, der Dichter, hat die Hinneigung zum Tragischen, hat den Zug zum Erhabenen, hat den Willenstrieb zum Heroischen, hat das Erlebnis der großen Idee, hat das starke Gefühl fürs Moralische, hat das hierzu gehörige Pathos, hat, mit einem Wort, die reflexive Ader und das entsprechende schwerflüssige Temperament. Konrad Ferdinand Meyer, der Künstler, hat die große Sorgfalt fürs Technische, hat den feinen Sinn für die Nuance, hat die Zucht der Konzentration, hat die gesteigerte Objektivität, hat die Selbstzucht der Oekonomie, hat, mit einem Wort, den eminenten Kunstverstand und das entsprechende künstlerische Gewissen. Aber weder dem Dichter noch dem Künstler werden diese in ihrer einseitigen Ausbildung leicht gefährlichen Eigentümlichkeiten zum Verhängnis. Der Künstler vernachlässigt über der Herausgestaltung der vollendeten Form nicht den tiefen Gehalt: Meyer ist mehr als Artist und gibt mehr als ein bloß ästhetisches Ergötzen. Und wenn auch seine Stilisierungskünste die Grenze des Natürlichen manchmal zu überschreiten scheinen, so wird er doch niemals bizarr, sondern höchstens interessant. Der Dichter aber, der Erlebtes gestaltet, ist alt und besonnen genug, um sein Pathos, seine Moralität, seine Idealität, seinen Heroismus, sein tragisches Gefühl nicht in voller Wucht ausströmen zu lassen (wie etwa der junge Schiller es getan) — eine wohlerworbene Resignation bändigt die Vehemenz dieser Triebe und bewahrt ihn vor der Verzerrung der Gestalten, denen er den Odem seiner Seele einbläst. So steht der Künstler und Dichter Konrad Ferdinand Meyer auf dem Gipfel seiner Vollendung. Man sieht bei ihm nicht, wie er diesen Gipfel stufenweis erklomm. Zwischen seinem Erstling, dem Hutten, und seinem Letztling, der Angela Borgia, liegen keine Entwickelungsstadien — er trat als ein Vollendeter hervor und hat sich in allem höchstens um einige Grade verfeinert. Das hängt natürlich mit dem späten Erwachen des Dichters, der über vier Jahrzehnte seine Sprache nicht fand, zusammen, ist aber wie dieses lange Gebundensein selber sehr interessant und ein einzig dastehender Fall in der Literaturgeschichte. Der Dichter Meyer bleibt, so offen seine Physiognomie als Meister seiner Kunst vor der Nachwelt steht, als Lernender und Werdender dennoch ein Geheimnis, ein kaum zu lösendes Rätsel.

Dieses Geheimnis ist auch durch die große Publikation der „Briefe Konrad Ferdinand Meyers nebst seinen Rezensionen und Aufsätzen, mit vier Bildern und acht Handschriftproben" (H. Haessels Verlag, Leipzig), die des Dichters Vertrauter und langjähriger Kritiker Adolf Frey jüngst den Freunden der Meyerschen Muse geschenkt hat, nicht gelüftet. Zwar enthält die reiche Sammlung manches bedeutende Briefstück auch des jüngeren, in seine Dichterherrlichkeit noch nicht eingegangenen Meyer — und gerade diese Stücke sind die intimsten, sind die einfältigsten, sind die in der Formgebung am meisten soignierten Briefe des Mannes. Sie verraten „Schreibart, Geist und Sinnen eines Dichters", wie der Herausgeber sagt. Aber das Rätsel der Entwickelung zur höchsten dichterischen Vollendung lösen sie nicht, das Geheimnis der langen Erstarrung des Gottbegnadeten bleibt verschleiert. . . .

Um so mehr haben die beiden Bände Meyerscher Briefe über den Meister zu sagen, wie wir ihn kennen. Nicht daß ein neuer Zug in seiner Physiognomie aufträte. Das nicht. Aber die Linien seiner Individualität treten hier schärfer hervor, weil sie näher an den Beschauer heranrücken, und geben dem Bilde greifbare Deutlichkeit und lebendigste Unmittelbarkeit.

Man sieht den Künstler in seiner Werkstatt. Er arbeitet schwer. Er „zerdenkt" sich fast an seinen Stoffen, er muß mit ihnen „mühsam ringen", um ihnen „ihren Wert" zu geben. Er arbeitet auch gewissenhaft: „Ich kann mich einem gewissen wohlfeilen Feuer, das jeder Dichter mehr oder weniger von Natur hat, nur sehr bedingungsweise überlassen, da ich meine Idee, nichts mehr und nichts weniger, verkörpern will. Ich stehe wie Michelangelo vor dem Stein und sage mir stündlich: Courage, es steckt darin, es handelt sich bloß darum, es herauszukriegen.

Wie Heinrich Heine, so treibt auch Konrad Ferdinand Meyer das immer wache Künstlergewissen zu fortwährendem Umschaffen und Ueberfeilen seiner Werke: seine „Liebe zur Vollendung" nennt er das und gesteht, daß es ihm ein „Genuß ist, immer wieder den vollendeteren Ausdruck zu suchen". Wichtiger ist es, von Meyer selbst zu hören, wie er, der Meister der historischen Novelle, den geschichtlichen Rohstoff bewältigt. „Ohne System, instinktiv, liegen bei mir immer fünf bis zehn Jahre zwischen Komposition und historischer Lektüre", antwortete er Karl Spitteler auf eine dahinzielende Frage, „wo ich Chroniken, Bullen und solches Zeug bevorzuge, natürlich zu meinem eigenen Spaße, ohne bestimmte Zwecke und ohne das Geringste zu notieren. Aus diesem Wuste arbeitet sich dann von selbst im Laufe der Jahre irgendein Novellchen heraus . . . Kurz: Stoffe habe ich nie gesucht, noch je sogenannte Vorstudien gemacht." Von ähnlicher Bedeutung sind die Aeußerungen, mit denen Meyer sanften Vorwürfen über seine „Manier" begegnet. So an J. V. Widmann: „Mein starkes Stilisieren, wie es Keller zwischen Lob und Tadel nannte, und meine besonders künstlich zubereiteten Wirkungen müssen mir im Blute stecken. Sie glauben nicht, wie instinktiv ich gemeiniglich verfahre, die Zügel dem Rosse und dieses den Weg suchen lassend." An Spitteler: „Wissen Sie, lieber Herr, daß Sie mir meine „Manier" ein bißchen verleiden? Wenn ich auch meine Meinung sagen darf, so finde ich, ein starker Faktor meiner Sachen ist die Länge der Zeit (drei, fünf, zehn Jahre), während welcher meine bildende Kraft sich mit denselben beschäftigt, ganz mühelos, aber unablässig: vegetativ sozusagen, aber doch mit, latentem Verstande, durchaus zweckmäßig. Bildet die Natur nicht auch instinktiv-teleologisch?"

Wie das instinktive Bilden und das höchst bewußte Planen und Gestalten sich bei Meyer in selten gleichmäßiger Mischung vereinigen, zeigen am besten die Analysen des Dichters über seine eigenen Werke, mit denen er das Fertige bisweilen zu erklären sucht oder gar das erst Konzipierte sich oder seinem Verleger zurechtlegt. So bemächtigten sich Phantasie und Verstand der Gestalt des Jürg Jenatsch derart, daß er vor der poetischen Verkörperung dieses seines Helden von ihm sagt: „Ein Mensch von reichstem Temperament, wild und schlau. Weltmann und Naturmensch, um die Mittel nie verlegen, aber von großer Vaterlandsliebe." Das im Hintergrunde dieser Novelle stehende Zürich stellt sich dem Dichter dar als „damals schon zivilisierter, aber auch schon mit einem leichten Anflug von Zopf"; es würde „die ungesuchten Gegensätze der politischen und militärischen Ehre zu dem Abenteurer und der Philisterei zu der genialen Kraft bieten". Ueber die Zeitverhältnisse läßt sich Meyer noch deutlicher vernehmen: „Das der Poesie so überaus günstige Verlaufen einer großartigen rohen Zeit in eine gebildetere und flachere, die Verwandlung der religiösen Bewegung im sechzehnten Jahrhundert in die politische des siebzehnten, kurz die Anfänge des modernen Menschen wären interessant zu behandeln." Auch die im Schoße dieser Zeit ruhende Konfliktsgegebenheit sieht der Dichter klar vor sich: es ist die „von Recht und Macht, Politik und Sittlichkeit". „Auch die Frage von Religion und Konfession muß von allen Seiten beleuchtet werden." „Viel Humor", meint er zum Schluß, „wird der Gegensatz deutschen und italienischen Lebens, zürcherischer Steifheit und südlicher Leidenschaftlichkeit in das sonst so ernste Buch bringen." Noch viel ausführlicher ist Meyers öftere Interpretation seines anderen Meisterstücks, des „Heiligen", die er, gewissermaßen um sich zu verteidigen, dem Freunde Hermann Lingg gibt. Es sei hier, um abermals zu verdeutlichen, welche Rolle der bewußt planende Kunstverstand in des Dichters Schaffen spielte, nur die Charakterisierung des Bischofs und des Königs wiedergegeben, deren „entsetzliches Ringen" der „Gegenstand der Novelle" ist. Der Heilige Th. Becket ist nach Meyer „eine geistig überlegene, fast modern-humane, aber der Roheit des Mittelalters gegenüber wehrlose Natur; orientalisches Blut, höchste Bildung, gründlichste Verachtung seiner rohen Zeit; überlegene Ruhe, höchster Verstand, aber ein Unterdrückter, daher durch und durch Diplomat; Zug von Ehrgeiz oder vielmehr ein Gefühl enormer geistiger Ueberlegenheit; orientalisch-nachtragend, ich will nicht sagen rachsüchtig, aber doch feingrausam. Er spielt mit dem König wie die Katze mit der Maus". Der König ist „mittelalterlich gewalttätig, starkes Temperament, gutmütig, durchaus naiv, dabei gründlich unsittlich. Er kennt seinen Kanzler stellenweise nicht übel, obwohl er sich immerwährend in ihm täuscht".

Es wäre ein Fehlschuß, wenn man die in solcherlei Analysen (deren sich noch mehrere in den Briefen finden) sichtbar werdende Verstandestätigkeit des Dichters auf eine einseitig intellektuelle Beanlagung zurückführen wollte, die ihre Kunst ohne den Anreiz persönlichen Erlebens und ohne den Instinkt des dichterischen Schöpfertriebes ergrübele. Zwar der Kunstverstand ist insbesondere bei der Formgebung der Meyerschen Dichtungen stark beteiligt. Aber der Instinkt führt den Dichter auf ganz bestimmte, seiner Natur gemäße Stoffe, in deren Wahl er deshalb niemals irrt. Die Phantasie belebt diese Stoffwelt mit den Gestalten, die sich dem inneren Blicke des Schöpfers zeigen, und das selbsteigene Erleben ringt sich darin aus tiefster Brust ans Licht. So kann Meyer sich mit den Worten und dem Wesen seiner Gestalten identifizieren. Hutten, dem verlassenen Ritter und kampffrohen Romfeind, fühlt er sich wahlverwandt: „Die Gefühle eines Einsamen kenne ich zur Genüge, und ein Ghibelline war ich von jung an." So kann er gar sagen, daß die historische Novelle für ihn, den Dichter, nur eine Maske ist, eine Form „pour y loger mes expériments et mes sentiments personnels . . . Ainsi, sous une forme très objective et éminemment artistique, je suis tout individuel et subjectif. Dans tous les personnages du „Pescara", même dans ce vilain Morone, il y a du C. F. Meyer."

Der Dichter und der Künstler ist in Konrad Ferdinand Meyer gleicherweise lebendig. Der eine prägt die feine, durchdachte Form, der andere gießt in diese Form den schweren Gehalt des inneren Lebens. So schenkt er beiden sich: dem Leser, der sich an der Form delektieren, und dem betrachtsamen Menschen, der an der großen Welt, die da vor ihm ersteht, sich erheben und auferbauen möchte. Am meisten aber dem, der beides in sich zu vereinigen weiß.

* * *

Aphoristisches.

Von

Konrad Ferdinand Meyer.

Aus seinen Briefen und Schriften.

Herr vergib ihnen . . . Ich habe unsagbar dunkle Stunden, wo mir die Verderbtheit, die maßlose Ungerechtigkeit der Menschen und ihr Weh vor Augen tritt.

*

Der Unzeitgemäße. — Sie kennen mich und wissen, daß sich etwas in mir sträubt gegen die Betastungen der Menge.

*

Sein Aufstieg. Ich habe mir die Hände blutig geklettert, ehe ich oben war.

*

Am Todesbette Gottfried Kellers. Es ist entsetzlich, in welchem Spital wir hienieden leben, und sehr leicht, von einer Welt, die uns verläßt, sich abzukehren.

*

Reitenkönnen. Ihr wißt nicht, welcher Schenkelschluß dazu gehört, das Leben souverän zu traktieren.

*

Vom Glück des Lebens. — Ich trage mein Bündel, dessen Inhalt ich nicht detaillieren will, und bin so glücklich, als mein Naturell und die Einrichtung dieses Erdballs es zulassen.

*

Woran man den Pessimisten erkennt. — Mir individuell hinterläßt das Komische immer einen bittern Geschmack, während das Tragische mich erhebt und beseligt.

*

Der Weisheit letzter Schluß. — Sieht man das Leben vorüberziehen, so ist einem, man hätte schon dreimal gelebt und man sucht das Dauernde, ich in der Kunst und in der Anstrengung.

*

Dichters „Standpunkt". — Dem Zusammenfließen des Blutes zweier sich schroff entgegenstehender Gegner schreibe ich meine Unparteilichkeit in politischen Dingen zu. — Die ihnen eigentümliche Mischung von konservativen Ueberlieferungen und freien Standpunkten ist mir durchaus homogen.

*

Kaiser und Kanzler. Was Ihren Fürsten (Bismarck) betrifft, so soll er nicht den Stoiker machen (den römischen Herrn spielen, wie Macbeth sagen würde), und er vermeide das entschieden Abgeschmackte. Wer den Fürsten noch immer am gerechtesten beurteilt, ist gerade der, welcher ihn stürzte und stürzen mußte, sein Herr und Kaiser. — Es war doch ein großer Irrtum des Kaisers, von Bismarck zu lassen.

*

Dichter und Staatsmann. — Für mich hat Bismarck so viel psychologisches Interesse, daß ich ihn betrachte, ohne ihn zu beurteilen. — Kein Liebhaber des Deutschen, der nicht mitunter von der Originalität und selbst Schönheit der Bismarckischen Gleichnisse betroffen worden wäre.

Ihnen ist am Ende selbst nicht wohl in dieser Schlaffheit und Müdigkeit, mit der zu kokettieren für einen Mann keineswegs kleidsam ist. Sie sehen recht häufig so aus, als ob Sie einen kleinen Rausch noch nicht ganz überwunden hätten."

Ich nickte melancholisch.

„Daran kann etwas Wahres sein. Vielleicht ist es der Rausch einer standesgemäß verlebten Jugend, an dem ich noch leide."

„Nein, das muß anders werden, Ernst. Es ist schade um Sie. Im Grunde sind Sie kein übler Mensch."

„Danke."

„Und sogar gut und manchmal auch recht vernünftig, und ich möchte Sie so recht von Herzen gern glücklich sehen."

„Das haben Sie ja vor Jahresfrist verschmäht."

Sie wandte sich achselzuckend ab.

„Immer das alte Lied!"

„Sind Sie sehr böse, Gräfin Vally?"

„Sie wissen wohl, wo der wunde Punkt meiner Seele ist; eine Strafe, ein schließlicher Hohn des Schicksals für manch leichtsinniges Wort, manch unbedachte Grausamkeit, daß mein wahrstes, bestes Empfinden nicht erwidert ward und ich mich innerlich nicht mehr losringen kann. Sie wissen das und haben nicht Freundschaft und Takt genug."

„O, darf ich bitten, Gräfin! Ich wollte Sie nicht beleidigen und hoffe, das beruht auf Gegenseitigkeit."

„So machen Sie mir morgen abend die Freude, eine Tasse Tee bei mir zu trinken. Ich möchte gerne gut machen," lächelte sie, „und ich bin wirklich Ihre beste Freundin, lieber Oelsen."

„Das weiß ich wohl," sagte ich versöhnt, „ich komme gern." —

Eine Stunde später saß ich im Schoße der Familie Bube aus Landsberg.

Und als des Sommers Rosen starben.

Von Hermann Koch.

—

Und als des Sommers Rosen starben,
Griff ich nochmals zum Wanderstab,
Die Welt zu schau'n in bunten Farben,
Die spielend ihr der Herbst noch gab.
Doch lag das Tal im Nebelkleide,
Und hüllte ringsum alles ein;
Die Trauer war mein Weggeleite —
Sonst schritt ich still für mich allein.

Und still war's rings in weiter Runde;
Kein Echo gab der nahe Wald.
Und nur das Bellen lauter Hunde
Von ferne mir entgegenhallt'.
Kein frohes Lied auf meiner Fährte;
Das Rascheln nur von dürrem Laub —
So trat mein Fuß die Heimaterde
Und trat die Blätter in den Staub.

Die Blätter, die einst schattenspendend
Beglückten manchen Wandersmann,
Sie lagen nun in nichts verendend,
Und nur der Sturm sprach schrill sie an.
Und nur der Sturm ließ seine Stimme
Erschallen übers öde Tal,
Als wollte er mit wildem Grimme
Entwurzeln rings die Bäume all.

Und nur der Sturm schritt mir zur Seite
Und raunte ständig mir ins Ohr:
„Auch du wirst einstmals meine Beute!"
Und widerhallend klang's im Chor.
Und widerhallend durch die Runde
Ward Echo so des Sturmes Wort,
Als stünd' mit ihm im Zauberbunde,
Was elend jetzt verdirbt — verdorrt.

Was elend jetzt zugrund' gegangen,
Trägt dieses Wort als Grabinschrift —
Wohl dem, des Stirne ohne Bangen
Sich biet' des Herbstes eherm Stift.
Wohl dem, der zeitig sich tat regen
Und seine Ernte heimgebracht;
Er wird auf seinen Abendwegen
Sich freuen auf die Ruh' der Nacht.

Tagblatt der Stadt St. Gallen 28/11/08

Conrad Ferdinand Meyer.

Erinnerung seiner Schwester zu seinem Todestag
28. November 1898.
(Schluß.)

—

Dann wurde er zu literarischer Arbeit angeregt; er übersetzte Thierrys „Récits des temps mérovingiens". Der französische Geist blieb nicht ohne Einfluß auf Meyers Form- und Sprachtalent. Bewußt oder unbewußt teilte sich auch ihm jene Klarheit und Präzision mit, die die französische Sprache auszeichnet. Selbst bis in den Satzbau läßt sich dieser französisch-romanische Einfluß verfolgen.

Ende 1853 kehrte Meyer als ein Verwandelter nach Zürich zurück; er hatte sich selbst wieder gefunden. Da fiel ein Ereignis in sein Leben, das tiefe Wunden schlug, die nur langsam wieder heilen sollten: der Tod seiner Mutter. Ein Gemütsleiden, das ohne Zweifel schon lange verborgen an ihrer reizbaren Seele genagt hatte, war zum Ausbruch gekommen. Die Geschwister beschlossen schweren Herzens, die Mutter nach Préfargier zu bringen. Allein die Mutter sollte diesen Ort nicht mehr verlassen; am 27. September 1856 suchte und fand sie den Tod in den Wellen der Zihl.

Den Schmerz über den Tod seiner Mutter konnte der Dichter nie ganz überwinden; die Erinnerung an die sorgende und sich um ihn quälende Mutter hat dem Dichter wehmütig klagende Lieder zugeflüstert, wie „Das begrabene Herz", „Hescheros" u. a.

Im Frühjahr 1857 finden wir den Dichter in Paris, nach dem schon lange sein Sehnen stand. Er

WA 90a 11

ZENTRALBIBLIOTHEK ZÜRICH

hat die Reise nach Paris und den Aufenthalt in der Weltstadt in prächtigen Briefen seiner Schwester geschildert. Paris schloß den schönheitstrunkenen Augen des Dichters alle seine Herrlichkeiten auf und er genoß sie so rein und voll wie nur je eine echte Künstlernatur. Im Herbst reiste er nach München; auch in der Isarstadt überwog die Kunst alles andere.

Wie groß und entscheidend die Eindrücke waren, die C. F. Meyer während seines Aufenthaltes in Rom (Frühling 1858) empfing, wie voll von Ideen und künstlerischer Anregung er nach Hause kehrte, ist nicht leicht zu beschreiben. Schweren Herzens schied er von Rom; der Sinn für die große Kunst war ihm hier aufgegangen und Michelangelo hatte sie ihm aufgeschlossen. Hier sah er zum erstenmale große Gedanken in großer Kunst verkörpert; im Anschauen dieser unsterblichen Werke empfing der Dichter die Weihe des Künstlers.

In Italien aber erhielt Conrad Ferdinand noch eine weitere Anregung: sie ward ihm durch die charaktervolle Persönlichkeit Bettino Ricasolis. Der wie aus einem Guß geschaffene Diktator Toskanas begeisterte Meyer durch seinen unbeugsamen Charakter und seine eiserne Willenskraft. Ein alter Freund der Familie, stellte Ricasoli den Gästen sein Schloß zur Verfügung und bewirtete sie aufs liebenswürdigste.

Es ist gewiß, daß ohne Ricasoli manche Gestalt der Meyerschen Muse nicht entstanden wäre; der gewaltige Florentiner stand ihm bei der Zeichnung alles überragender Persönlichkeiten, wie z. B. Ezzelinos, bewußt oder unbewußt Modell. —

Meyer war 39 Jahre alt geworden und noch hatte er nichts geleistet, was der Welt seine Dichterkraft geoffenbart hätte. Da erschienen im Jahre 1864 im Metzlerschen Verlag „Zwanzig Balladen von einem Schweizer". Das kleine Bändchen fand zuerst in der französischen Schweiz Anerkennung, dann auch in Zürich wohlwollende, zum Teil mit Staunen gemischte Beachtung.

So leicht war Meyer diese Publikation nicht geworden; J. J. Weber in Leipzig hatte früher schon den Druck seiner Gedichte abgelehnt. Erst der treuen Schwesterseele Betsy gelang es, für die 20 Balladen ihres Bruders einen Verleger zu finden; sie war selbst nach Stuttgart gereist, um mit dem Verlag zu unterhandeln, der den Druck nur auf Kosten des Verfassers übernahm.

Der Erfolg der Balladen war nicht groß; aber Kenner, wie der feinsinnige Georg v. Wyß, und der damals am Polytechnikum dozierende Fr. Th. Vischer, sprachen sich lobend aus.

1868 siedelte der Dichter nach Küßnacht ins Haus zum „Seehof" über, wo er eifrig den Studien zum „Jenatsch" oblag. Hohes Glück war für ihn die Gesellschaft, die er im nahen Landgut „Mariafeld" (Meilen) bei François und Eliza Wille fand. Dort verkehrten die geistigen Koryphäen Zürichs, z. B. die drei Gottfriede (Keller, Kinkel und Semper), der Graf Plater, das Ehepaar Wesendonck u. a. In der Gesellschaft war Meyer schweigsam, nur an Mittwochabenden, wenn er allein kam, las er sein Neuestes vor und fand dafür inniges Verständnis und feine Kritik.

Ende 1869 erschien Meyers erstes mit vollem Namen unterzeichnetes Buch, seine „Romanzen und Bilder", die er seinem väterlichen Freund Vulliemin „als dem geistreichsten und zugleich wohlwollendsten meiner Leser" dedizierte. Vulliemin schrieb darauf eine glänzende Kritik in der „Gazette de Lausanne"; in Deutschland trat Gottschall, in der Schweiz François Wille für den Dichter in die Schranken.

Das Jahr 1870 kam und mit ihm die welterschütternden Ereignisse des deutsch-französischen Krieges. Das sieghafte Emporstreben der deutschen Nation führte auch in ihm das Deutschtum zum Siege: „Huttens letzte Tage" entstanden.

Mit vollem Recht nennt Adolf Frey den „Hutten" die schönste Dichtung, die der deutsch-französische Krieg hervorrief. Die Dichtung, den beiden Freunden in Mariafeld gewidmet, fand auch in Zürich freudige Anerkennung, so von Johannes Scherr in der „Zürcher Freitags-Zeitung".

Im Oktober wandte er sich zum zweitenmale nach Italien; Venedig war diesmal das Ziel der Reise. Er schrieb damals an seinen geliebten, alten Freund, Professor Louis Vulliemin: „Ich lerne hier unendlich viel auf Schritt und Tritt." — Tizians zugleich große und feine Auffassung der Individualität in seinen Bildnissen zeigte ihm, wie historische Persönlichkeiten darzustellen seien.

Nach seiner Heimkehr vertauschte Meyer den Seehof zu Küßnacht mit dem Seehof in Meilen. Hier unter den „schwarzschattenden Kastanien" vollendete er sein „Amulet". Meyer verrät in dieser kleinen Novelle eine Gestaltungskraft, die, einmal entfaltet, Großes hervorbringen mußte. Und diesen ersten großen Wurf hatte er schon in Vorbereitung: es war „Jürg Jenatsch". Im Sommer 1874, während eines Aufenthaltes in Chiamutt am Oberalp, vollendete er dieses sein größtes Werk, an dem er über 20 Jahre gearbeitet hatte. Mit dieser Dichtung hatte er seine Reife erlangt, nach der er jahrelang gerungen. Sie bildet den Markstein, der seine Entwicklungsjahre abschließt. „Jürg Jenatsch" ist unstreitig einer der besten historischen Romane der gesamten deutschen Literatur; nur wenige, Scheffels „Ekkehard" vielleicht, können sich ihm an die Seite stellen.

C. F. Meyer schritt seinem 50. Jahre entgegen und noch war ihm der „Stern der Liebe" nicht aufgegangen, wie er in seinem Liede „Ihr Heim" ergreifend klagt. Das Jahr, das ihn der Höhe seines Schaffens nahe brachte, sollte ihm auch die Braut und Gattin zuführen: es war Luise Ziegler, die Tochter des Obersten Eduard Ziegler.

Seine Verlobung machte in Zürich nicht wenig Aufsehen; das hatte man dem 50jährigen Hagestolz kaum zugetraut. Ganz Zürich gratulierte, „selbst der Brummbär Gottfried Keller hat seine Aufwartung gemacht," schrieb er fröhlich seiner Braut.

Ein neues Leben erwuchs dem Dichter und seiner Dichtung erquoll ein frischer Born, der eine Fülle Liebeslieder von männlich kraftvoller Klangfarbe hervorsprudelte, so daß selbst Gottfried Keller

darüber urteilen mußte: „Es ist seit Jahren nichts so Gutes im Lyrischen erschienen."

Die Hochzeitsreise führte das Paar zuerst nach Lausanne zum alten, treuen Vulliemin, dann über Lyon nach Südfrankreich, nach Orange und Avignon, dann nach der Riviera und Korsika. Weihnachten verbrachten sie in Ajaccio. Meyers „Abschied von Korsika" enthält die tiefempfundene Schlußstrophe:

Schwer entsagt das Aug' der offnen Ferne,
Schwer das Ohr dem Meereswellenschlage —
Unter kält're Sonnen, blaß're Sterne
Folget mir, ihr Inselwandertage,
Und umklingt mich dort, wie eine Sage.

Im Januar fuhren sie über Südfrankreich heim an die stillen Gestade des Zürichsees, nach dem „Wangensbach" bei Küßnacht, wo Schwester Betsy ihnen eine idyllische Wohnung eingerichtet hatte.

Durch den „Jenatsch" wurde Meyer auch in weiteren Kreisen bekannt; zahlreiche Literaten des In- und Auslandes traten mit ihm in Verbindung, so Herm. Lingg, Paul Heyse, Felix Dahn, Alf. Meißner, J. V. Widmann u. a.

Im Jahre 1877 erwarb Meyer ein eigenes Heim in Kilchberg auf der Höhe zwischen Sihltal und Zürichsee. Eine Schilderung seines Landsitzes enthält die humorvolle Novelle „Der Schuß von der Kanzel", welche besonders Gottfried Keller große Freude bereitet haben soll. Aus jener Zeit datiert auch Meyers Freundschaft mit Adolf Frey, seinem späteren Biographen. Einen besonders lebhaften Briefwechsel führte C. F. Meyer mit seinem Berliner Freund Julius Rodenberg, dem Herausgeber der „Deutschen Rundschau", später auch mit Louise von François, der Verfasserin des prächtigen Romanes „Die letzte Reckenburgerin".

Vom Frühjahr 1878 an hatte Meyer einen neuen Stoff in Vorbereitung, den „Heiligen"; aber erst ein Jahr später sandte er das fertige Werk an Rodenberg mit den Worten: „Jetzt erscheint es mir eine Novelle wie eine andere — ich glaubte so viel hineingelegt, das Mittelalter so fein und gründlich verspottet und in Becket einen neuen Charakter gezeichnet zu haben." Das Lob der Erzählung war allgemein; Geibel soll gesagt haben, er sei stolz darauf, daß dieses Musterstück geschaffen worden sei. Felix Dahn stellte den „Heiligen" sogar höher als „Jenatsch" und die übrigen Prosawerke Meyers.

Im Januar des Jahres 1880 wurde unserem Dichter von der Zürcher Universität eine Ehrung zu teil, die ihn wie keine andere vor- und nachher erfreute: es war die Verleihung des philosophischen Doktorhuts honoris causa.

Es kann nicht unsere Aufgabe sein, Meyers Werke hier alle anzuführen und ihre Bedeutung für die deutsche Literatur hervorzuheben. Es genüge uns zu wissen, daß er bis 1891 eine Reihe prächtiger Novellen geschaffen hat, die zum Besten gehört, was die Literatur in den letzten Jahrzehnten hervorgebracht hat. Ich erinnere hier nur an die klassischen Novellen „Die Hochzeit des Mönchs", „Die Richterin", „Die Leiden eines Knaben", dann die farbensatten Schilderungen der Renaissance, „Die Versuchung des Pescara", „Angelo Borgia" u. a.

Meyers Lyrik ist vielleicht am besten durch Luise von François beurteilt worden, wenn sie dem Dichter schreibt: „Je mehr ich von Ihren Gedichten kennen lerne, um so edler, tiefer, reicher erscheinen sie mir."

Aber nicht nur als Künstler, auch als Mensch tritt uns C. F. Meyer sympathisch gegenüber. Aus den Erinnerungen seiner Gattin tritt uns das Bild eines Mannes entgegen, dem Wohlwollen gegen die Menschen zur zweiten Natur geworden war. Echte, tiefe Liebe fand er an der Seite seiner Luise; ihr reiches Gemüt beglückte ihn nicht weniger als ihr lebendiger Sinn für die bildende Kunst und die Musik.

Bei sich zu Hause war Meyer immer ruhig und liebenswürdig, seinen Gästen ein trefflicher Gesellschafter mit sicherem, stets mildem Urteil andern gegenüber. Eine vornehme Natur, ließ er seine tiefe, innere Leidenschaft nur in seinen Werken offenbar werden. Tiefsinnliche Religiosität paarte sich mit freiem Denken; wie Hutten konnte er von sich sagen:

„Ich bin kein ausgeklügelt' Buch,
Ich bin ein Mensch mit seinem Widerspruch!"
— — —

Leider war Meyers Lebensabend kein ungetrübter. Zwanzig Jahre gewaltiger konzentrierter Arbeit und verschiedene Krankheitsanstürme hatten sein schon von Natur sensibles Nervensystem zerrüttet und er suchte Heilung in Königsfelden. Geheilt kehrte er zu seinen Lieben zurück und genoß noch einige Jahre trauten Familienlebens.

Am 28. November 1898 schlummerte er in die Ewigkeit hinüber.

Still und feierlich wie sein Sterben war auch sein Leben, „ein großes, stilles Leuchten". Jetzt wandert er den ewigen Firnen zu . . .

Dr. Ernst Dolder.

Literarische Mitteilungen.

—

Walhalla. Bücherei für vaterländische Geschichte, Kunst und Kulturgeschichte. Begründet und herausgegeben von Dr. Ulrich Schmid. 4. Band. München 1908. Georg D. W. Callwey. XII und 214 S. Preis geb. Fr. 6. —.

Auch der neueste Band dieses Unternehmens, das zum Organ einer neugegründeten Walhalla-Gesellschaft zur Pflege und Förderung vaterländischer Kultur und Kunst geworden ist, erfreut durch seine textlichen wie illustrativen Gaben. Am wertvollsten deucht uns die Bekanntschaft mit drei vortrefflichen deutschen Künstlern: Edmund Steppes, Heinrich Reifferscheid und Karl Haider, die er vermittelt. Alle drei Meister, deren künstlerische Eigenart Henry Thode und Alfred Peltzer umschreiben und von denen zahlreiche Werke wiedergegeben sind, kennzeichnet eine feine Innerlichkeit, zarte Be-

Vor ihm ein großer, weißer Kopf — schien par distance Herr Bube zu sein. Daneben zwei unscheinbare graue Gestalten, mit zwei großen, roten Schleifen und Stirnen so nackt und rund, daß man unwillkürlich an ein Kinderknie erinnert wurde. Die eine war jedenfalls „meine Braut . . ."

Selbstverständlich hielt ich mich etwas im Hintergrund der Loge und ließ mein Opernglas in Ruhe. Erstens ist es überhaupt nicht mehr „Ton" für uns, das Publikum mit dem Gucker für interessant zu erklären, und zweitens sah ich dort drüben gerade genug von meinem Schicksal.

Dort war man freilich einfach genug, den Tubus Onkel Eduards von Hand zu Hand gehen zu lassen, um mich anzustarren, als ich im Zwischenakt an den Rand meiner Loge trat.

Man braucht nicht sonderlich schön zu sein, um einsam in dunklem Rahmen einer Fremdenloge ein recht interessantes Bild zu geben.

Ich gewährte das einige Minuten und ging dann, leise mit den Adjutantensporen klirrend, den teppichbelegten Gang hinab, um meinen lieben Onkel zu begrüßen.

Nachdem das in herzlicher Weise geschehen war, sagte ich in dem gebräuchlichen Murmelton: „Ah, du bist in Gesellschaft! Darf ich bitten, mich vorzustellen?"

„Mein Neffe, Premierlieutenant Freiherr von Oelsen."

Ich neigte mein Haupt, ohne hinzusehen, sofort das unerläßliche Feuer beginnend: „Ausgezeichnete Aufführung, gnädiges Fräulein."

„Ach ja."

„Ja — unser Niemann ist doch unerreichbar."

„O, gewiß."

„Schon öfter gesehen, gnädiges Fräulein?"

„Ach nein. Wir wohnen in Landsberg."

Ich drehte meinen Schnurrbart, was ich sonst nie tue, weil ich es für geckenhaft halte, und unterdrückte ein schreckliches Lächeln.

„Hm — schon längere Zeit hier?"

„O, schon acht Tage."

Die beiden Grauchen antworteten immer zugleich.

„Werden hoffentlich noch lange die Metropole beglücken?"

„Wenn Papa will."

Ich schwieg einige Sekunden, denn mir fiel nichts mehr ein.

Onkel Eduard kam mir zu Hilfe.

„Wie wäre es, wenn du uns nachher in irgend ein Restaurant begleiten würdest, Ernst?"

„Wenn die Damen und Herr Kommerzienrat gestatten?"

„Bitte recht sehr."

Ich verabschiedete mich jetzt „etwas plötzlich", denn ich hatte drüben in die neben der meinen gelegene Loge eine Dame eintreten sehen, mit der man ein Wort reden konnte. Eine berühmte Schriftstellerin, vornehm und schick, neben der sich sehen zu lassen zum „bessern Ton" gehörte. Außerdem meine liebenswürdige, langjährige Freundin. Onkel Eduard folgte mir einige Schritte auf den Gang hinaus.

„Welches ist meine Braut?" fragte ich sehr ergeben.

„Natürlich Trudchen, die ältere. Die kleine ist ja noch Backfisch."

„Woran kenne ich sie? Eine sieht aus wie die andere. Ich möchte Verwechslungen vermeiden."

„Trudchen ist größer als ihre Schwester."

„Schön. Und sie weiß das ganze Programm?"

„Sie selbst? Nun — das wohl kaum, wenn schon Bube ihr wohl ein wenig die Richtung gegeben hat."

„So — so. Also noch nicht ganz orientiert," lächelte ich spöttisch.

„Du gehst nachher mit uns, Ernst?"

„Ja," sagte ich zögernd, „natürlich nicht zu Hiller oder Dressel. Irgendwohin, wo man nicht riskiert, gesehen zu werden von Bekannten, weißt du."

„Also au revoir."

Müder als je trat ich zu meiner geistvollen Freundin in die Loge, streifte ihren „Schwedischen" mit meinem Schnurrbart und ließ mich stumm auf den Sessel hinter dem ihrigen nieder. Sie ließ mich ebenso schweigend sitzen, da der Vorhang gerade wieder aufging und wir überhaupt zu gute Freunde waren, um konventionelle Redensarten zu tauschen. Aber die Atmosphäre hier tat mir schon wohl gegen die Landsberger da drüben. Die Atmosphäre der interessanten, vornehmen Frau, die ich mit geschlossenen Augen erraten hätte.

Es amüsierte mich, wie man mich drüben zu suchen anfing. Ich schob meinen Degen etwas weiter vor und ließ mich entdecken. Neben der Gräfin Ardassy gesehen zu werden, konnte man sich gefallen lassen!

„Nun," fragte sie endlich, ohne mich anzusehen, „Sie haben dort Visite gemacht?"

„Ja, das mußte ich."

„Interessant?"

„Relativ, ja. Bekannter Onkel Eduards."

„Ach, die Bubes."

„Sie kennen die Leute?"

Das berühmte reizende Lächeln zuckte um ihre Lippen.

„Eigentlich nicht. Ich habe nur gehört, daß es gute Mädchen sind, sehr einfach und sehr reich."

Ich nickte gleichgültig und sah einen Augenblick fast sehnsüchtig in die großen Nixenaugen.

„Kommen Sie heute abend nach der Oper zu mir, Oelsen. Ein paar Bekannte sind da auf der Durchreise. Ich habe von Ihrer schönen Deklamationsgabe erzählt und habe einige prächtige neue Sachen."

„Ich kann nicht. Ich bin engagiert."

„Doch wieder — —?"

„Nein, nicht wieder — ich muß meinen Onkel unterstützen, die Leute zu amüsieren."

Sie sah mich ernst an.

„Mein lieber Oelsen, Sie gefallen mir heute gar nicht. Sie sind nicht brav."

Ich beugte mich über die schöne Hand.

„So strafen Sie mich, wunderschöne Gräfin," scherzte ich, „aber kommen kann ich heute nicht."

„Ich meine es nicht so. Handeln Sie nicht planlos. Lassen Sie sich nicht auf Klippen treiben.

- 8 MAR 1909

Briefe Conrad Ferdinand Meyers.*)

Briefe Conrad Ferdinand Meyers nebst seinen Rezensionen und Aufsätzen, herausgegeben von Adolf Frey, mit vier Bildern und acht Handschriftproben legt in zwei stattlichen Bänden der alte Verleger und Freund des Dichters, H. Haessel in Leipzig, vor. Eine bedeutsame Publikation, welche alle Freunde der C. F. Meyer'schen Dichtungen mit Freude begrüßen werden. Nicht zwar, daß diese Briefe dem größeren Lesepublikum das bieten, was uns etwa die Keller-Briefe gaben, jene Kabinettsstücke behaglich-schalkhaften Humors, Episteln, welche für sich fast dem Dichter, wenn uns ein widriges Geschick seiner sonstigen Werke beraubt hätte, einen dauernden Namen hätten machen können. Nicht das liegt hier vor, nichts, was für sich bestehen und ein größeres Publikum sich gewinnen könnte, sondern im Wesentlichen Aeußerungen, welche ihr Interesse finden werden durch die bedeutende Dichterpersönlichkeit, die mit ihren Werken hinter dieser Publikation steht. So wird wohl mehr aus literatur-historischem und biographischem Interesse zu diesen Bänden gegriffen werden von allen denen, welchen es um eine genauere Kenntnis der Persönlichkeit Conrad Ferdinand Meyers zu tun ist. Aber bei der großen Gemeinde, welche der Dichter heute in allen deutschen Landen besitzt, ist ja auch dieses Publikum kein an Zahl geringes. Aus diesem Gefühl heraus sagt denn wohl auch Frey in seiner Vorrede: „Bis gegen Mitte seines fünften Jahrzehnts schrieb Conrad Ferdinand Meyer von der Reise oder aus einem Sommerbergasyl zuweilen umfangreiche Briefe. Sie zeigen Schreibart, Geist und Sinnen eines Dichters." Später leistete er Verzicht auf den „Kranz eines Epistolographen". Leidenschaftlich der dichterischen Arbeit zugewandt, wartete er keine Briefstimmung mehr ab. „Von nun an sind seine Briefe ein erbetener Bericht, ein Auftrag, ein Dank, eine Frage, eine Ungewißheit, ein Seufzer, ein freundlicher Anruf, ein artiges Geleitwort zum Geschenk eines neuen oder neu aufgelegten Werkes, eine gedämpfte Freudenbotschaft, ein Glückwunsch, selten einläßliche Erörterung oder behaglicher Bericht." Aber auch so noch bieten diese Bände für den, welcher zu lesen versteht, genug. Nicht zur Kenntnis von des Dichters Jugendjahren, der Zeit seines schwersten Ringens, wer das will, hat anderswo zu suchen. Von den schweren Schatten, welche auch auf diesem Lebenswege und nicht nur in der Jugend lagen, verraten diese Briefe wenig. Sie zeigen den tätigen, strebenden Mann, den unermüdlichen, gewissenhaften Arbeiter. Theoretische Erörterungen sind nicht oder doch zu dieser Zeit nicht mehr Meyers Sache. Immerhin fällt manches Streiflicht auf Persönliches wie zeitgenössische Erscheinungen, auf politische wie literarische Ereignisse. Und stets spricht aus jeder Aeußerung die gleiche vornehme, sensitive Persönlichkeit, die, ihres hohen Ziels bewußt, Distanz zu halten liebt, von dem literarischen Tagestreiben sich fernhält und alles ablehnt, was sie in Gefahr brächte, auch nur im Geringsten von ihrer Bahn abgelenkt und in Dinge verwickelt zu werden, die sie ihrer unwürdig erachtet.

Stets betont der Dichter, auch da, wo es, wie in den Briefen an seinen Freund und Verleger Haessel, sich um den Erfolg handelt, daß es ihm nicht um Tageserfolg zu tun ist. Erfolg will jeder Schaffende. Auch Meyer spricht es aus, daß er einen gewissen Erfolg braucht, daß er ihn fördern würde, aber es ist ihm um große Kunst zu tun. Nur sie kann befriedigen. Freilich, seufzt auch er wohl einmal, sie ist schwer. Und so geht es ihm, wie es noch einem jeden wirklichen Dichter geschah: das Geschaffene tritt zurück und wird ihm gleichgültig, ist ihm Stufe zu Höherem. „Es ist ein ewiges Lernen und diese Arbeit nur der Schritt zu einer bessern." Nicht so sehr, wie es einst Grillparzer traf, der dem Fertigen nur noch mit Zweifeln gegenüberstand in oft bereits direkt quälender Weise. Meyer hält Bedenken seines Verlegers gegenüber stets daran fest, wenn sich schon an dem Werk etwas aussetzen lasse, es sei doch eine tüchtige Leistung. Nicht, daß er das Gegebene als durchaus fertig betrachtet, im Gegenteil, er prüft stets wieder, fügt dem Jürg Jenatsch bei Gelegenheit einer neuen Auflage ein ganzes neues Kapitel ein und erweist sich auch darin als unermüdlich. Wie oft hat er an Huttens letzten Tagen geändert. Wie seine Gedichte stets wieder und wieder durchgefeilt. Andern war das weniger möglich, so dem schon angezogenen Grillparzer. Wie leicht er gelegentlich arbeiten mochte, ein unbekümmertes Herauswerfen war C. F. Meyers Sache nicht. Allerdings ist bei dieser Frage in Betracht zu ziehen, daß bei seinem späten, für einen Dichter ausnahmsweise späten Beginn, alle seine Werke auch mehr einer Epoche, der des reifen und nun über seine ganze Gestaltungskraft schon verfügenden Mannes, angehören, so daß eigentliche Jugendwerke, zu denen ein späteres Zurückkehren, wie Keller es mit dem Grünen Heinrich, Mörike mit seinem Maler Nolten erfuhren, so schwer fällt, bei ihm nicht vorlagen.

Hier und da ist von dramatischen Plänen, vom „Dramateufel", die Rede, eine Bezeichnung, die schon darauf hinweist, daß in dieser Kunstform, welche Meyer selbst einmal die größte nennt — und wie hätten ihm, dem es nur um große Kunst zu tun war, solche Gedanken nicht kommen sollen! — doch etwas lag, das ihn vor solchen Plänen warnte. Es gibt eben etwas Spezifisches in einem jeden Talent, und der große Novellist, mochten sich seine Novellenstoffe auch noch so nahe mit dem Drama berühren, mochten selbst dramatische Elemente in ihnen nicht fehlen, fühlte jedenfalls die Grenzen seiner Kraft zu genau, war auch zweifellos durch stets neu auftauchende novellistische Pläne zu sehr bedrängt, um solchen Gelüsten mehr als gelegentlich nachzugeben. Und der Mann war er mit seiner skrupulösen Gewissenhaftigkeit im Großen wie im Kleinen nicht, um gleich den Lingg, Heyse und andern sich mit etwas Halbwertigem zufrieden zu geben. Er war als Novellist ganz, beherrschte diese Kunstform vollkommen, und so hätte er uns wohl gleich Keller, dem solche Gedanken auch nicht fern lagen, ein ganzes Drama gegeben, wenn er mit einem solchen hervorgetreten wäre. Das ist ja schließlich das Charakteristikum der Größe, daß sie ganz ist, daß ihr die Einsicht nicht fehlt, von dem ihr nicht Gemäßen auch die Hand zu lassen, während die Halben alles versuchen. Ohne sicheren Instinkt sind sie auf Experimente angewiesen und verlieren, da sie nirgends auf festem Boden stehen, auch nichts dabei: nicht Zeit, nicht Kraft, die beide dem, der seiner Sache sicher sein will, teuer sein müssen. Nicht in welcher Form ein Dichter sich ausspricht, ist ja am Ende wichtig, sondern lediglich, daß er diejenige Form findet, in welcher er groß ist. Es gibt große Novellisten, und ein solcher war Meyer, wie es unglückliche kleine, obwohl spezifisch echte dramatische Talente gibt; über die Größe und dauernde Bedeutung jedoch entscheidet nicht die gewählte Form, sondern daß in dieser Form alles vollkünstlerisch durchgebildet, der Sieg gewonnen sei.

Um zu Einzelnem zu kommen: auf das starke Interesse für Kaiser und Reich haben schon andere (schweizerische) Besprecher hingewiesen. „Neben der großen Szene: Kaiser Bismarck (wie mag sich der liebe junge Kaiser erleichtert fühlen!)", heißt es 1890 einmal, „beginnt mich auf meinem eigensten Boden der Sturm Zola-Tolstoi-Ibsen (freilich drei total verschiedene Leute) zu interessieren." 1883: „Auch Wildenbruch, der Dramatiker, war hier, der Enkel Louis Ferdinands, ein guter Junge, mit Blut in den Adern. Ich kann mich irren, aber ich stelle ihn sehr hoch." 1887: Richard Wagner: „Das ist Genie, künstlerisches, mit seiner unglaublichen Elastizität und seinen Wiedergeburten" usw.. 1889: Hebbels Tagebücher: „Im Gegensatz zu Andern . . . . die in ihrem Autobiographischen meine Meinung von ihnen durch gewisse Armseligkeiten selbst herabdrücken, gewinnt Hebbel, der sich selbst erzählt. Da ist nichts Kleines, viel Bedeutendes (schon die Fülle von poetischen Motiven, die er nur so hinstreut, und dann in Kunstfragen sehr geistvolle und auch wahre Apercus) viel sittliche Kraft und auch viel persönliche Liebenswürdigkeit." 1891: Ibsen: „ . . . desto wahrer ist die neuste Dichtung Ibsens, Hedda Gabler, und von den merkwürdigsten Wirkungen! . . . " Allerdings mit der Einschränkung im nächsten Brief: „ . . . Sie haben recht, der Charakter von Hedda ist inkonsistent . . ." 1892: „Für diesen G. Hauptmann habe ich ein Faible " usw.

Und noch einmal Conrad Ferdinand selber: „Das Getane ist für mich verblaßt, es ist nicht mehr ich. Nur das Werdende bin ich selber" (1885 an François Wille) und 1879 an Haessel: „Großer Stil, große Kunst, all mein Denken und Träumen liegt darin. Es ist auch allein diese Passion, die mich Dinge leisten läßt, die über meine Naturanlage gehen."

Hehsen.

*) Briefe Conrad Ferdinand Meyers. Nebst seinen Rezensionen und Aufsätzen herausgegeben von Adolf Frey. 2 Bände. Preis: brosch. 18 Mk., geb. 20 Mk. Verlag von H. Haessel in Leipzig.

M ..... No. .....

ARGUS SUISSE DE LA PRESSE S.-A.
Schweizer Argus der Presse A.-G.
GENÈVE — 23, Rue du Rhône, 23 — GENF
Adr. télégr.: Coupures Genève. — Téléphone 4005

Bureau de coupures de journaux sur tous sujets et personnalités.
Traductions en toutes langues. Travaux de rédaction.

Bureau für Zeitungsausschnitte, Personalnachrichten, Uebersetzungen.

CORRESPONDANTS: — VERTRETUNGEN:
Paris, Berlin, Vienne, Londres, Rom, Christiania, Buda-Pest, Boston, Amsterdam, New-York, Mexico.

Journal: Basler Zeitung Basel
Date: 30 NOV 1908
Adresse:

VOIR AU VE

Nekr
M37

BIBLIOTHEK ZÜRICH

...e Conrad Ferdinand Meyer arbeitete.

(Zum 10. Wiederkehr seines Todestages: 28. Nov.)

(Korresp.)

Am 28. November waren es zehn Jahre her, daß der Schweizer Dichter Conrad Ferdinand Meyer aus seiner geistigen Umnachtung, die sich schon jahrelang vorbereitet hatte, durch den Tod erlöst wurde. Wenn man sich in diejenigen seiner Werke vertieft, wo er anerkanntermaßen sein Bestes geleistet hat, nämlich in seine historischen Novellen, so hat man bei diesen naturgetreuen Milieuschilderungen den Eindruck, als ob dieser Mann sein ganzes Leben lang historische Folianten gewälzt hätte. So beurteilten ihn auch viele bedeutende Historiker, die ihm andauernd ihre Werke einsandten, weil sie glaubten, daß der Dichter großes Interesse daran habe. In Wirklichkeit lächelte Conrad Ferdinand Meyer über derartige Zusendungen, denn seine Geschichtsstudien waren durchaus unsystematisch und ohne Berücksichtigung aller Fortschritte der historischen Wissenschaft. Er las zeitweise unendlich viel und mit großer Leidenschaft. Historische Chroniken durchstöberte er nach seinen eigenen Worten ohne Ziel und ohne Methode. Allerdings setzte er sich vor der Veröffentlichung seiner Arbeiten oft mit Zürcher Gelehrten in Verbindung, um sicher zu gehen; so erbat er sich z. B. von Rahn die Zeichnungen eines norditalischen Schlosses aus dem 16. Jahrhundert, wie er es in der „Angela Borgia" so meisterhaft geschildert. Das Maßgebende war ihm stets der psychologische Grundgedanke. So kam es, daß er seine Novellen, wenn deren Fabel erst einmal festgelegt war, unablässig von einem Land ins andere, von einem Jahrhundert ins vorhergehende transponierte. „Ich halte es mit den Stoffen, wie Jakob mit dem Engel," pflegte er wohl zu sagen, „ich ringe mit dir und lasse dich nicht, du segnest mich denn!" Wenn er sich in seine mühevolle Arbeit vertiefte, dann fühlte er sich „über alle Trivialitäten des Daseins hinweggehoben," dann kam er sich vor wie „Machiavell, der sein Feierkleid anzog, wenn er sich zum Schreiben niedersetzte". Sein Hauptprinzip war es immer, bei der Komposition eines Werkes alle Teile so einzurichten, daß sie „auf ein und denselben Punkt, d. h. auf den Mittelpunkt hinschauen." Wollte er eine Novelle schreiben, so bestand seine erste Arbeit darin, den sich ihm in reicher Fülle aufdrängenden Stoff abzugrenzen. Diesen eingeengten Stoff verglich er gern mit einem Ackerfelde; dann machte er sich ans Pflügen und Durchwühlen, damit ihm die wertvollen kleinen Züge seiner Personen nicht entgingen. Wenn er auch der üblichen literarisch-historischen Kritik geradezu feindselig gegenüberstand — eine Einladung zur Jahresversammlung der Philologen in Zürich lehnte er ab, „weil ein Poet nichts unter den Gelehrten zu suchen hätte" —, so war er sich über die Bedeutung seiner eigenen Werke doch immer recht klar. Was ihm am wenigsten lag, war das Komische, wie er es z. B. in dem „Schuß von der Kanzel" darstellt. „Ohne die Nötigung des gegebenen Wortes," so sagte er, „wäre dieses tolle Zeug, das ihm eigentlich gar nicht zu Gesichte stehe, ungeschrieben geblieben". Von seiner „Angela Borgia" schrieb er, als er sie seinem Biographen Adolf Frey zur Beurteilung einsandte: „Sie ist nicht ein Kunstwerk, doch ein kräftiger Willensakt." Ein kräftiger Willensakt, das war wohl das lebenslängliche Ringen dieses Mannes, der erst mit seinem 45. Jahre anfing, zu seiner und anderer Leute Befriedigung zu schaffen. Er hatte sich, wie er sagte, „die Hände blutig geklettert". Es ist geradezu tragisch, daß ihm in seinen letzten Lebensjahren noch solch eine Fülle von Plänen und Motiven zuströmte, die er nicht mehr ausführen konnte. Um fertig zu werden," seufzte er einmal, „müßte ich es schon auf neunzig Jahre bringen."

M..... No.....

ARGUS SUISSE DE LA PRESSE S. A.
Schweizer Argus der Presse A. G.
GENÈVE — 23, Rue du Rhône, 23 — GENF
Adr. télégr.: Coupures Genève. — Téléphone 4005

Bureau de coupures de journaux sur tous sujets et personnalités
Traductions en toutes langues. Travaux de rédaction.

Bureau für Zeitungsausschnitte, Personalnachrichten, Uebersetzungen.

CORRESPONDANTS: — VERTRETUNGEN:
Paris, Berlin, Vienne, Londres, Rome, Milan, Christiania, Budapest, Boston, Amsterdam, New-York, Mexico.

Journal: Der Tag
Adresse: Berlin
Date: 16 JAN 1909

ZENTRALBIBLIOTHEK ZÜRICH

Tarif Fr. 0.
Tarif réduit, paiem
sans période de te
Ermässigter Tarif
zahlung ohne
Ablaufstermin .
On traite à
Zeit-abonnement

Neues von Konrad Ferdinand Meyer.

In der Gunst des Publikums ist Konrad Ferdinand Meyer mehr und mehr hinter seinen engeren Landsmanne Gottfried Keller, zu dem er zeitlebens nur in sehr äußerlichen Beziehungen gestanden hat, zurückgetreten. Realismus und Heimatsgunst feierten den Dichter des „Grünen Heinrich", mit welchem Rechte, sei dahingestellt, als ihren Mitbegründer, während der anscheinend so objektive K. F. Meyer als Schöpfer des frei gestaltenden, historischen Romans ganz aus seiner eigenen Sphäre begriffen sein will. Ein kleiner Kreis von Kunstkennern hat in Meyer neben einem Heyse immer denjenigen Dichter gesehen, der Stil und Adel der Erzählungskunst, die gerade in Deutschland lange genug daniederlagen, um in der naturalistischen Epoche vollends weggeschwemmt zu werden, in die Höhe brachte und dauernd hochgehalten hat. Es geschah dies unter Anwendung romanischer Kunstmittel, die sich mit dem germanischen Geiste aufs günstigste verschmolzen. Nach Meyers Tode sind aus seinem Nachlaß interessante Splitter und Späne bekannt geworden, die besonders von seinem ergebnislosen Ringen mit dramatischen Stoffen Zeugnis ablegten. Dann kam als besonders wertvolle Publikation Meyers Briefwechsel mit der Dichterin Louise von François, der die aristokratische, verschlossene und stark pathologische Natur des Dichters lichter, mitteilsamer und gemütvoller als bisher erscheinen ließ. Auf diese Veröffentlichung ist soeben eine von Meyers Freund und Biographen Adolf Frey besorgte, weit umfangreichere Ausgabe der „Briefe Konrad Ferdinand Meyers" gefolgt. Der Schweizer Dichter ist kein Korrespondent im Sinne Gottfried Kellers, der seinen Vertrauten gegenüber alles, was ihn beseelte und beschäftigte, in starken und beredten Worten ausgeströmt hat. Dieser durch und durch historische Geist, der sich am liebsten in entlegenen Kulturen aufhält, spricht in den Briefen, die, um nur bekanntere Namen zu nennen, an seinen Verleger Haessel, an Gottfried Keller, J. S. Widmann, Spitteler, Paul Heyse, Otto Brahm gerichtet sind, mit Vorliebe von literarisch-sachlichen Angelegenheiten, von den Rezensionen und der Aufnahme, die seine Werke erfahren haben. Er verschweigt, seiner zurückhaltenden Natur entsprechend, das Persönlichste und geht über dichterische Enthüllungen gern mit einer humoristischen Wendung hinweg. „Denken Sie sich an," heißt es in einem Briefe an Otto Brahm aus dem Jahre 1882, „was ich Ihnen bei Ihrem Besuch hier ein bißchen fantastisch vormachte, daraus wird Ernst: ich versuche es mit dem Drama. Ich werde hier in der Land- und Seeluft und bei einem ziemlichen Seelenfrieden entschieden zu dick. Nun sagt mir P. Heyse: die Drama-Leidenschaft sei aufreibend. Die muß ich doch noch versuchen, da kein anderes Mittel gegen meine Korpulenz anschlagen will."

beiden starken Bände ist der hier
riefwechsel übrigens nicht voll-
n vor allem die zahlreichen an
den Herausgeber der Deut-
richteten Stücke. Leider hat

Meyer, wie aus gelegentlichen Aufzeichnungen bekannt geworden ist, einen sehr beträchtlichen Teil seiner Korrespondenz verbrannt. Dafür wird uns als wertvoller Anhang eine Reihe von literarischen Aufsätzen beschert, die zumeist in deutschen Zeitschriften verstreut waren und zum ersten Male den großen Erzähler als Kritiker hervortreten lassen. Wir stimmen nicht immer mit ihm überein; einem Geibel und besonders Felix Dahn gegenüber schlägt er doch gar zu unkritisch — milde Töne an. Sehr wertvoll ist die Wiederaufnahme der halb vergessenen Autobiographie des Sechzigjährigen, die, soviel ich sehe, selbst dem Spürsinn der meisten Literarhistoriker entgangen ist. 1885 für Meyers treuesten Biographen Anton Reitler verfaßt, gibt sie interessante Aufschlüsse über die Leiden einer Jugendzeit, die, von pathologischen Einflüssen abgesehen, schwer an der Unfähigkeit, einen bestimmten Beruf zu ergreifen, krankte. In frühen Jahren war die französische Schweiz, wo er in Lausanne seine Studienjahre verbrachte, für ihn eine zweite Heimat geworden. Nach der Vaterstadt Zürich durch den Zwang häuslicher Verhältnisse zurückgeworfen, konnte er den juristischen Kollegs keinen Geschmack abgewinnen. „Ich zog mich bald aus den Kollegs zurück und begann ein einsames Leben, kein untätiges, aber ein zersplittertes und willkürliches. Ich habe damals unendlich viel gelesen, mich leidenschaftlich, aber ohne Ziel und Methode in historische Studien vertieft, manche Chronik durchstöbert und mich mit dem Geiste der verschiedenen Jahrhunderte aus den Quellen bekannt gemacht. Auch davon ist mir etwas geblieben: der historische Boden und die mäßig angewandte Lokalfarbe, die ich später all meinen Dichtungen habe geben können, ohne ein Buch nachzuschlagen. Dieses zurückgezogene Leben habe ich jahrzehntelang weitergeführt, da meine gute Mutter mir volle Freiheit ließ und nach ihrem Tode eine liebe Schwester mit mir haushielt. Wir zeichneten beide, und in jenen langen Jahren habe ich die bildenden Künste liebgewonnen. Immerhin war diese fortgesetzte, nur durch einige treue Freundschaften belebte Einsamkeit nicht geeignet, mir wohlzutun, wenn ich ihr auch durch körperliche Uebungen, Schwimmen, Fechten und Wanderungen im Hochgebirge das Gleichgewicht zu halten suchte. Einmal hat mich die Ziellosigkeit meines Daseins fast zur Verzweiflung gebracht, und nur eine schnelle Flucht in die französische Schweiz hat mich gerettet. Was mich dann wieder neu belebt, waren wiederholte Reisen in das Ausland." Meyer erzählt dann des weiteren, wie lange Jahre später der Deutsch-Französische Krieg ihn plötzlich ganz auf die deutsche Seite hinüberbrachte. Sein poetischer Genius erwachte, und unter dem Eindruck dieses großen Ringens entstand seine erste bedeutende Dichtung, das Epos: „Huttens letzte Tage".

Hans Landsberg.

M ..... No .....

ARGUS SUISSE DE LA PRESSE
J. GRUNBERG & Cie
Schweizer Argus der Presse
GENÈVE — 23, Rue du Rhône, 23 — GENF
Adr. télégr. : Coupures Genève. — Téléphone 4005

Bureau de coupures de journaux sur tous sujets et personnalités.
Traductions en toutes langues. Travaux de rédaction.

Bureau für Zeitungsausschnitte, Personalnachrichten, Uebersetzungen.

CORRESPONDANTS : — VERTRETUNGEN :
Paris, Berlin, Vienne, Londres, Rome, Christiania, Buda-Pest
Boston, Amsterdam, New-York, Mexico.

Journal : Neueste Nachrichten Braunschweig
Adresse :
Date : 29 NOV 1908

ZENTRALBIBLIOTHEK ZÜRICH

VOIR

Wie Conrad Ferdinand Meyer arbeitete.

(Zur zehnten Wiederkehr seines Todestages: 28. November.)

Am 28. November sind es zehn Jahre her, daß der Schweizer Dichter Conrad Ferdinand Meyer aus seiner geistigen Umnachtung, die sich schon jahrelang vorbereitet hatte, durch den Tod erlöst wurde. Wenn man sich in diejenigen seiner Werke vertieft, wo er anerkanntermaßen sein Bestes geleistet hat, nämlich in seine historischen Novellen, so hat man bei diesen naturgetreuen Milieuschilderungen den Eindruck, als ob dieser Mann sein ganzes Leben lang historische Folianten gewälzt hätte. So beurteilten ihn auch viele Historiker, die ihm andauernd ihre Werke einsandten, weil sie glaubten, daß der Dichter großes Interesse daran habe. In Wirklichkeit lächelte Conrad Ferdinand Meyer über derartige Zusendungen, denn seine Geschichtsstudien waren durchaus unsystematisch und ohne Berücksichtigung aller Fortschritte der historischen Wissenschaft. Er las zeitweise unendlich viel und mit großer Leidenschaft. Historische Chroniken durchstöberte er nach seinen eigenen Worten ohne Ziel und Methode. Allerdings setzte er sich vor Veröffentlichung seiner Arbeiten oft mit Züricher Gelehrten in Verbindung, um sicher zu gehen; so erbat er sich z. B. von Rahn die Zeichnungen eines norditalienischen Schlosses aus dem 16. Jahrhundert, wie er es in der Angela Borghia so meisterhaft geschildert. Das Maßgebende war ihm stets der psychologische Grundgedanke. So kam es, daß er seine Novellen, wenn deren Fabel erst festgelegt war, unablässig von einem Land ins andere, von einem Jahrhundert ins vorhergehende transponierte. „Ich halte es mit meinen Stoffen wie Jacob mit dem Engel", pflegte er wohl zu sagen, „ich ringe mit Dir und lasse Dich nicht, Du segnest mich denn!" Wenn er sich in seine mühevolle Arbeit vertiefte, dann fühlte er sich „über alle Trivialitäten des Daseins hinweggehoben", dann kam er sich vor, wie „Macchiavell, der sein Feierkleid anzog, wenn er sich zum Schreiben niedersetzte." Sein Hauptprinzip war es immer, bei der Komposition eines Werkes alle Teile so einzurichten, daß sie „auf ein und denselben Punkt, d. h. auf den Mittelpunkt hinschauen." Wollte er eine Novelle schreiben, so bestand seine erste Arbeit darin, den sich ihm in reicher Fülle aufdrängenden Stoff abzugrenzen. Diesen eingeengten Stoff verglich er gern mit einem Ackerfelde; dann machte er sich ans Pflügen und Durchwühlen, damit ihm die wertvollen kleinen Züge seiner Personen nicht entgingen. Wenn er auch der üblichen literarisch-historischen Kritik geradezu feindselig gegenüberstand — eine Einladung zur Jahresversammlung der Philologen in Zürich lehnte er ab, „weil ein Poet nichts unter den Gelehrten zu suchen hätte", — so war er sich über die Bedeutung seiner eigenen Werke doch immer recht klar. Was ihm am wenigsten lag, war das Komische, wie er es z. B. in dem „Schuß von der Kanzel" darstellt. „Ohne die Nötigung des gegebenen Wortes", so sagte er, „wäre dieses tolle Zeug, das ihm eigentlich gar nicht zu Gesicht stehe, ungeschrieben geblieben." Von seiner „Angela Borghia" schrieb er, als er sie seinem Biographen Adolf Frey zur Beurteilung einsandte: „Sie ist nicht ein Kunstwerk, doch ein kräftiger Willensakt." Ein kräftiger Willensakt, das war wohl das lebenslängliche Ringen dieses Mannes, der erst in seinem 45. Jahre anfing, zu seiner und anderer Leute Befriedigung zu schaffen. Er hatte sich, wie er sagte, „die Hände blutig geklettert." Es ist geradezu tragisch, daß ihm in seinen letzten Lebensjahren noch solch eine Fülle von Plänen und Motiven zuströmte, die er nicht mehr ausführen konnte. „Um fertig zu werden", seufzte er einmal, „müßte ich es schon auf neunzig Jahre bringen."

M ..... No .....

ARGUS SUISSE DE LA PRESSE
J. GRUNBERG & Cie
Schweizer Argus der Presse
GENÈVE — 23, Rue du Rhône, 23 — GENF
Adr. télégr. : Coupures Genève. — Téléphone 4005

Bureau de coupures de journaux sur tous sujets et personnalités.
Traductions en toutes langues. Travaux de rédaction.

Bureau für Zeitungsausschnitte, Personalnachrichten, Uebersetzungen.

CORRESPONDANTS : — VERTRETUNGEN :
Paris, Berlin, Vienne, Londres, Rome, Christiania, Buda-Pest
Boston, Amsterdam, New-York, Mexico.

Journal : Zurichsee Zeitung Stäfa

Adresse :

Date : 28 NOV 1908

ZENTRALBIBLIOTHEK ZÜRICH

VOIR A

Zum Gedächtnis von Konrad Ferdinand Meyer.

28. November.

„Der Mensch lebt nicht vom Brot allein," so heißt eine Wahrheit, die uns im alten wie im neuen Testament ans Herz gelegt wird. Das gilt sicherlich auch heute noch, selbst für den Betrieb einer Zeitung; so dürfen wir es wohl wagen, mitten im Lärm der Tagespolitik an einen Großen des Geistes zu erinnern, der am 28. November vor zehn Jahren die Augen geschlossen hat: Konrad Ferdinand Meyer. Der zürcherische Dichter, dem am genannten Tage nach langen Leiden der Tod als ein Erlöser erschien, ist nicht so populär geworden wie sein Zeitgenosse Gottfried Keller, der zumeist in einem Atemzuge mit ihm genannt wird. Er hat auch seine Stoffe nicht aus der Tiefe des jetzigen Volkslebens geschöpft wie Jeremias Gotthelf, der scharfe Beobachter im bernischen Emmental. Nichts desto weniger darf ihn die Schweiz mit Stolz den ihrigen nennen, nicht bloß, weil er ihr von Geburt angehörte und in seinem schönen Landsitz in Kilchberg bis an sein Ende verblieb, sondern auch deshalb, weil er namentlich in seinem Buch „Jürg Jenatsch" eine stürmische Periode unserer Landesgeschichte poetisch verklärte und weil er überhaupt die literarische Bedeutung der Schweiz mit den eben genannten und anderen modernen Schriftstellern auch im Ausland zur Anerkennung und Geltung emporgehoben hat.

Konrad Ferdinand Meyer ist verhältnismäßig spät mit seinen Arbeiten an die Oeffentlichkeit getreten. Sogenannte Jugendwerke des im Jahre 1825 geborenen Dichters sind nicht vorhanden. Sein Grundsatz war: „Reif sein ist alles!" und man darf ihm das Zeugnis ausstellen, daß alle seine Werke den Stempel dieses Wahlspruches tragen. Sein erstes Buch „Balladen" erschien 1867, seine „Romanzen und Bilder" 1870, „Huttens letzte Tage" 1871, der bedeutende Roman „Jürg Jenatsch" 1876 usw. Seine schriftstellerische Tätigkeit entwickelte er also erst auf einer Altersstufe, die beispielsweise Schiller, der nur 46 Jahre alt wurde, kaum erreichte. Von seinen weiteren Schriften nennen wir noch außer seinen Gedichten „Die Hochzeit des Mönchs", „Das Leiden eines Knaben", „Die Richterin", „Die Versuchung des Pescara" und „Angelo Borgia". Man könnte Konrad Ferdinand Meyer den Schriftsteller des sogenannten Cinquecento benennen, des 16. Jahrhunderts, jener Glanzperiode der italienischen Kunst und Literatur, eines Zeitraumes, der auch überreich war an politischen Wechselfällen. Aber es wäre falsch, ihn lediglich als einen Schriftsteller für die vornehme Welt anzusehen. Denn in seinen Werken, insbesondere in seinen Gedichten, findet sich manche Perle volkstümlichen, köstlichen Humors. Seine Gedichte sind Meisterwerke in Form und Empfindung wie z. B.: „Das große stille Leuchten", „Der Pilgrim" und andere.

Zehn Jahre sind seit Konrad Ferdinand Meyers Tode ins Land gegangen. Er soll nicht zu den Vergessenen gehören, und indem die Presse das Volk auf die geistigen Güter aufmerksam macht, und indem sie das Interesse daran weckt und erhält, erfüllt sie nicht bloß eine Pflicht der Dankbarkeit; sie genügt auch einer großen ethischen Aufgabe.

Dr. Z.

M ..... N° .....

ARGUS SUISSE DE LA PRESSE
J. GRUNBERG & Cie
Schweizer Argus der Presse
GENÈVE — 23, Rue du Rhône, 23 — GENF
Adr. télégr. : Coupures Genève. — Téléphone 4005

Bureau de coupures de journaux sur tous sujets et personnalités,
Traductions en toutes langues. Travaux de rédaction.

Bureau für Zeitungsausschnitte, Personalnachrichten, Uebersetzungen.

CORRESPONDANTS : — VERTRETUNGEN :
Paris, Berlin, Vienne, Londres, Rome, Christiania, Buda-Pest,
Boston, Amsterdam, New-York. Mexico.

Journal : Züricherische Freitagszeitung, Zürich.
Adresse
Datum 4 DEC 1908

ZENTRALBIBLIOTHEK ZÜRICH

VOIR AU

— Des 10. Todestages von Conrad Ferdinand Meyer (28. November) wurde von manchen Blättern ehrend gedacht. In einer größern Abhandlung („Conrad Ferdinand Meyer in Rom") tut dies Chr. de R. im Sonntagsblatt der „Basler Nachrichten", wo er aus des Dichters „Chor der Toten" die Mahnung zu huldigendem Gedenken auch für C. F. Meyer selbst in Anspruch nimmt:

Wir Toten, wir Toten sind größere Heere
Als ihr auf der Erde, als ihr auf dem Meere!
Wir pflügten das Feld mit geduldigen Taten,
Ihr schwingt die Sicheln und schneidet die Saaten,
Und was wir vollendet, und was wir begonnen,
Das füllt noch dort oben die rauschenden Bronnen,
Und all unser Lieben und Hassen und Hadern,
Das klopft noch dort oben in sterblichen Adern,
Und was wir an gültigen Sätzen gefunden,
Dran bleibt aller irdische Wandel gebunden,
Und unsere Töne, Gebilde, Gedichte
Erkämpfen den Lorbeer im strahlendem Lichte.
Wir suchen noch immer die menschlichen Ziele —
Drum ehret und opfert! Denn unser sind viele!

M. N°

ARGUS SUISSE de la PRESSE S. A.
Schweizer Argus der Presse A. G.
GENÈVE — 23, Rue du Rhône, 23 — GENF
Adr. télégr.: Coupures Genève. — Téléphone 4005

Bureau de coupures de journaux sur tous sujets et personnalités.
Traductions en toutes langues. Travaux de rédaction.

Bureau für Zeitungsausschnitte, Personalnachrichten, Uebersetzungen.

CORRESPONDANTS : -- VERTRETUNGEN :
Paris, Berlin, Vienne, Londres, Rome, Christiania, Buda-Pest,
Boston, Amsterdam, New-York, Mexico.

Journal : Tagblatt der
Adresse : Landschaft Basel
Date : Liestal
28 NOV 1908

VOIR AU

Conrad Ferdinand Meyer.

Zum 28. November 1908.

Am 28. November 1898 ging die Trauerkunde durch das Schweizerland, einer der besten und größten seiner Männer sei dahin — Conrad Ferdinand Meyer. Auf seinem reizenden Landgut in Kilchberg am Zürichsee, dem er zeitlebens treu geblieben, hatte der Altersmüde in stiller Zurückgezogenheit seinen Lebensabend verbracht; nur hin und wieder war durch den Mund eines seiner Freunde Kunde zu dem Dichter gedrungen von der Anerkennung und Verehrung, die in der Schweiz und in Deutschland immer mehr Meyers Persönlichkeit und seinen Werken gezollt wurden. Und heute, nachdem der Dichter 10 Jahre tot, wer hätte seinen Namen nicht gehört? Seit seinem Tod ist sein Ruhm stets gewachsen. Lebendig schreitet er gleichsam unter uns. Sein Geist wirkt fort, seine Seele füllt, erhebt und erfreut unsere Seelen. Denen aber, die C. F. Meyer nicht kennen, möchten wir ein kleines Bild von ihm und dem, was er geschaffen, entrollen, das anregen möchte, recht tief einzudringen in die Werke dieses wahrhaft Großen.

Als Sohn des Regierungsrates Ferdinand Meyer wurde Conrad Ferdinand am 12. Oktober 1825 in Zürich geboren. Sein Vater war ein wissenschaftlich gebildeter, auf verschiedenen Gebieten tätiger, äußerst gewissenhafter Mann, die Mutter eine feine Frau von originellem Geist und etwas melancholischem Gemüt, „mit heiterem Geist und traurigem Herzen." Nach der Gymnasialzeit, der C. F. Meyer seine gründliche Kenntnis der klassischen Sprachen verdankt, wandte er sich zum Studium der französischen Literatur nach Lausanne und Genf. Nach Zürich zurückgekehrt, ergriff er das Rechtsstudium. Dieses befriedigte jedoch den Jüngling keineswegs; er wandte bald den Kollegien den Rücken und führte ein ungebundenes, freies Leben ohne eigentliches Ziel. Der Vater war schon 1839 gestorben. Der Tod der Mutter, die dem Sohn jede Freiheit gelassen, erfolgte 1856. Von nun an finden wir Conrad Ferdinand bei seiner Schwester, mit der er fast 20 Jahre zusammenlebte bis zu seiner im Jahre 1875 stattgehabten Verehelichung mit der Tochter des Obersten und Regierungsrates Ziegler. Eine lange Hochzeitsreise führte Meyer nach Südfrankreich und auf die Insel Korsika. Schon früher war dem Dichter das Reisen, das Wandern Bedürfnis. Besonders die Schweizeralpen zogen den mutigen Bergsteiger an, aber ebenso sehr der helle Himmel Italiens. Die Natureindrücke, besonders des kunstgeweihten Südens lösten den Dichter in ihm aus. Er suchte, was sein Auge geschaut und sein Herz empfunden, dichterisch zu gestalten, als er ins Heimatland zurückkam und in Kilchberg sein Landgut bezog. Nicht schnell und flüchtig war Meyer bei der Ausarbeitung seiner Dichtungen; er arbeitete langsam, aber gewissenhaft. Stilistische Ausführung und künstlerische Abrundung durften nie fehlen; denn er dachte hoch von dem Beruf eines Dichters. Edel und vornehm wie seine Person ist alles, was er bot.

Die erste Veröffentlichung Meyers waren 20 Balladen, ihnen folgten später (1870) „Romanzen und Bilder". In den ersteren hat der Dichter namentlich Motive aus der römischen Geschichte zu gestalten verstanden, während seine Bilder Stimmungen in der Natur, am stillen See, im Wald, in der Gebirgswelt wiedergeben. Wanderlust klingt durch diese Gedichte; eine klare Gestaltungskraft spricht aus ihnen; immer sucht Meyer das Bleibende, ewig Wertvolle darin festzuhalten.

Die erste größere Dichtung C. F. Meyers sind Huttens letzte Tage. Der Dichter sagt über ihre Entstehung: „Ritter Hutten, den ich hier auf seinem Eiland (Ufenau) bisher entsagend sterben sah, erhob sich vor meinem Blicke, um es ungeduldig zu umschreiten, hinaushorchend nach dem Kanonendonner an der Grenze (1870), den man in der Winterstille auf den Höhenzügen seines Sees vernehmen konnte. Ich getraute mir, Huttens verwegenes Leben in den Rahmen seiner letzten Tage zusammenzuziehen, diese füllend mit klaren Erinnerungen und Ereignissen, geisterhaft und symbolisch, wie sie sich um einen Sterbenden begeben, mit einer ganzen Skala von Stimmungen, Hoffnung und Schwermut, Liebe und Ironie, heiliger Zorn und Todesgewißheit — kein Zug dieser tapfern Gestalt sollte fehlen, jeder Gegensatz dieser leidenschaftlichen Seele hervortreten!" — Was Meyer vorschwebte, ist ihm gelungen in die losen Gesänge hineinzuweben. Die Tragödie eines Kämpfers, den die Zeit nicht versteht und der die Zeit nicht versteht, liegt in „Huttens letzte Tage" vor uns.

Das populärste Werk des Dichters ist sein „Jürg Jenatsch". Diese größte Gestalt der Bündnergeschichte hat Meyer so fein psychologisch zu entwickeln verstanden, daß wir überall das Handeln des Helden begreifen und er uns immer nahe steht, vom feurigen Pfarrer in Scharns bis zum Verräter an Herzog Rohan von Frankreich. Ebenso scharf sind die übrigen Figuren des Romans gezeichnet, besonders die edle Frauengestalt der Lucrezia. Packende, überwältigend wirkende Bilder sind eingeflochten.

Im „Amulet" spielt sich auf einem ergreifend geschilderten, großen historischen Hintergrund eine Liebesgeschichte ab. Die Pariser Bluthochzeit steht düster im Hintergrund der mit erstaunlicher Sicherheit gezeichneten Gestalten. Eine köstliche Schnurre ist „Der Schuß von der Kanzel". Den Sieg des freien Geistes über die Nacht des Aberglaubens stellte Meyer klar und sicher in „Plautus im Kloster" dar. Eine hübsche Novelle, oder historische Idylle ist Meyers „Gustav Adolfs Page", während in den „Leiden eines Knaben" das ergreifende Drama eines Kindes an uns vorüberzieht. Die „Hochzeit des Mönchs" bietet der Dichter in einem besonders fein geschnitzten Rahmen, in dem er die Geschichte dem italienischen Meister Dante in den Mund legt, der sie an einem Herdfeuer in Verona aus einer Grabschrift entwickelt. In der „Richterin" führt uns der Künstler wieder ins Bündnerland; Sage, Aberglaube, Geschichte, Schuld und Strafe sind zu einem mächtig wirkenden, allerdings etwas düsten Ganzen verwoben.

Auf die größern Werke Meyers: „Der Heilige", „Die Versuchung des Pescara" und „Angela Borgia" näher einzutreten, würde zu weit führen. In allem bewundert man die Feinheit, Schärfe und Eindringlichkeit, mit der uns Meyer seine Gestalten zu charakterisieren versteht und zuweilen mit einem zauberischen Flor umwebt.

Die „Welt" skizzieren zu wollen, die Meyer in seine zahlreichen Gedichte hineinspielen läßt, ist unmöglich, so mannigfaltig ist der Stoff, den er zeichnet und nicht selten stark und klar koloriert, besonders in seinen Naturbildern. Das stille Leuchten und Klingen, das durch seine Liebeslieder zittert, möge folgende Probe zeigen:

In diesen Liedern suche Du
Nach keinem ernsten Ziel!
Ein wenig Schmerz, ein wenig Lust,
Und alles war ein Spiel.

Besonders forsche nicht danach
Welch Antlitz mir gefiel,
Wohl leuchten Augen viele drin,
Doch alles war ein Spiel.

Und ob verstohlen auf ein Blatt
Auch eine Träne fiel,
Getrocknet ist die Träne längst,
Und alles war ein Spiel.

C. F.

M ..... N° .....

ARGUS SUISSE DE LA PRESSE
J. GRUNBERG & Cie
Schweizer Argus der Presse
GENÈVE — 23, Rue du Rhône, 23 — GENF
Adr. télégr. : Coupures Genève. — Téléphone 4005

Bureau de coupures de journaux sur tous sujets et personnalités. Traductions en toutes langues. Travaux de rédaction.

Bureau für Zeitungsausschnitte, Personalnachrichten, Uebersetzungen.

CORRESPONDANTS : — VERTRETUNGEN :
Paris, Berlin, Vienne, Londres, Rome, Christiania, Buda-Pest, Boston, Amsterdam, New York, Mexico.

Journal : Neue Zürcher Zeitung Zürich

Adresse :

Date : 1 DEC 1908

Nekr

VOIR

Tarif Fr. 0
Tarif réduit, paier sans période de
Ermässigter Tar zahlung ohne Ablaufstermin
On traite Zeit-abonnemen

Kleine Chronik.

— C. F. Meyers Gedicht zur Ignaz Heim-Feier. -chn- Die Darstellung des festlichen Anlasses, bei dem das Conr. Ferd. Meyersche „Weihegedicht" vorgetragen wurde, im 1. Novemberheft der Zürcher Zeitschrift „Wissen und Leben" (siehe das Feuilleton der „N. Z. Z." Nr. 324, 2 Morgenblatt) bedarf einer Ergänzung; diese geschieht am einfachsten an Hand des Jahresberichtes des Sängervereins „Harmonie Zürich", dessen Dirigent Ignaz Heim von 1852—1872 gewesen ist. Der betreffende Berichterstatter schreibt folgendes :

„Nachdem am 7. Dezember vorigen Jahres (1880) die sterblichen Ueberreste Ignaz Heims zur ewigen Ruhe gebettet worden, beschloß die „Harmonie" am 9. des nämlichen Monats, die Initiative zur Veranstaltung einer Gedächtnisfeier für den verstorbenen Liedermeister zu ergreifen. Der Vorstand bestellte ein Komitee, in dem außer der „Harmonie", der Männerchor Zürich, der Sängerverein am Zürichsee, der Limmattalgesangverein,*) der Kirchengesangverein Predigern und die Musikkommission der zürcherischen Schulsynode vertreten waren. Dieses Komitee faßte den Beschluß, die Feier durch ein Konzert in der (alten) Tonhalle zu begehen, dessen Programm ausschließlich Heimsche Kompositionen enthalten müsse. An dieser Feier beteiligten sich sämtliche Männer-, Frauen- und gemischte Chöre von Zürich und Umgebung, der Kirchenchor Predigern, und von den übrigen Sektionen des See- und Limmattalverbandes Abordnungen von Quartetten. Den Glanzpunkt der Feier bildete die ergreifende Wiedergabe des von C. F. Meyer verfaßten Weihegedichtes durch Frl. Elise Binder**) u. s. w."

Es sei uns zugleich vergönnt, den alten Sängern und Sängerinnen, die heute noch mit inniger Verehrung und Pietät Ignaz Heims gedenken, die herrliche Apotheose aus dem Weihegedicht ins Gedächtnis zurückzurufen. Sie lautet also :

Feldherr der Töne, Führer im Gesang,
Der oft mit dieser Schar den Sieg errang,
Des Volkes Bildner ohne Rast und Ruh'
Und ein so herzlicher Gesell dazu.
Noch eben unser, jetzt des Todes Raub,
Ich kränze dich mit schlichtem Eichenlaub!
Du kindliches Gemüt, ich kränze dich
Mit deines Volkes Liebe priesterlich!

*) J. Heim war lange Zeit Direktor dieser Verbände gewesen, sowie des „Predigervereins", und er hat sich als Mitglied der „Synodalliederbuch-Kommission" einen hochverdienten Namen gemacht.

**) Tochter des † Redakteurs und Versicherungsinspektors J. J. Binder, jetzt in Muralto-Locarno.

M ..... № .....

ARGUS SUISSE DE LA PRESSE S.A.

Schweizer Argus der Presse A.G.

GENÈVE — 23, Rue du Rhône, 23 — GENF

Adr. télégr.: Coupures Genève. — Téléphone 4005.

Bureau de coupures de journaux sur tous sujets et personnalités. Traductions en toutes langues. Travaux de rédaction.

Bureau für Zeitungsausschnitte, Personalnachrichten, Uebersetzungen.

CORRESPONDANTS: — VERTRETUNGEN:

Paris, Berlin, Vienne, Londres, Roma, Christiania, Buda-Pest, Boston, Amsterdam, New York, Mexico.

Journal: Leipziger Tageblatt Leipzig

Adresse:

ZENTRALBIBLIOTHEK LUZERN

-2 DEC 1908

Date:

VOL

* **Ein unbekanntes Gedicht von C. F. Meyer.** Das zweite Novemberheft der schweizerischen Zeitschrift Wissen und Leben, das Conrad Ferdinand Meyer gewidmet ist und aus Anlaß des 10. Todestages des Dichters (28. November) mancherlei Beiträge über ihn bringt, enthält auch ein fast unbekanntes Gelegenheitsgedicht des Schweizer Poeten. Es ist für eine Gedächtnisfeier zu Ehren von Ignaz Heim (1818 bis 1880) geschrieben, des volkstümlichen Chorkomponisten und eifrigen Sammlers von Liedern. Meyer erklärte sich auf Wunsch des Präsidenten des Männerchors Zürich sofort bereit, einen poetischen Epilog für die geplante Feier zu dichten, und schlug vor, das Volkslied selbst, in Gestalt eines schlichtgekleideten Mädchens auftreten zu lassen, statt des üblichen Herrn in Frack und Glacés. So geschah es denn auch: Das „Lied" erschien auf der Bühne und sprach Meyers Gedicht. Wir geben aus dem schönen Poem folgende Verse wieder:

„Ich bin das Lied und fahre hoch und hell
Durch alles Land, der Lenz ist mein Gesell.
Ich bin der Lerchentriller tief im Blau'n.
Ich bin der Glockenschlag im Abendgrau'n.

Ich wandre mit dem Herdgeläut vorbei
Langsam. Ich bin das Echo der Schalmei.
Ich bin das Klingen, das die Nacht durchzieht,
Die Seele der Natur, ich bin das Lied!

Mir angeboren ist der Freude Laut,
Auch dunkle Sehnsucht ist mir wohl vertraut,
Und bin ich schweren Mutes, bin ich bang,
Ist's wieder nur des Lebens Ueberdrang.
Ich bin ein tapfer unverzärtelt Kind,
In meinen Haaren spielt der Bergeswind;
Mein unbedacht und voll empfindend Herz
Erträgt die höchste Lust, den tiefsten Schmerz.

Doch bin ich nicht der Laut der Seele nur,
Und nicht allein die Sprache der Natur,
Ich bin der Ton, der Beide sie verbindet,
In Alm und Firn das Vaterland empfindet;
Ich bin das Heimweh — das die Heimat mißt,
Auch wenn sie nicht ein Land der Freien ist;
Doch ist sie durch das Blut der Väter frei,
Bin ich ein hell gejubelt Feldgeschrei!"

M ..... N° .....

ARGUS SUISSE DE LA PRESSE
J. GRUNBERG & Cie
Schweizer Argus der Presse
GENÈVE — 23, Rue du Rhône, 23 — GENF
Adr. télégr.: Coupures Genève. — Téléphone 4005

Bureau de coupures de journaux sur tous sujets et personnalités.
Traductions en toutes langues. Travaux de rédaction.

Bureau für Zeitungsausschnitte, Personalnachrichten, Uebersetzungen.

CORRESPONDANTS : — VERTRETUNGEN :
Paris, Berlin, Vienne, Londres, Rome, Christiania, Buda-Pest, Boston, Amsterdam, New-York, Mexico.

Journal : Deutsche Tageszeitung Berlin
Adresse
Date : 28 NOV 1908

ZENTRALBIBLIOTHEK ZÜRICH

VOIR

Conrad Ferdinand Meyers Briefe.*

Von Hanns Martin Elster.

Es scheint die Absicht des Züricher Literarhistorikers Adolf Frey gewesen zu sein, die Briefe des in der deutschen Literatur so einzig dastehenden großen Schweizer Dichters gerade zur zehnten Wiederkehr seines Todestages am 28. November erscheinen zu lassen, damit sie die zehnjährige Saat seiner Werke in subjektiver Lebendigkeit und reinster Offenheit als letztmöglich zu Erreichendes beweisen könnten, so daß nicht allein der Dichter, der uns in den wohl formvollendetsten deutschen Novellen seine inneren, stets tiefen Erlebnisse in edelster Verklärung vergeistigte, sondern auch der Mensch uns lieb würde durch seine eigenen Worte, in denen er uns erzählt, wie eng auch er als Mensch mit all dem, was seine zweite und doch wieder nicht zweite, sondern eigentliche Natur aus dunklen Tiefen ans goldene Licht förderte, zusammengehangen habe, wie zart er sich um seine Freunde gesorgt, wie mitempfindend er all das mit Rücksicht behandelt habe, was ihn selbst unangenehm berührt hätte, wenn er sich an des Briefempfängers Stelle befunden haben würde. So wächst also in den Briefen nicht in plötzlicher Vollkommenheit und fertiger Größe vor uns der Dichter unerreichbar auf, sondern er tritt uns menschlich näher, er ringt, er kämpft und „wird" wie wir, er führt ein inneres Leben wie wir, ebenso unruhvoll, ebenso nie ganz befriedigt, ebenso, ja noch mehr von Leiden und Qualen heimgesucht...

Leider fehlen der Sammlung bedeutende Briefe, ich meine da vor allem die an F. Dahn, J. Rodenberg, G. Kinkel, L. von François, K. Henckel, F. Th. Vischer, K. E. Franzos, ferner die aus seiner Jugendzeit an seine unglückliche Mutter und seine treue Schwester Betsy. Aber unbeschadet dessen ist des Gebotenen doch so unendlich viel, daß wir Adolf Frey herzlich für die fleißig mit Anmerkungen und anderen Hilfsmitteln versehene Sammlung danken müssen.

Es ist gleichsam selbstverständlich, daß uns besonders all das interessiert, was der Dichter von seinem Schaffen und seinen Werken sagt, wenn auch dem Kenner von C. F. Meyers Werken und der Lebensbeschreibungen über ihn das rein Menschliche vorzuziehen scheinen wird; für den Fernerstehenden hat aber das Zerlegende mehr Reiz, zumal, da C. F. Meyer es nicht in der Theorie gibt, denn dieser war ihr abhold, sondern aus der Praxis heraus und noch innerhalb derselben.

Unter den einzelnen nach den Empfängern eingeteilten Briefsammlungen ist im ersten, den schweizer Briefstellern gewidmeten Bande — der zweite gehört den deutschen — die an den französischen Gelehrten F. Bovet wohl die bedeutendste, weil sie sich über die Zeit des Reifens und Reifseins des Dichters erstreckt. Die vielseitigen „Interessen" der „dumpfen Zeit", die ihn zu keiner Ruhe und zu keiner Freude an seinem Berufe kommen ließen, stehen unter dem Einfluß des französischen Geistes, von dem er sich bald nach wachsender Selbsterkenntnis wieder losmacht, freilich nicht ganz in der Sprache, so daß C. Spitteler wohl Recht hat, wenn er seinen wundervollen Stil bisweilen bis in den Satzbau hinein französisch nennt. Mehr und mehr wendet sich aber C. F. Meyer, unter dem Eindrucke der großen Ereignisse von 1870/71 innerlich erstarkend, dem deutschen Wesen zu, so daß er sich entscheidet, ein Deutscher zu bleiben, wie seine Eltern es waren, womit er in überraschender Weise seines Wesens Kern selbst klar erkennt,* bis schließlich im Jahre 1876 nach Vollendung seines ersten größeren Werkes „Jürg Jenntsch" sein Ton sicherer wird, da er nun endlich sein Ziel und seinen Weg erkannt hat und hoffen darf, zur Höhe zu gelangen, von der aus er dann freie, herzliche, innige Blicke ins Land hineinsendet, als ein selbstbewußter Kämpfer und eine bis in die letzten Fasern ihres Wesens festgegründete Persönlichkeit, in der sich bisweilen wohl noch schwache Zweifel regen können, die aber bald verschwinden, so daß es nur des Stoffes bedarf, um die Idee, mit der er sich gerade trägt, zu formen und zu gestalten, wie er es selbst sagt: „. . . . je n'écris absolument que pour réaliser quelque idée sans avoir aucun souci du public."

Dieses „Sans avoir aucun souci du public" hat er nun auch nicht mehr nötig, wie er es ja auch nie getan hat, da seine aristokratische Natur sich gegen die Betastungen der Menge sträubte, wobei er aber doch ein selten liebenswürdiger Mensch gegen alle Besucher war und oft von einer geradezu unbegreiflichen Offenheit, so daß fast jeder, der ihn nur einigermaßen geschickt zu fragen verstand, erfahren konnte, was er gerade „auf dem Webstuhle hatte", womit er gerade kämpfte und rang, da ihm das Kunstwerk das Ergebnis eines Kampfes sein mußte: „Ich bin gerade jetzt in der peinlichen Lage, einen herrlichen Stoff zu haben, mit dem ich aber mühsam ringen muß, wenn ich ihm seinen Wert geben will. Ich kann mich auch einem großen wohlfeilen Feuer, das jeder Dichter mehr oder weniger von Natur hat, nur sehr bedingungsweise überlassen, da ich meine Idee, nichts mehr und nichts weniger, verkörpern will. Ich stehe, wie Michel Angelo sagte, vor dem Stein und sage mir stündlich: Kourage, es steckt darin, es handelt sich nur darum, es herauszubringen."

Dabei schaffte er aber nicht, wie so mancher glaubt, der seiner Werke Entstehen und seine Art zu arbeiten verfolgt hat, rein verstandesmäßig, sondern wie er es C. Spitteler einmal zuruft: „Sie glauben nicht, wie intensiv ich gemeiniglich verfahre", wobei ihm allerdings „Ermutigung von außen, Interesse von anderen an meinen Schöpfungen für das Gelingen ein Moment" war, das er keineswegs unterschätzte; schließlich nutzte er besonders die Stimmung. Es fügte sich aber alles beides: Instinkt und Verstand bei ihm vollkommen ineinander, so daß der um eine Erklärung verlegene Kritiker leicht nur auf den Verstand rät, was aber unrichtig ist, da C. F. Meyer das Wesen der Kunst und die Wirkung und Notwendigkeit des Instinktes wohl erkannt hatte, und das so sehr, daß „all sein Denken und Träumen im großen Stil, in der großen Kunst liegt", daß es „allein diese Passion ist, die mich Dinge leisten läßt, die über meine Naturanlage gehen" und es ihm „ein Genuß ist, immer wieder den vollendeten Ausdruck zu suchen".

Diese hohe Meinung von seiner Kunst ehrt ihn und zeigt uns seinen Ernst in seinem Streben, einen Ernst, wie ihn mancher moderne „Künstler" vermissen läßt, der ein Ringen mit seinem Stoffe und seiner Idee kaum kennt, einen Ernst, der uns in unserer Literatur so besonders fehlt, wenn er auch leise wieder aufzukommen beginnt, einen Ernst, dem wir nachstreben müssen, weil er uns so notwendig ist. Das ist neben den zahlreichen andern Werten das Sittlich-Wertvolle und das Zeitgemäße der Briefe Conrad Ferdinand Meyers.

---

* Briefe C. F. Meyers. Nebst seinen Rezensionen und Aufsätzen herausgegeben von Adolf Frey. Leipzig 1908. H. Haenel. Zwei Bände.

* Seine Dankbarkeit gegen Deutschland beweisen auch diese Zeilen aus dem Jahre 1887: „Sie wissen, wie viel ich Deutschland zu danken habe. Solches gelegentlich zu bezeugen, hat mir stets Freude gemacht. Aber auch ganz abgesehen von meinem persönlichen Verhältnisse zur deutschen Literatur, habe ich die allgemeine Ueberzeugung, daß der Anschluß an das große deutsche Leben für uns Schweizer etwas Selbstverständliches und Notwendiges ist. Ja, ich habe die Stärkung dieses Bedürfnisses stets als den genauen Gradmesser gründlicher Bildung betrachtet . . . Es ist ein unermeßliches Gut, daß wir, unbeschadet unserer Eigentümlichkeit, einem weiten sprachlichen Gebiete und einer großen nationalen Kultur angehören."

M ..... No .....

ARGUS SUISSE DE LA PRESSE

J. GRUNBERG & Cie

Schweizer Argus der Presse

GENÈVE — 23, Rue du Rhône, 23 — GENF

Adr. télégr. : Coupures Genève. — Téléphone 4005

Bureau de coupures de journaux sur tous sujets et personnalités. Traductions en toutes langues. Travaux de rédaction.

Bureau für Zeitungsausschnitte, Personalnachrichten, Uebersetzungen.

CORRESPONDANTS : — VERTRETUNGEN :

Paris, Berlin, Vienne, Londres, Rome, Christiania, Buda-Pest Boston, Amsterdam, New-York, Mexico.

Journal : **La Revue** **Paris**

Adresse :

Date :

ZENTRALBIBLIOTHEK ZÜRICH

1 DEC 1908

VOIR AU VERSO

Tarif Fr. 0 ... **hnitt**

Tarif réduit, paiem ... 13.50
sans période de ... 25.—
Ermässigter Tarif ... 55.—
zahlung ohne ... 105.—
Ablaufstermin . ... 200.—
... 300.—

On traite
Zeit-abonnements ... rung.

×

Aucun hommage plus digne ne pouvait être rendu à la mémoire du grand romancier suisse-allemand Conrad Ferdinand Meyer, que la publication de sa correspondance complète. Il y a eu dix ans, le 25 novembre dernier, que le grand écrivain est mort. Son ami de longue date, son biographe attentif, Adolphe Frey, a recueilli, avec un soin pieux, toutes les lettres du maître, à ses amis et correspondants, parmi lesquels on compte presque tous les noms de la littérature allemande contemporaine. Conrad Ferdinand Meyer a montré dans ses romans historiques la même conscience, dans le fond et la forme, qu'un Gustave Flaubert. La célébrité lui vint tard. « *C'est le succès qui m'a cherché* — a-t-il le droit d'écrire — *sans être recherché par moi.* » Et ailleurs il pouvait dire en toute sincérité : « *Je n'écris absolument que pour réaliser quelque idée, sans avoir aucun souci du public.* » — Ces maîtres écrivains d'hier étaient vraiment de la grande école.

×

M ..... N° .....

ARGUS SUISSE DE LA PRESSE
J. GRUNBERG & Cie
Schweizer Argus der Presse
GENÈVE — 23, Rue du Rhône, 23 — GENF
Adr. télégr. : Coupures Genève. — Téléphone 4005

Bureau de coupures de journaux sur tous sujets et personnalités.
Traductions en toutes langues. Travaux de rédaction.

Bureau für Zeitungsausschnitte, Personalnachrichten, Uebersetzungen.

CORRESPONDANTS : — VERTRETUNGEN :
Paris, Berlin, Vienne, Londres, Rom, Christiania, Buda-Pest,
Boston, Amsterdam, New York, Mexico.

Journal : Hannoverscher Courier Hannover
Adresse :
Date : 25 NOV 1908

ZENTRALBIBLIOTHEK ZÜRICH

Nekr M37

VOIR

...ssen
...n Courier.

Verantwortl. Schriftleitung: Fritz Ph. Baader in Hannover.
Druck und Verlag: Gebrüder Jänecke in Hannover.

Conrad Ferdinand Meyer.

(Zum 10. Todestag des Meisters: 28. November.)

Von Ad. Tentenberg-Zürich.

Seitdem Prof. Adolf Frey und späterhin Aug. Langmesser ihre umfangreichen Biographien Conrad Ferdinand Meyers veröffentlicht haben, steht des Dichters Individualität als Mensch und Künstler fest umrissen vor dem Auge der Nachwelt. Man weiß von ihm, daß er erst nach langem Suchen ohne Rast und Ruh, nach vier Jahrzehnten selbstquälerischer Zerrissenheit, planlosen Lernens und innerer Gebundenheit aus dem „Traum" erwachte, in dem er bis dahin „erstarrt" lag. Man weiß, daß nach diesem späten Erwachen eine zwanzigjährige Zeit reichsten dichterischen Offenbarens folgte, die dann, ehe die Frucht dieses goldigen Herbstes geborgen war, ihr tragisches Ende fand durch eine jähe Umdüsterung des hellen Geistes, der der Vorzeit heldische Gestalten mit so großem Aug' erschaut und mit so reicher Kunst sie zu neuem Leben erweckt hatte.

Meyer war und galt nach seinem eigenen Wort als der „Vertreter der historischen Novelle und der welthistorischen Mächte". Er war der Dichter des Historischen, weil seinem tragischen Empfinden die rohe Wirklichkeit der unmittelbaren Gegenwart verletzend ist („die Gegenwart ist frech", heißt es im Pescara), weil seine aufs Ideale, aufs Großzügige angelegte Seele sich nach den gewaltigeren Menschen und unbeschränkteren Verhältnissen der Vergangenheit sehnte. So konnte er singen: „Treu und gewaltig ist die Heldenzeit", so konnte er seinem großen Landsmann Gottfried Keller erwidern: „Ich muß mit der großen Historie fahren..." Die große Historie, die Renaissance-Zeit mit ihrem starken Persönlichkeitsstreben, die frühen Jahrhunderte germanischer Geschichte mit ihrem wilden Heldentum waren, wie Adolf Frey es treffend ausdrückt, der eigentliche „Jagdgrund seiner Muse". Hier hat er in der Tat sein bestes Wild zur Strecke gebracht. Der rätselvolle „Heilige" und die starke „Richterin", dies Ueberweib an Wille und Verstand, sind Gestalten, wie sie nur eine von Konventionen noch freie, von Gesittung noch entfernte, aber dennoch von einem ersten Aufleuchten des Gedankens der Humanität schon umflossene Zeit hervorbringen kann. Der trotzige Hutten weiter, der tigerhaft-wilde Jörg Jenatsch, alle die dämonischen Gestalten in der „Versuchung des Pescara" und in der „Angela Borgia" — auch sie konnten nur in freien Verhältnissen so ins Große gedeihen, wie sie gewesen sind und wie des Dichters unerschrockene Phantasie sie erschaute und gestaltete... Bei aller Hinneigung zum Heroischen ist Meyer nun aber ein konsequenter Realist, der auch in der Darstellung der Größe mit beiden Füßen auf dem Boden der Wirklichkeit bleibt. Das macht: eine grübelnde Reflexion, die tief in das Leben und in die eigene Seele geschaut hat, vermittelt ihm eine hinreichende Menschenkenntnis, die ihn vor aller Verzerrung nach der Seite des Grotesken hin bewahrt und breitet eine erhabene Resignation über sein Wesen und seine Werke, die auf das Große im Sinne des moralisch Unterscheidenden skeptisch Verzicht leistet. So sind Meyers Charaktere keine Helden aus sittlicher Größe wie etwa die Schillerschen, sie sind mehr mit dem Auge des grübelnden Psychologen erschaut als mit dem Pulsschlag des unbedingten Idealisten empfunden und belebt, sind als moralische Geschöpfe gemischte Naturen und groß nur als Naturgewalten. So bleibt Meyer, wiederum im Gegensatze zu seinem Seelenverwandten, dem jungen Schiller, vor dem Schicksal bewahrt, seine Kunstwerke zu anklägerischen oder verherrlichenden Tendenzstücken sich entarten zu lassen; und wenn ihm auch die Macht des Ethischen so sehr am Herzen liegt, daß er sie „mit Posaunen und Tubenstößen" verkünden zu sollen glaubt, so tut er in Wahrheit doch nicht mehr für sie, als daß er sie *auch* als ein Stück Natur sich auswirken läßt, ohne auch nur die Geste eines Predigers der Moral dazu zu machen. Endlich wird auch das Pathos der Meyerschen Muse durch jenen menschenkennerischen Realismus und jene resignierte Lebensstimmung gebrochen oder doch gebändigt — jenes Pathos, das Meyer als einem geborenen Idealisten und als einer aufs Tragische und Heroische gestimmten Natur vom Hause aus zu eigen ist und das sich in seinen Gedichten zuweilen noch in unverminderter Wucht und wundervoller Steigerung aufbaut. Meyer ist hiernach, so sehr sein schwerflüssiges Temperamet ursprünglich zum rein Pathetischen, Heroischen, Idealen hinneigt, eine gemischte Natur, in der die Gegensätze Raum haben und sich entfalten konnten. Darum auch weist seine Kunst, ihrer Gehaltsbeschaffenheit nach, die Spuren jener Gegensätze von Realität und Idealität, Pathos und resignierender Lebenskenntnis in einer schönen Ausgeglichenheit auf, die die Lektüre der Meyerschen Werke zu einem starken Trunk macht, der die Herbigkeit des Wahren und die Süßigkeit des idealen Glaubens zugleich zu kosten gibt.

Ein weiterer Reiz und eine weitere Eigentümlichkeit der Kunst Conrad Ferdinand Meyers liegt in ihrer rein formalen Ausgestaltung. Die tiefe Reflexion, die den Gehalt seiner Dichtungen durchdringt und ihn so rein auf den Ton der Wahrheit stimmt, beherrscht sein Schaffen auch in der Formgebung: ein eminenter Kunstverstand ist hier mit Umsicht und Bedacht tätig, erzielt mit den kleinsten Mitteln größte Wirkungen, gestaltet mit größter Oekonomie, arbeitet mit höchster Bewußtheit auf streng abgewogene Wirkungen, setzt sich mit Fleiß zu dem Werk der Phantasie in eine objektivierende Entfernung. Wie Meyer jedes einzelne Teil aller seiner Dichtungen blank und sauber herauszugestalten weiß, wie er die Teile wiederum zu dem Ganzen in Harmonie zu setzen versteht, mit welcher Kürze und Prägnanz er das Wort handhabt, welch' großer Meister in der Kunst der Andeutung er ist, wie leicht und elegant er die Rahmenerzählung verwendet, wie sinnreich er mit Symbolen spielt — dies alles wird der aufmerksame Leser seiner Novellen immer wieder bewundern. Man hat Meyer diese sorgfältige Formprägung als allzustarkes Stilisieren, als Manier, als Artistentum usw. wohl sachte zum Vorwurf gemacht (die unten erwähnten Briefe weisen es so aus). Worauf dann der Meister, der sich selber am besten kannte, antwortete, das „starke Stilisieren" und die „künstlich zubereiteten Wirkungen" müßten ihm „im Bluie stecken". — „Sie glauben nicht, wie instinktiv ich gemeiniglich verfahre, die Zügel dem Rosse und dieses den Weg suchen lassend." Und in der Tat, auch die weitreichende Mittätigkeit des Verstandes bei der künstlerischen Produktion gehört zu Meyers Natur, der er gehorchen mußte, um zu seiner Vollendung zu gelangen. So kann er, der objektiv und bewußt zu Werke gehende Künstler, nicht ohne Unrecht sagen, daß auch die führende Rolle des Kunstverstandes Instinktsache bei ihm sei — das Ausdenken und Ueberdenken war der Einsatz, den die Gottheit von ihm forderte für den Kranz des Siegers, die Gottheit nämlich, die die Mischung seiner Phantasie- und Verstandskräfte am besten ermessen konnte.... Daß Meyer ein Sieger ward, hat er nicht zum mindesten diesem Gehorsam gegen die Gesetze seiner Natur zu danken, die ihn durch langsames *Erkennen* (wie Schiller!) zum Gipfel der Vollendung führten. Ohne das Virtuosentum der Form auch bei ihm nicht das künstlerische Maß im Bekennen des großen Erlebnisses! —

Das Bild des Dichters Conrad Ferdinand Meyer, wie es hier mit andeutenden Strichen gezeichnet wurde, tritt auch dem Leser seiner *Briefe*, die sein langjähriger Vertrauter und Kritiker Adolf Frey soeben als hochbedeutsames Quellen- und Erbauungsbuch den Freunden des großen Novellisten auf den Weihnachtstisch gelegt hat*), in der Zusammensetzung der aufgewiesenen Einzelzüge hervor. Ja man darf sagen, daß diese Züge bei der Unmittelbarkeit und Nähe, durch welche Briefe zu wirken pflegen, noch plastischer und greifbarer werden, als sie aus den Dichtungen herausseben. Es würde weit über den Rahmen dieses Essays hinausführen, das im einzelnen darzutun. Es muß genügen, als interessanteste Beiträge zur Psychologie des dichterischen Schaffens Conrad Ferdinand Meyers, und zur Beurteilung seiner Dichtungen die z. T. sehr *einläßlichen Interpretationen der eigenen Werke* wiederzugeben, die sich in Freys bedeutender Briefsammlung finden.

*) Briefe Conrad Ferdinand Meyers, nebst seinen Rezensionen und Aufsätzen, mit vier Bildern und acht Handschriftproben. (H. Haessel, Verlag, Leipzig.)

Ueber sein vollendetstes Werk „Jürg Jenatsch" macht Meyer *vor* der Niederschrift — und das ist nicht unwesentlich — folgende Angaben. In dem Titelhelden erblickt er einen Menschen „von reinstem Temperament, wild und schlau. Weltmann und Naturmensch, um die Mittel nie verlegen, aber von großartiger Vaterlandsliebe." Zürich (als Hintergrund), „damals schon zivilisierter, aber auch schon mit einem Anflug von Zopf", es würde „die ungesuchten Gegensätze der politischen und militärischen Ehre zu dem Abenteurer und der Philisterei zu der genialen Kraft bieten." „Viel Humor wird der Gegensatz deutschen und italienischen Lebens, zürcherischer Steifheit und südlicher Leidenschaftlichkeit in das sonst so ernste Buch bringen." Ueber die Zeitverhältnisse denkt der Dichter: „Das der Poesie so überaus günstige Verlaufen einer großartigen, rohen Zeit in eine gebildetere und flachere, die Verwandlung der religiösen Bewegung im 16. Jahrhundert in die politische des 17., kurz die Anfänge des modernen Menschen wären interessant zu behandeln." Als Konflikt der Bündnergeschichte bezeichnet Meyer den von „Recht und Macht, Politik und Sittlichkeit" — aber: „auch die Frage von Religion und Konfession muß von allen Seiten beleuchtet werden." Sein anderes Meisterstück, „Der Heilige", sucht Meyer dem Verständnis eines Kunstfreundes durch eine noch einläßlichere Analyse näher zu bringen, aus der das Hauptsächlichste herausgehoben sei. Vom geschichtlichen Rohstoff vermeldet er: „Ein normännischer König überhäuft seinen sächsischen Günstling und macht ihn aus politischen Gründen zu seinem Primas. Dieser wendet sich plötzlich gegen ihn, und es entsteht ein entsetzliches Ringen zwischen König und Bischof. Dieser mit den ungleichartigsten Waffen bis zur gegenseitigen Vernichtung geführte Kampf in allen seinen Stadien ist Gegenstand der Novelle." Charakter des Th. Becket: „Eine geistig überlegene, fast modern humane, aber der Roheit des Mittelalters gegenüber wehrlose Natur. Orientalisches Blut und ein Unterdrückter, daher durch und durch Diplomat; Zug von Ehrgeiz oder vielmehr ein Gefühl enormer geistiger Ueberlegenheit; orientalisch-nachtragend, ich will nicht sagen: rachsüchtig, aber doch fein-grausam. Er spielt mit dem König wie die Katze mit der Maus." Charakter des Königs: „Mittelalterlich gewalttätig, starkes Temperament, gutmütig, durchaus naiv, dabei gründlich unsittlich. Er kennt seinen Kanzler stellenweise nicht übel, obwohl er sich immerwährend in ihm täuscht." Den Konflikt schildert Meyer folgendermaßen: „Der König ruiniert Th. Beckets Kind. Er hat als Autokrat kein Gefühl von der Schwere seiner Tat und fürchtet von dem „feigen" Charakter des Becket keine Rache. Aber der sanfte Becket ist unter seiner ruhigen Miene unversöhnlich." Das Problem formuliert der Dichter: „Rächt sich Th. Becket und wie? Er ist zu vorsichtig und vielleicht zu edel, um seinen König auf gewöhnliche Weise zu verraten. Er verhält sich passiv, aber er schwebt über ihm wie ein Geier. Da gibt ihm dieser eine furchtbare Waffe in die Hand, den Primat. Becket braucht nur „ein wahrer Bischof" zu sein, so identifiziert er seine Sache mit der göttlichen Gerechtigkeit. In dem Akt seiner Bekehrung durchdringen sich Rachsucht und Frömmigkeit auf unheimliche Weise. Dann verzweifelter Kampf zwischen dem brutalen König und überlegenen Kopf." Als Nebengedanken dieser psychologisch raffinierten Novelle, bezeichnet es Meyer, daß die „Hierarchie wegen ihres ethischen Gehaltes nur von ethischen Gegnern besiegt werden" könne.

Ueber seine anderen Werke faßt sich Meyer kürzer. „Die Hochzeit des Mönchs" ist ihm „eine shakespearisierende Novelle", die „ein bischen à la Makart geraten" und deren Problem „ethisch unanfechtbar" sei. „Die Form betr., schwebten mir die alten Italiener vor." „Engelberg" behandelt „ein typisches Frauenschicksal, eine Art mittelalterlicher Psyche." Als die „großen Momente" des „Pescara" bezeichnet Meyer: „1) die männlich-rührende Ergebung des Helden in sein Los; 2) die Veredelung seines Charakters durch die Nähe des Todes; 3) die Aufregung und leidenschaftliche Bewegung einer ganzen Welt um einen schon nicht mehr Versuchbaren; 4) die Fülle der Zeitgestalten; 5) die Symbolik: das sterbende Italien bewirbt sich unwissentlich um einen sterbenden Helden."

Der Grundgedanke der „Richterin" ist nach Meyer die „immanente Gerechtigkeit": die „Mutterliebe wirkt sekundär, es ist das arbeitende Gewissen, das die Richterin überwältigt". Von der Angela Vargia: „Der schöpferische Gedanke der Novelle ist das Gegenüber zweier Frauen nach Art der Italiener, die eine mit zu viel, die zweite mit zu wenig Gewissen." Die zierliche Fazetie „Plautus im Nonnenkloster" erklärt Meyer folgendermaßen: „In den drei Figuren sind die drei historischen Bedingungen der Reformation in komischer Maske verkörpert: die Verweltlichung des hohen Klerus in Poggio, die Vertierung der niederen Geistlichkeit im Brigittchen: sie steht als die grobe mit der feinen Lüge des Poggio im Gegensatz. Diese beiden zusammen stehen im Gegensatz endlich mit dem ehrlichen Fonds in der deutschen Volksnatur (Gertrude), ohne welchen die Reformation eine Unmöglichkeit gewesen wäre.

Wenn diese Selbstzeugnisse dartun, daß Conrad Ferdinand Meyer durch und durch Reflexionsnatur ist, die nicht nur Formen und Gehalte mit dem denkenden Verstande durchdringt, sondern auch den Anreiz zum künstlerischen Gestalten durch „Ideen" empfängt (wiederum wie Schiller, mit dem er mancherlei Gemeinsamkeiten hat), die tief in ihm gespeichert liegen und die er, man darf wohl sagen, in sich erlebt — so wird durch andere Aeußerungen des Meisters wiederum klar, daß er, indem er diese Ideen „realisierte" und historische Figuren mit seinem Odem anblies, sich selbst, sein Innerstes hineingab. Hutten, dem verlassenen Ritter und kampffrohen Romfeind, fühlt er sich wahlverwandt: „Die Gefühle eines Einsamen kenne ich zur Genüge und Ghibelline war ich von jung an." Ein anderes Mal bekennt er ganz allgemein, daß die historische Novelle ihm nichts mehr als eine Form sei, „pour y loger mes expérimentes et mes sentimente personnels". Innerhalb dieser Form, fügt er hinzu, sei auch er sehr individuell und subjektiv und statte seine Personen mit seinem eigenen Fühlen aus. So wird man, mag Meyer auch nicht an die nahe Gegenwart anknüpfen und sein Erleben mehr in Ideen als in Anschauungen haben, auch die Werke dieses Dichters der Historie als Fleisch von seinem Fleisch und Blut von seinem Blut ansehen, wird sie als persönliche Bekenntnisse einschätzen dürfen, die ein hochstrebender und tief ins Leben blickender Mensch zu mehr als einem flüchtigen Ergötzen hinterlassen hat.

Neues vom Schiffsbau.

Von R. Heinrich.

Die modernen Ozeandampfer werden ausschließlich durch Schrauben angetrieben. Der in der ersten Zeit der Dampfschiffahrt übliche Raddampfer ist von der hohen See vollkommen verschwunden, weil das Rad notwendigerweise freiliegen muß, während man die Schiffsschraube ganz unter Wasser anordnet. Bei stürmischem Wetter ist das letztere natürlich von großem Vorteil.

Die Schiffsschraube wirkt aber bekanntlich am Heck — am hinteren Ende des Schiffes, da man die Maschinen, die die Schrauben drehen müssen, bei ihrem ungeheuren Gewicht nicht auf das äußerste Ende des Schiffes bringen kann, sondern aus Gründen des Gleichgewichts und der gleichmäßigen Belastung des Schiffskörpers mehr nach vorn legen muß, so ist es notwendig, die Maschinenkraft durch lange Wellen nach hinten auf die Schrauben zu übertragen. Je größer man die Schiffe baut und je stärker die Maschinen werden, desto dicker und desto länger müssen diese Wellen sein. Sie nehmen bei den neueren Bauten schon sehr viel Platz weg, erfordern zu ihrer Schmierung große Quantitäten Oel und repräsentieren ein erhebliches totes Gewicht. Oft ist es schon vorgekommen, daß trotz besten Materials ein Bruch der Welle eintritt, wodurch eine auf hoher See fast irreparable Betriebsstörung entsteht. Man hat in schiffsbautechnischen Kreisen schon seit langem auf Mittel und Wege gesonnen, um die langen Schraubenwellen durch etwas anderes zu ersetzen. Es ließ sich aber bisher nichts einfacheres finden. Erst in den letzten Jahren kam man auf den Gedanken, die mechanische Kraftübertragung durch eine elektrische Kraftübertragung zu ersetzen, und das kam so:

Man wollte die Dampfturbine als Schiffsmaschine verwenden in der Hauptsache, weil sie an sich weniger Platz beansprucht als eine gleich starke Kolbendampfmaschine (und Platz ist auf einem Schiffe ja sehr kostbar), dann aber auch, weil sie einen ruhigeren Gang für das Schiff zu gewährleisten schien, denn eine Dampfturbine besitzt nur rotierende Teile, während eine Kolbendampfmaschine schwere hin und her, auf und nieder gehende Massen aufweist. Auch die äußerlich einfachere Bauart bestach für die neue Antriebsmaschine. Sie ließ die Hoffnung zu, daß die sehr unübersichtlichen Maschinenanlagen der haushohen Kolbendampfmaschinen wesentlich übersichtlicher zu gestalten seien. Aus diesen Gründen ist in den letzten Jahren tatsächlich die Dampfturbine als Schiffsmaschine wachsend verwendet worden. Allerdings hat die Leistung nicht überall voll befriedigt, aber das konnte den Fachmann durchaus nicht überraschen, denn die Dampfturbinenanlagen, die im letzten Jahrzehnt in unsere Ozeanriesen eingebaut worden sind, waren Erstlingsschöpfungen, denen stets noch Kinderkrankheiten anhaften. Krankheiten, die erst eine lange Erfahrung zu heilen vermag. Heute steht es jedenfalls fest, daß die Dampfturbine in sehr vielen Fällen im Schiffbau mit Vorteil an die Stelle der älteren Kolbendampfmaschinen gesetzt wird, wenn sie sie auch nie überall verdrängen wird, wie mancher neuerungssüchtige laufende. Man hat deshalb die im Schiffsbau zur Verwendung gelangenden Dampfturbinen ganz besonders konstruieren müssen, um eine möglichst niedrige Umdrehungszahl zu erreichen. Diese langsam laufenden Dampfturbinen sind nun bei weitem nicht so sparsam im Betriebe wie die raschlaufenden, weil eben der langsame Lauf ihrer Natur widerspricht. Entschließt man sich nun zur elektrischen Kraftübertragung, so fällt die Forderung niedriger Umdrehungszahlen sofort weg. Man würde dann die Dampfturbine in bekannter Weise unmittelbar mit einer Dynamomaschine kuppeln und mit höherer Tourenzahl laufen lassen. Der von dieser Dynamomaschine erzeugte elektrische Strom wird dann durch Kabel nach dem Elektromotor geleitet, der die Schiffsschrauben dreht.

Mit Hilfe entsprechender Schaltung kann dann gleichzeitig die Umdrehungszahl des Elektromotors verschieden abgestuft werden, so daß bei gleich schnellem Lauf der Dampfturbine die Schiffsschraube je nach Wunsch des Kapitäns langsamer oder rascher sich dreht, und dem Schiff eine geringere oder größere Geschwindigkeit erteilt.

Man erkennt auch ohne weiteres, daß die Wahl des Elektromotors noch einen Vorteil bietet: sie gestattet, die Dampfturbine dort im Schiffe aufzustellen, wo es aus allgemeinen schiffsbautechnischen Gründen wünschenswert ist. Wenn es notwendig und vorteilhaft wäre, könnte man sie zum Beispiel an die Spitze des Schiffes legen. Die Länge der elektrischen Leitung nach dem am hinteren Ende des Schiffes aufgestellten Elektromotor ist ziemlich Nebensache.

Ganz neu ist der Gedanke der elektrischen Kraftübertragung allerdings für Schiffsmaschinen nicht, wenn er auch bisher meines Wissens für große Ozeandampfer noch nicht zur Ausführung gelangte, aber auf Binnensee- und Flußschiffen ist er, wenn auch nicht in Verbindung mit Dampfturbinen, so doch in Verbindung mit Gasmotoren, mit gutem Erfolge erprobt worden. Der Gasmotor hat ja bekanntlich den Mangel der Umsteuerbarkeit mit der Turbine gemeinsam. Augenblicklich werden von fachmännischer Seite sehr interessante Untersuchungen darüber aufgestellt, wie weit die Einführung der elektrischen Kraftübertragung wirtschaftliche Vorteile für den Schiffsbetrieb verspricht. Die Anschaffungskosten einer elektrischen Kraftübertragungsanlage sind natürlich größer, wie die einer Welle. Es handelt sich nun darum, ob die bei elektrischem Betriebe zu erzielenden Ersparnisse die notwendige höhere Verzinsung übersteigt. Allem Anschein nach wird das der Fall sein, wenigstens für bestimmte Kategorien von Dampfern, so daß man erwarten kann, daß in den nächsten Jahren das elektrische Kraftübertragungssystem auch für große Ozeanschiffe im großen ausprobiert wird.

Die Schöpfung der Bakterien im Reagenzglas.

Von Ernst Willy Schmidt.

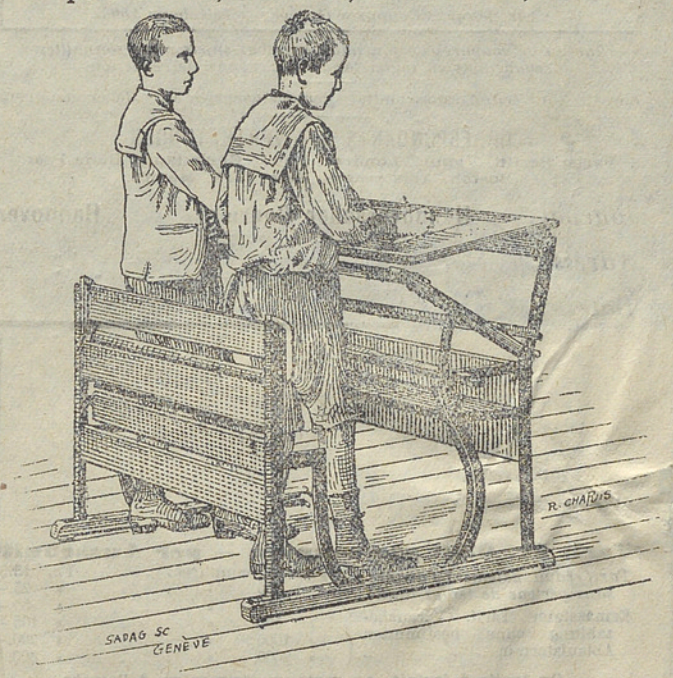
(Schluß.)

So war man nun glücklich wieder auf den alten Standpunkt vor Pasteur zurückgegangen. Unter anderem wurde auch wieder das Problem der Urzeugung durch eine Hintertür „mitten hinein in das Urteil der prüden Gesellschaft gestellt", um es ihr — wenig respektvoll — „unter die erhabene Nase" zu halten. Derartige „pleomorphistische Extravaganzen", wie de Bary zu sagen pflegte, leisteten sich in jener Zeit eine Unmenge kleiner und kleinster Propheten der neuen Lehre. Schon damals (1884) glaubte de Bary kritiklos all diese Arbeiten negieren zu müssen, da sie „nur der wissenschaftlichen chronique scandaleuse angehören", wie auch neuerdings (1906) Klöcker meint, daß „man heutzutage nun so weit ist, daß keiner mehr es der Mühe wert hält, solche Behauptungen von Umbildungen zu widerlegen". Und nun erschien Ausgang 1907 von Professor Dr. Dunbar, Direktor des staatlich-hygienischen Instituts Hamburg, eine streng wissenschaftliche Arbeit, „Zur Frage der Stellung der Bak-

Maison A. MAUCHAIN - Jules RAPPA, succr

2, Place Métropole — GENÈVE — Grand-Quai, 32

Mobilier scolaire breveté
pour Ecoles, Instituts, Pensionnats, etc.



Pupitres, Tableaux noirs, Porte-Cartes géographiques, etc.

Demandez le catalogue général gratis et franco.

fikationen unterworfen sind. — Z. B. kann man Scenedesmus zwingen, runde chlorellaähnliche Zellen zu bilden, während sonst 4—8 Individuen dieser Alge zu einer fadenförmigen Kolonie vereinigt sind. — Eine derartige ernährungsphysiologisch bedingte Formänderung derselben Art liegt hier ohne Zweifel vor. Lotzy schlägt neuerdings vor, diese „Formänderungen durch äußere Bedingungen" mit „Biaiometamorphosen" zu benennen, ein allerdings ziemlich unglücklich gewähltes Wort, das jedoch immerhin bedeutend besser ist, als der so schwankend gewordene Begriff des Pleomorphismus. — Die Ausgangskulturen waren also mit größter Wahrscheinlichkeit rein. Nun aber zieht Dunbar aus dem — wie oben festgestellt, ernährungsphysiologisch bedingten — Verhalten der Algenzelle bei verschiedenen Nährsubstraten den Schluß: Artenumwandlungsfähigkeit der Palmellaceen untereinander. Da wir es hier jedoch mit einer „Biaiometamorphose" zu tun haben, so ist Dunbars Schlußfolgerung ein Trugschluß. Damit verliert jetzt die ganze Hypothese ein wichtiges Postulat; denn wenn noch nicht einmal die Alge selbst befähigt ist, in der eigenen Gruppe zu „pleomorphisieren", umso unwahrscheinlicher ist dann doch, daß aus dieser Algenart Bakterien, Schimmelpilze, Hefen entstehen können.

Doch nun zurück zu einer allgemeinen theoretischen Diskussion der Programmhypothese: „Die Bakterien gehören nicht nur phylogenetisch zu den chlorophyllhaltigen Algen, sondern sie entstehen auch heute noch täglich und überall aus solchen." Wie schon oben angedeutet, ist eine genaue Fixierung der Stellung der Bakterien im System zurzeit unmöglich; aber soviel läßt sich immerhin an der Hand der vergleichenden anatomischen Untersuchungen rein theoretisch ableiten, daß nämlich die Bakterien genetisch sich nicht aus den Grünalgen entwickelt haben können. Die Bakterien sind bis auf einzelne Ausnahmen (Beggiatoa usw.) außerordentlich klein. Teils beweglich, teils unbeweglich, fast immer einzellig. Ihre winzige Zelle wird von einer Membran umschlossen; die Zelleinschlußmasse, der Protoplast, ist so gut wie gar nicht differenziert, ein substanzieller Kern und ein Chlorophyllapparat fehlen. Dahingegen haben die Grünalgen, wie schon der Name besagt, Chlorophyll, einen schon weit differenzierten Protoplasmakörper, und vor allem einen deutlichen Kern. Zu diesen morphologischen Verschiedenheiten kommen weitgehende physiologische Abweichungen, die aus entwickelungsgeschichtlichen Gründen beweisen, daß die Bakterien früher auf der Erde vorhanden gewesen sind, als die Grünalgen. Wenn nun schon eine Artumwandlung vor unseren Augen vor sich gehen soll, warum dann nicht in progressiver Entwickelung, d. h. aus den tiefer stehenden Bakterien in Grünalgen, welcher Vorgang doch schon eher deszendenztheoretisch möglich wäre? Anderseits könnte man auch argumentieren: da Grünalgen so leicht „gereizt" werden, allein durch Wechsel in der Alkaleszens des Nährsubstrates, in Bakterien zu zerfallen, nun, so müßte es doch auch umgekehrt möglich sein, durch die Herstellung der früheren Ernährungsbedingungen die Bakterien in pristinum statum zurückzuführen, nämlich in den Ausgangs-

M ..... No .....

ARGUS SUISSE DE LA PRESSE
J. GRUNBERG & Cie
Schweizer Argus der Presse
GENÈVE — 23, Rue du Rhône, 23 — GENF
Adr. télégr. : Coupures Genève. — Téléphone 4005

Bureau de coupures de journaux sur tous sujets et personnalités.
Traductions en toutes langues. Travaux de rédaction.

Bureau für Zeitungsausschnitte, Personalnachrichten, Uebersetzungen.

CORRESPONDANTS : — VERTRETUNGEN :
Paris, Berlin, Vienne, Londres, Rome, Christiania, Buda-Pest
Boston, Amsterdam, New-York, Mexico.

Journal : Aargauer Tagblatt Aarau
Adresse :
Date : 28 NOV 1908

ZENTRALBIBLIOTHEK ZÜRICH

VOIR AU VERSO

Nekr

Conrad Ferdinand Meyer.

Der Dichter hat einst in weichen, trauten Lauten ein stilles Requiem gesungen:

Bei der Abendsonne wandern
Wann ein Dorf den Strahl verlor,
Klagt sein Dunkel es den andern
Mit vertrauten Tönen vor.
Noch ein Glöcklein hat geschwiegen
Auf der Höhe bis zuletzt.
Nun beginnt es sich zu wiegen,
Horch, mein Kilchberg läutet jetzt!

Und wenn nun heute am 27. November diese Glocken, die vom freundlichen Dörfchen aus über die Wellen des in der nebligen Tiefe ruhenden Zürichsees gleiten, dann haben sie einen ganz besonders feierlichen Ton: sie gelten der Feier des zehnjährigen Todestages Conrad Ferdinand Meyers, der hier den größten Teil seines reichen Lebens zubrachte und da oben nun im stillen, im Angesichte der ewigen Berge träumenden Friedhofes, wohl und friedlich ruht.

Conrad Ferdinand Meyer hat sich nicht die Popularität seines Zeit- und Geistesgenossen Gottfried Keller erwirken können, aber wenn von deutscher Literatur die Rede ist, dann wird sein Name unter ihren ersten Meistern und Förderern genannt. Er war es, dem der Hauptteil der Arbeit und des Ringens zufällt, die beide namentlich auch unserer einheimischen Literatur in der Welt Anerkennung und festen Fuß verschafften. So dürfen wir ihn wohl den Unsrigen nennen; den Kranz, den wir heute an seiner Gruft niederlegen, er ist gewunden aus Blüten und Ranken der Dankbarkeit und der höchsten Verehrung. Als er in der Vollkraft seines dichterischen Wirkens stand, da hatte C. F. Meyer den Zenit seines irdischen Lebens schon überschritten, darum die Reife seiner Gedanken und seines Empfindens, die Macht seines Wortes und die Vollkommenheit der Gebilde.

Wir können hier nicht auf des Dichters einzelne Werke eintreten, diese haben ja dank ihrer Volkstümlichkeit und Schönheit der Empfindung in den weitesten Kreisen Eingang gefunden, wir wollen nur konstatieren, daß C. F. Meyer nicht zu den Vergessenen und Stillen im Lande gehört, sondern daß sein Name mit seinen Werken hell und licht über uns erstrahlt und immer neu wieder das Interesse an den höchsten und idealsten Gütern weckt, die die schweizerischen Gaue als Edelsteine bergen.

Und nun lassen wir Conrad Ferdinand Meyer noch selber sprechen in seinem „Chor der Toten", den er als ein Vermächtnis gleichsam und zum Ziele uns hinterlassen:

„Wir Toten, wir Toten sind größere Heere
Als ihr auf der Erde, als ihr auf dem Meere!
Wir pflügten das Feld mit geduldigen Taten,
Ihr schwinget die Sichel und schneidet die Saaten,
Und was wir vollendet und was wir begonnen,
Das füllt noch dort oben die rauschenden Bronnen,
Und all unser Lieben und Hassen und Hadern,
Das klopft noch dort oben in sterblichen Adern,
Und was wir an gültigen Sätzen gefunden,
Dran bleibt aller irdische Wandel gebunden,
Und unsere Töne, Gebilde, Gedichte
Erkämpfen den Lorbeer im strahlenden Lichte,
Wir suchen noch immer die menschlichen Ziele, —
Drum ehret und opfert! Denn unser sind viele!

M ..... No .....

ARGUS SUISSE DE LA PRESSE
J. GRUNBERG & Cie
Schweizer Argus der Presse
GENÈVE — 23, Rue du Rhône, 23 — GENF
Adr. télégr. : Coupures Genève. — Téléphone 4005

Bureau de coupures de journaux sur tous sujets et personnalités.
Traductions en toutes langues. Travaux de rédaction.

Bureau für Zeitungsausschnitte, Personalnachrichten, Uebersetzungen.

CORRESPONDANTS : — VERTRETUNGEN :
Paris, Berlin, Vienne, Londres, Rome, Christiania, Buda-Pest
Boston, Amsterdam, New-York, Mexico.

Journal : Glarner Nachrichten Glarus
Adresse :
Date : 27 NOV 1908

VOIR A

ZENTRALBIBLIOTHEK ZÜRICH

Tarif Fr.
Tarif réduit, po
sans période
Ermässigter
zahlung oh
Ablaufstermi
On tra
Zeit-abonnem

Zum Gedächtnis von Konrad Ferd. Meyer.

28. November.

* „Der Mensch lebt nicht vom Brot allein", so heißt eine Wahrheit, die uns im alten wie im neuen Testament ans Herz gelegt wird. Das gilt sicherlich auch heute noch, selbst für den Betrieb einer Zeitung; so dürfen wir es wohl wagen, mitten im Lärm der Tagespolitik an einen Großen des Geistes zu erinnern, der am 28. November vor 10 Jahren die Augen geschlossen hat: Konrad Ferdinand Meyer. Der zürcherische Dichter, dem am genannten Tage nach langen Leiden der Tod als ein Erlöser erschien, ist nicht so populär geworden wie sein Zeitgenosse Gottfried Keller, der zumeist in einem Atemzuge mit ihm genannt wird. Er hat auch seine Stoffe nicht aus der Tiefe des jetzigen Volkslebens geschöpft wie Jeremias Gotthelf, der scharfe Beobachter im bernischen Emmental. Nichtsdestoweniger darf ihn die Schweiz als den ihrigen nennen, nicht bloß weil er ihr von Geburt angehörte und in seinem schönen Landsitz in Kilchberg bis an sein Ende verblieb, sondern auch deshalb, weil er namentlich in seinem Buch „Jürg Jenatsch" eine stürmischee Periode unserer Landesgeschichte poetisch verklärte und weil er überhaupt die litterarische Bedeutung der Schweiz mit den eben genannten und anderen modernen Schriftstellern auch im Ausland zur Anerkennung und Geltung emporhob.

Konrad Ferdinand Meyer ist verhältnismäßig spät mit seinen Arbeiten an die Oeffentlichkeit getreten. Sogenannte Jugendwerke des im Jahre 1825 geborenen Dichters sind nicht vorhanden. Sein Grundsatz war: „Reif sein ist alles!" und man darf ihm das Zeugnis ausstellen, daß alle seine Werke den Stempel dieses Wahlspruches tragen. Sein erstes Buch „Balladen" erschien 1867, seine „Romanzen und Bilder" 1870, „Huttens letzte Tage" 1871, der bedeutende Roman „Jürg Jenatsch" 1876 u. s. w. Seine schriftstellerische Tätigkeit entwickelte er also erst auf einer Altersstufe, die beispielsweise Schiller, der nur 46 Jahre alt wurde, kaum erreichte. Von seinen weiteren Schriften nennen wir noch außer seinen Gedichten „Die Hochzeit des Mönchs", „Das Leiden eines Knaben", „Die Richterin", „Die Versuchung des Pescara" und „Angelo Borgia". Man könnte Konrad Ferdinand Meyer den Schriftsteller des sogenannten Cinquecento benennen, des 16. Jahrhunderts, jener Glanzperiode der italienischen Kunst und Litteratur, eines Zeitraumes, der auch überreich war an politischen Wechselfällen. Aber es wäre falsch, ihn lediglich als einen Schriftsteller für die vornehme Welt anzusehen. Denn in seinen Werken, insbesondere in seinen Gedichten, findet sich manche Perle volkstümlichen, köstlichen Humors. Wir erinnern nur an sein Gedicht von der päpstlichen Leibgarde:

‚Doch werden wir an den Moneten gekürzt,
Wir kommen wie brüllende Löwen gestürzt."

Seine Gedichte sind Meisterwerke in Form und Empfindung wie z. B. „Das große, stille Leuchten", „Der Pilgerim" und andere.

Wohl am bekanntesten ist bei uns, wie oben bemerkt, sein Roman „Jürg Jenatsch", worin er uns die kraftstrotzende Gestalt des Georg Jenatsch vor Augen rückt, der ursprünglich Theologie studierte und sich später vom „Prädikanten" zum Kriegsmann und Diplomaten entwickelte, der 1621 das Haupt der spanisch-katholischen Richtung Pompejus Planta erschlug, und der 1639 bei einem Bankett durch Mord aus dem Leben geschafft wurde.

Wenn wir den Anteil prüfen, den im 19. Jahrhundert die Schweiz an der Entwicklung und Bereicherung der deutschen Litteratur genommen hat, so wird der Name Konrad Ferdinand Meyers unter den allerersten genannt werden; wir dürfen auch mit Genugtuung feststellen, daß ihm die warme und dankbare Anerkennung nicht vorenthalten wird, so weit die deutsche Zunge klingt. Zehn Jahre sind seit seinem Tode ins Land gegangen. Er soll nicht zu den Vergessenen gehören, und indem die Presse das Volk auf die geistigen Güter aufmerksam macht, und indem sie das Interesse daran weckt und erhält, erfüllt sie nicht bloß eine Pflicht der Dankbarkeit; sie genügt auch einer großen ethischen Aufgabe.

———

Nr. 240.

Zweites Blatt.

Basel.

Allgemeine Schweizer Zeitung

Nekr

Konrad Ferdinand Meyer
zum 12. Oktober 1895.

Der Gedanke an Konrad Ferdinand Meyer, der am Samstag, 12. Oktober sein 70. Lebensjahr vollenden wird, hat den Schreiber dieser Zeilen auf einer Italienfahrt mit besonderer Deutlichkeit begleitet. Durch einen schönen Zufall ist eines der Hauptwerke des schweizerischen Dichters sein Weggenosse nach der ewigen Stadt geworden: im Schaufenster eines Zeitungskiosks war als einer der neuesten Bände der von Treves in Mailand herausgegebenen Biblioteca amena ausgelegt: Giorgio Jenatsch. Una storia dei Grigioni di Corrado Ferdinando Meyer. Traduzione di Maria Preis autorizzata dall'autore con prefazione di Domenico Giuriati e ritratto dell' autore. Der hübsch gedruckte 258 S. starke Band, den das Porträt Meyers schmückt, kostet 1 Lira; die Vorrede von elf Seiten ist überaus warm gehalten; offen und ehrlich bekennt Giuriati, daß „seine Landsleute, im Ganzen genommen, von Meyer und seinen Werken nicht die mindeste Ahnung haben." Von der Uebersetzung der Angela Borgia, der einzigen bis jetzt übertragenen Novelle, könne behauptet werden, daß sie kein Glück gehabt habe trotz ihrer Vortrefflichkeit, weil eben nur Hauptwerke fremder Autoren in Uebersetzung gelesen würden. Ein Hauptwerk Meyers nun sei der Jürg Jenatsch. Von der Arbeit der Maria Preis rühmt Giuriati, sie entspreche, obschon weder von einer Deutschen noch von einer Italienerin herrührend, dem Geist der italienischen Sprache und dem Anspruch auf treue Wiedergabe des Originals.

Wenn Einer, so dürfte gerade Konrad Ferdinand Meyer mit Beachtung und Dank von Seiten der Italiener rechnen: denn wenige Dichter haben wie er den Süden geliebt, haben sich von ihm zu herrlichen Schöpfungen inspirieren lassen. Meyer hat selbst als den stärksten seiner Reiseeindrücke, neben der unwiderstehlichen Anziehung der heimischen Schneeberge, die alte Kunstgröße und den süßen Himmel Italiens bezeichnet; er hat auch an den politischen Schicksalen dieses Landes in unserm Jahrhundert regstes Interesse genommen, nicht zuletzt durch die enge Bekanntschaft mit einem Träger des Einheitsgedankens, dem energievollen Toskaner Baron Ricasoli. Durchgeht man im Geiste die Meyerschen Dichtungen, so stößt man überall auf diese Vorliebe unseres großen Landsmanns für Italiens Geschichte und Kunst. In Verona spielt „die Hochzeit des Mönchs", Dante ist der Erzähler, Poggio giebt die schnurrige Geschichte vom „Plautus im Nonnenkloster" zum Besten, ein ganzer Abschnitt des „Jürg Jenatsch" spielt in der Lagunenstadt, die Geschicke der Angela Borgia führen uns an den glänzenden Tyrannenhof von Ferrara, wo Lucrezia Borgia Hof hält und Ariost singt, in der „Versuchung des Pescara" wechselt die Scenerie zwischen Mailand und Rom; hier ist es vor allem jene wundersame Schilderung von der Audienz der edeln Vittoria Colonna beim Papst Clemens VII. in einer „jener herrlichen vatikanischen Kammern, an deren Dielen und Wänden Raphael die Triumphe des Menschengeistes verherrlicht." Und wie oft glänzt nicht in die Verse hinein der „süße" Himmel Italiens! Da wird in dem 1872 erschienenen kleinen Epos „Engelberg" an einer Stelle vom Süden gerühmt;

Dort rauscht es in den Lorbeerhainen,
Dort lispelt des Oelbaums Silberblatt,
Dort ragt aus ruhmberedten Steinen
Gefügt manch' marmorhelle Stadt.
Dort wogt der Markt von lautem Volke,
Dort wird der Himmel ohne Wolke,
Wo Zinne schwebt und Kuppel thront,
Von Götterbildern still bewohnt.
Dort spielt das Licht durch alle Räume,
Reift Frucht an Frucht der Sonnne Glut,
Und Segel zieh'n wie helle Träume
Durch purpurdunkle Meeresflut.

Und wer in Rom gewandelt ist, der weiß, wie Vergangenheit und Gegenwart hier zu dem Dichter in beredtester Weise gesprochen hat. Schon in der ersten Balladensammlung (1864 bei Metzler in Stuttgart und dann unverändert 1867 bei Haessel, der von da an Meyers Freund und Verleger geblieben ist) findet sich das ergreifende Gedicht „Die Römerin", zeugend von der liebevollen Versenkung Meyers in den Heldengeist des republikanischen Rom. Als „Gesang der Parze" ist diese Ballade, umgegossen und umgemodelt, wie dies Meyer geliebt hat, in die „Gedichte" aufgenommen und in dieser Form allbekannt geworden. Der Marmorsarkophag im Vatikan, der die Nereiden mit den Waffen Achills zeigt, hat den Dichter zu der Phantasie „Der tote Achill" angeregt, und im „Musensaal" läßt er die Musen des berühmten Oktogons im Vatikan Zwiesprache halten. In der Todesvision Papst Julius' II. hat Konr. Ferd. Meyer den glutvollen mächtigen Greis unvergleichlich geschildert, und in dem herrlichen Gedicht „In der Sistina" sehen wir Michelangelo im ergreifenden Gespräch mit dem Gott, dem er an der Decke Gestalt schuf und den er nun zur Arbeit an sich, dem Künstler selbst in Anspruch nimmt. „Auf Ponte Sisto" spricht zu dem Dichter machtvoll die Vergangenheit „dieser unsterblichen Stadt"; aber auch der Gegenwart läßt er hier ihr fröhliches Recht. Und wie plastisch weiß er dann den unvergeßlichen „römischen Brunnen" zu schildern, von dem er singt:

Auf steigt der Strahl und fallend gießt
Er voll der Marmorschale Rund,
Die, sich verschleiernd, überfließt
In einer zweiten Schale Grund;
Die zweite giebt, sie wird zu reich,
Der dritten wallend ihre Flut,
Und jede nimmt und giebt zugleich
Und strömt und ruht.

Wenn irgend ein Wort, so leiht das Vermächtnis Ludovico Moros an Morone zu Loches einem Herzensgedanken Konr. Ferd. Meyers Ausdruck: „Ich glaube nicht, daß mein Italien untergeht, denn es trägt Unsterblichkeit in sich."

Den schweizerischen Dichter sub specie Italiae zu betrachten, wer wird es dem Schreiber verargen, zu dem in diesen letzten Tagen Roms Größe und Herrlichkeit gesprochen hat, und der nun aus der Ferne dieses bescheidene Gedenkblatt zum Geburtstage des Dichters beisteuert? Ich weiß wohl, es würde an diesem 12. Oktober noch so Vieles zu sagen sein vom Dichterwerk unsres Konr. Ferd. Meyer: von der Kunst seiner Personenschilderung, von der Leuchtkraft seines sprachlichen Kolorits, von der unglaublichen Präzision und Trefflichkeit seines Stils, von der Gedankentiefe dieses hochgebildeten Geistes. Das alles wissen die Leser dieses Blattes so gut als ich. Und das Lebensbild? Wenigen ward es, wie unserm Landsmann, vergönnt, so harmonisch und ruhig, ohne alle die Sorgen des Tageserwerbs sich auszubilden und auszureifen; darin ist er Goethe vergleichbar. Erst im vollen Mannesalter ist er hervorgetreten, dann aber fiel vom Baum seiner Dichtkunst eine goldene Frucht um die andere, runde, volle Kunstwerke. Erst das nahende Alter legte tiefe Schatten auf diesen sonnigen Lebensweg; heute steht Konr. Ferd. Meyer in stiller Zurückgezogenheit aller litterarischen Produktion ferne und sein Interesse an der Außenwelt ist sozusagen erloschen... Wenn sich trotzdem in diesen Tagen die Blicke Vieler nach dem idyllischen Kilchberg richten, so geschieht dies in warmem Dank für das Schöne und Herrliche, was diese einst kraftstrotzende lebensfrohe Persönlichkeit ihnen geschenkt hat; vor ihrem Auge steht das Bild des Mannes, wie es Karl Stauffer radiert hat. Diesem Konrad Ferdinand Meyer, dem Meister der historischen Novelle, dem Künstler auf dem Gebiete fein empfindender und gestaltender Lyrik, gilt dieser Gruß aus der ewigen Stadt.

t.

M ..... № .....

ARGUS SUISSE DE LA PRESSE S.A.

Schweizer Argus der Presse A.G.

GENÈVE — 23, Rue du Rhône, 23 — GENF

Adr. télégr.: Coupures Genève. — Téléphone 4005.

Bureau de coupures de journaux sur tous sujets et personnalités. Traductions en toutes langues. Travaux de rédaction.

Bureau für Zeitungsausschnitte, Personalnachrichten, Uebersetzungen.

CORRESPONDANTS: — VERTRETUNGEN:

Paris, Berlin, Vienne, Londres, Roma, Christiania, Buda-Pest, Boston, Amsterdam, New York, Mexico.

Journal: Leipziger Tageblatt Leipzig

Adress

Date: 28 NOV 1908

ZENTRALBIBLIOTHEK ZÜRICH

Vol

Belgau.

* **Eine Autobiographie Conrad Ferdinand Meyers.** Der berühmte Schweizer Dichter C. F. Meyer, der heute vor zehn Jahren gestorben ist, nachdem er eine schwere geistige Erkrankung, die ihn im Jahre 1892 betraf, nur halb überwunden hatte, schrieb in der Höhe seines Schaffens eine kleine Autobiographie, die merkwürdigerweise fast unbeachtet geblieben ist. Nachdem er von den inneren Kämpfen seiner jugendlichen Entwickelung und von den Einflüssen, die französische Kultur und französisches Wesen auf ihn gewonnen hatten, gesprochen hat, ist in diesen Aufzeichnungen von seinem Eintritt in die literarische Laufbahn die Rede, der bekanntlich überaus spät, nämlich erst mit seinem neununddreißigsten Lebensjahre, in dem er die „Zwanzig Schweizer Balladen" herausgab, erfolgt ist. Diese Aufzeichnungen sind um so wertvoller, als Meyer sich seinen Korrespondenten gegenüber über seine Werke sehr schweigsam verhielt. Er hat nur ganz gelegentlich zu seinem langjährigen Freunde und Biographen Adolf Frey von seiner Arbeitsweise und den Menschen und Dingen, die ihn dichterisch besonders reizten, geplaudert und ihm gegenüber besonders seine souveräne Freiheit betont, mit der er mit geschichtlich feststehenden Tatsachen umspringe. Interesse verdient seine Mitteilung, daß er dank seinen eifrigen historischen Studien, die ihn mit dem Geiste der Jahrhunderte vollständig vertraut machten, imstande gewesen sei, seine historischen Novellen und Erzählungen zu schreiben, ohne je ein Buch nachzuschlagen. Der Passus, in dem er von seiner literarischen Laufbahn erzählt, lautet nun folgendermaßen: „1868 beklagte sich einer meiner Genfer Bekannten, Ernst Naville, der jetzt Mitglied des Institut de France ist und damals in Genf populärwissenschaftliche Vorlesungen hielt, welche in viele Sprachen übersetzt wurden, über die Mangelhaftigkeit der deutschen Ausgabe der ersten dieser „Reden" und ersuchte meine Schwester, die nächste unter meiner Führung zu übersetzen. Das Büchlein erschien bei H. Haessel in Leipzig. Im folgenden Jahre besuchte mich dieser, und wir wurden Freunde. Er verlangte von mir etwas Selbständiges zum Druck. Schon 1864 waren bei Mettler in Stuttgart durch Verwendung Gustav Pfizers 20 Balladen erschienen. Ich gab Haessel ein neues Bändchen, das er unter dem Titel „Romanzen und Bilder" 1870 gedruckt hat. 1870 war für mich das kritische Jahr. Der große Krieg, der bei uns die Gemüter zwiespältig aufgeregt, entschied auch einen Krieg in meiner Seele. Von einem unmerklich gereiften Stammesgefühl ergriffen, tat ich bei diesem weltgeschichtlichen Anlaß das französische Wesen ab, und innerlich genötigt, dieser Sinnesänderung Ausdruck zu geben, dichtete ich „Huttens letzte Tage". Ein zweites Moment dieser Dichtung war meine Vereinsamung in der eigenen Heimat. Die Insel Ufenau lag mir sehr nahe, und ebenso nahe lag es meinem Gemüte, den dort einsam gestorbenen Hutten als meinen Helden zu wählen. „Huttens letzte Tage" erschienen 1871 und fanden ein Publikum. 1872 folgte „Engelberg", ein schon früher entstandenes und liegen gebliebenes Idyll. Längst hatte mich eine historische Gestalt, die größte der Bündnergeschichte gefesselt. Bünden war mir durch wiederholte und lange Sommerfrischen sozusagen Schritt um Schritt bekannt und in seinen Chroniken war ich so heimisch als möglich. Nachdem ich mich lange spielend mit dem Stoffe beschäftigt hatte, schrieb ich unter den Kastanienbäumen meiner Wohnung in Meilen den Roman „Jürg Jenatsch". Mit dem französischen Historiker Augustin Thierry hatte ich mich schon in Lausanne viel beschäftigt und die „Récits des temps mérovingiens" ins Deutsche übersetzt. Aus der „Histoire de la conquête de l'Angleterre" war mir die rätselhafte Figur des Thomas Becket entgegengetreten und ich habe so lange an ihr herumgebildet, bis sie mir fast quälend vor den Augen stand. Ich entledigte mich dieses Phantoms durch den „Heiligen". Die Novelle erschien 1880, 1882 brachte die „Gedichte", wo die meisten Balladen und Romanzen sich umgeschmolzen wiederfinden. Vier „kleine Novellen" (Das Amulet, Der Schuß von der Kanzel, Plautus im Nonnenkloster, Gustav Adolfs Page) erschienen 1883. Meine neuesten Werke sind: Das „Leiden eines Knaben" und die „Hochzeit des Mönchs". 1880 hat mir die Universität meiner Vaterstadt den Doctor honoris causa gegeben." L.

M ..... No .....

ARGUS SUISSE DE LA PRESSE S. A.
Schweizer Argus der Presse A. G.
GENÈVE — 23, Rue du Rhône, 23 — GENF
Adr. télégr.: Coupures Genève — Téléphone 4005

Bureau de coupures de journaux sur tous sujets et personnalités.
Traductions en toutes langues. Travaux de rédaction.

Bureau für Zeitungsausschnitte, Personalnachrichten, Uebersetzungen

Nekr

CORRESPONDANTS: — VERTRETUNGEN:
Paris, Berlin, Vienne, Londres, Rome, Christiania, Buda-Pest, Boston, Amsterdam, New-York, Mexico.

Journal: Der Landbote Winterthur
Adresse:
Date: 6 DEC 1908

VOIR AU

ZENTRALBIBLIOTHEK ZÜRICH

Ein unbekanntes Gedicht von C. F. Meyer.

Das zweite Novemberheft der Zeitschrift „Wissen und Leben", das Conrad Ferdinand Meyer gewidmet ist und aus Anlass des 10. Todestages des Dichters (28. November) mancherlei Beiträge über ihn brachte, enthielt auch ein bis heute fast unbekanntes Gelegenheitsgedicht des Poeten. Es ist für eine Gedächtnisfeier zu Ehren von Ignaz Heim (1818 bis 1880) geschrieben, des volkstümlichen Chorkomponisten und eifrigen Sammlers von Liedern. Meyer erklärte sich auf Wunsch des Präsidenten des Männerchors Zürich bereit, einen poetischen Epilog für die geplante Feier zu dichten, und schlug vor, das Volkslied selbst, in Gestalt eines schlichtgekleideten Mädchens, auftreten zu lassen. So geschah es denn auch: Das „Lied" erschien auf der Bühne und sprach Meyers Gedicht. Wir geben aus dem prächtigen Poem folgende Verse wieder:

„Ich bin das Lied und fahre hoch und hell
Durch alles Land, der Lenz ist mein Gesell.
Ich bin der Lerchentriller tief im Blau'n.
Ich bin der Glockenschlag im Abendgrau'n.
Ich wand're mit dem Heerdgeläut vorbei
Langsam. Ich bin das Echo der Schalmei.
Ich bin das Klingen, das die Nacht durchzieht,
Die Seele der Natur, ich bin das Lied!

Mir angeboren ist der Freude Laut,
Auch dunkle Sehnsucht ist mir wohl vertraut,
Und bin ich schweren Mutes, bin ich bang,
Ist's wieder nur des Lebens Ueberdrang.
Ich bin ein tapfer unverzärtelt Kind,
In meinen Haaren spielt der Bergeswind;
Mein unbedacht und voll empfindend Herz
Erträgt die höchste Lust, den tiefsten Schmerz.

Doch bin ich nicht der Laut der Seele nur,
Und nicht allein die Sprache der Natur,
Ich bin der Ton, der Beide sie verbindet,
In Alp und Firn das Vaterland empfindet;
Ich bin das Heimweh — das die Heimat misst,
Auch wenn sie nicht ein Land der Freien ist;
Doch ist sie durch das Blut der Väter frei,
Bin ich ein hell gejubelt Feldgeschrei!"

M _____ N° _____

ARGUS SUISSE DE LA PRESSE S.A.

Schweizer Argus der Presse A.G.

GENÈVE — 23, Rue du Rhône, 23 — GENF

Adr. télégr. : Coupures Genève. — Téléphone 4005

Bureau de coupures de journaux sur tous sujets et personnalités, Traductions en toutes langues. Travaux de rédaction.

Bureau für Zeitungsausschnitte, Personalnachrichten, Uebersetzungen.

CORRESPONDANTS : — VERTRETUNGEN :

Paris, Berlin, Vienne, Londres, Milan, Christiania, Budapest, Boston, Amsterdam, New-York, Mexico.

Journal : Schwizerhüsli

Adresse : 8 - DEC 1908

Date : Liestal

VOIR AU VERSO

ZENTRALBIBLIOTHEK ZÜRICH

Tarif Fr. 9.80 par coupure — per Ausschnitt

Tarif réduit, paiement d'avance, sans période de temps limité.	par	50	coupures. . . .	Fr. 13.50
	»	100	»	» 25.—
Ermässigter Tarif. Vorausbezahlung ohne bestimmten Ablaufstermin	»	250	»	» 55.—
	»	500	»	» 105.—
	»	1000	»	» 200.—

On traite à forfait, au mois, au trimestre, à l'année.
Zeit-abonnements (1/4 1/2 1/1 Jahr) nach spezieller Vereinbarung

Nekr M37

„So nimm dich in acht, um Gott's Wille!" mahnte Regini — als der Mann die Arbeitsjoppe vom Nagel herunternahm, der Lump wird di scho ufpasse! Blieb deheime!"

Der Sandro zuckte gelassen die Schulter. „No, muese i hüte Wasserröhreleitig inalegga im Fahrlikeller una, botz sagramento — hane keini Angst, solle nur go, fuule Gärli, Polizia in Logg ina stegga, fui Daisi!"

„Der Herr ist mit dir . . . bitt für uns . ." betete das Ageli in der Nekenstube — dann trollte sich die ganze Kinderbande dorfeinwärts, der Schule zu.

„Gott's liebe Name! so gang du!" sagte das Regini mit dem ihr eigenen Gleichmut.

Ob er den Baum wirklich gefällt hatte? Ja, wer wußte es? Keiner gestand die Tat . . . Es gab auch viele Nachtbuben im Dorf, die im trunkenen Zustand ihren Tatendurst an unschuldigen Stämmen ausließen, und der Hundlimatter war nicht beliebt . . .

Als der Bonaventuri abends nicht heimkehrte, bangte sein Weib und ließ die Gofen den Rosenkranz herunterleiern.

(Schluß folgt.)



s Lölschental, von Faldum aus. (Phot. Mummentaler).

Conrad Ferdinand Meyer.

(Zum 28. November 1908).

Am 28. November 1898 ging die Trauerkunde durch das Schweizerland, einer der besten und größten seiner Männer sei dahin — Conrad Ferdinand Meyer. Auf seinem reizenden Landgut in Kilchberg am Zürichsee, dem er zeitlebens treu geblieben, hatte der Altersmüde in stiller Zurückgezogenheit seinen Lebensabend verbracht; nur hin und wieder war durch den Mund eines seiner Freunde Kunde zu dem Dichter gedrungen von der Anerkennung und Verehrung, die in der Schweiz und in Deutschland immer mehr Meyers Persönlichkeit und seinen Werken gezollt wurden. Und heute, nachdem der Dichter zehn Jahre tot, wer hätte seinen Namen nicht gehört? Seit seinem Tod ist sein Ruhm stets gewachsen. Lebendig schreitet er gleichsam unter uns. Sein Geist wirkt fort, seine Seele füllt, erhebt und erfreut unsere Seelen.

Als Sohn des Regierungsrates Ferdinand Meyer wurde Conrad Ferdinand am 12. Oktober 1825 in Zürich geboren. Nach der Gymnasialzeit, der C. F. Meyer seine gründliche Kenntnis der klassischen Sprachen verdankt, wandte er sich zum Studium der französischen Literatur nach Lausanne und Genf. Nach Zürich zurückgekehrt, ergriff er das Rechtsstudium. Dieses befriedigte jedoch den Jüngling keineswegs; er wandte bald den Kollegien den Rücken und führte ein ungebundenes, freies Leben ohne eigentliches Ziel. Der Vater war schon 1839 gestorben. Der Tod der Mutter, die dem Sohne jede Freiheit gelassen, erfolgte 1856. Von nun an finden wir Conrad Ferdinand bei seiner Schwester, mit der er fast

zwanzig Jahre zusammenlebte bis zu seiner im Jahre 1875 stattgehabten Verehelichung mit der Tochter des Obersten und Regierungsrates Ziegler. Eine lange Hochzeitsreise führte Meyer nach Südfrankreich und auf die Insel Korsika. Schon früher war dem Dichter das Reisen, das Wandern Bedürfnis. Besonders die Schweizeralpen zogen den mutigen Bergsteiger an, aber ebenso sehr der helle Himmel Italiens. Die Natureindrücke, besonders des kunstgeweihten Südens lösten den Dichter in ihm aus. Er suchte, was sein Auge geschaut und sein Herz empfunden, dichterisch zu gestalten, als er ins Heimatland zurückkam und in Kilchberg sein Landgut bezog. Nicht schnell und flüchtig war Meyer bei der Ausarbeitung seiner Dichtungen; er arbeitete langsam, aber gewissenhaft. Stilistische Ausführung und künstlerische Abrundung durften nie fehlen; denn er dachte hoch von dem Beruf eines Dichters. Edel und vornehm wie seine Person ist alles, was er bot.

Die erste Veröffentlichung Meyers waren 20 Balladen, ihnen folgten später (1870) „Romanzen und Bilder". Die erste größere Dichtung C. F. Meyers sind „Huttens letzte Tage", die Tragödie eines Kämpfers, den die Zeit nicht versteht und der die Zeit nicht versteht. Das populärste Werk des Dichters aber ist sein „Jürg Jenatsch". Diese größte Gestalt der Bündnergeschichte hat Meyer so fein zu entwickeln verstanden, daß wir überall das Handeln des Helden begreifen und er uns immer nahe steht, vom furigen Pfarrer in Scharans bis zum Verräter an Herzog Rohan von Frankreich. Ebenso scharf sind die übrigen Figuren des Romans gezeichnet, besonders die edle Frauengestalt der Lucrezia. Packende, überwältigend wirkende Bilder sind eingeflochten.

Im „Amulet" spielt sich auf einem ergreifend geschilderten, großen historischen Untergrund eine Liebesgeschichte ab. Die Pariser Bluthochzeit steht düster im Hintergrund der mit erstaunlicher Sicherheit gezeichneten Gestalten. Eine köstliche Schnurre ist „Der Schuß von der Kanzel". Den Sieg des freien Geistes über die Nacht des Aberglaubens stellte Meyer klar und sicher in „Plautus im Kloster" dar. Eine hübsche Novelle oder historische Idylle ist Meyers „Gustav Adolfs Page", während in den „Leiden eines Knaben" das ergreifende Drama eines Kindes an uns vorüberzieht. Die „Hochzeit des Mönchs" bietet der Dichter in einem besonders fein geschnitzten Rahmen, in dem er die Geschichte dem italienischen Meister Dante in den Mund legt, der sie an einem Herdfeuer in Verona aus einer Grabschrift entwickelt. In der „Richterin" führt uns der Künstler wieder ins Bündnerland; Sage, Aberglaube, Geschichte, Schuld und Strafe sind zu einem mächtig wirkenden, allerdings etwas düstern Ganzen verwoben.

Auf die größern Werke Meyers: „Der Heilige", „Die Versuchung des Pescara" und „Angela Borgia" näher einzutreten, würde zu weit führen. In allem bewundert man die Feinheit, Schärfe und Eindringlichkeit, mit der uns Meyer seine Gestalten zu charakterisieren versteht und zuweilen mit einem zauberischen Flor umwebt.

Das stille Leuchten und Klingen, das durch seine Lieder zittert, mögen folgende Proben zeigen:

Ewig jung ist nur die Sonne.

Heute fanden meine Schritte mein vergeß'nes Jugendtal,
Seine Sohle lag verödet, seine Berge standen kahl.
Meine Bäume, meine Träume, meine buchendunkeln Höh'n —
Ewig jung ist nur die Sonne, sie allein ist ewig schön.

Drüben dort in schilf'gem Grunde, wo die müde Lache liegt,
Hat zu meiner Jugendstunde sich lebend'ge Flut gewiegt.
Durch die Heiden, durch die Weiden ging ein wandernd Herdgetön,
Ewig jung ist nur die Sonne, sie allein ist ewig schön.

* * *

Der Reisebecher.

Gestern fand ich, räumend eines langvergeßnen Schrankes Fächer,
Den vom Vater mir vererbten, meinen ersten Reisebecher.
Währenddeß ich, leise singend, reinigt' ihn vom Staub der Jahre,
War's, als höbe mir ein Bergwind aus der Stirn die grauen Haare,
War's als dufteten die Matten, drein ich schlummernd lag versunken,
War's, als rauschten alle Quellen, draus ich wandernd einst getrunken.

* * *

Requiem.

Bei der Abendsonne Wandern
Wann ein Dorf den Strahl verlor,
Klagt sein Dunkel es den andern
Mit vertrauten Tönen vor.

Noch ein Glöcklein hat geschwiegen
Auf der Höhe bis zuletzt.
Nun beginnt es sich zu wiegen,
Horch, mein Kilchberg läutet jetzt!

C. F. Meyer.



Journal: Königsberger Hartungsche Ztg. Königsberg
Adresse:
Date: 13 DEC 1908

VOIR

Konrad Ferdinand Meyer in seinen Briefen.

Neh M37

ZENTRALBIBLIOTHEK ZÜRICH

Von Ad. Teutenberg-Zürich.

(Nachdruck verboten.)

Wenn es eine allgemeine Wahrheit ist, was Goethe von Briefen als Dokumenten des Persönlichen einmal sagt: daß sie „deshalb so viel wert sind, weil sie das Unmittelbare des Lebens aufbewahren" —, so ist den Freunden der Muse Konrad Ferdinand Meyers nunmehr sein Unmittelbarstes geschenkt worden. Der langjährige Freund und Vertraute des Dichters, Professor Adolf Frey, hat soeben einen überaus reichen Schatz an Briefen des Meisters in zwei prächtig ausgestatteten Bänden vorgelegt. („Briefe Konrad Ferdinand Meyers, nebst seinen Rezensionen und Aufsätzen, mit vier Bildern und acht Handschriftproben, herausgegeben von Adolf Frey; H. Häsel Verlag, Leipzig), die in verschwenderischer Fülle klärende und verklärende Lichter um die edle Gestalt des Dichters und Menschen spielen lassen und sein fortlebendes Andenken unendlich bereichern und verschönern. Es ist insbesondere der Künstler Meyer, will sagen der schaffende Künstler, dessen Züge in diesen Briefen schärfer und deutlicher hervortreten — Züge einer gar nicht einfachen, aber überaus bedeutenden und ehrfurchtweckenden Dichterpersönlichkeit, die festzuhalten oder nachzuentwerfen sich um so eher rechtfertigt, als in diesen Tagen der Todestag des Meisters zum zehnten Male sich jährt .... Meyer gehört nicht zu den weitbekannten und meistgelesenen Autoren. Seine Werke haben noch längst nicht die Welt erfüllt. wennschon sie den historischen Wert gesicherten Kulturbesitzes haben und den langen Atem der Ewigkeit .... Um so angemessener erscheint es, der Charakteristik des Dichters eine Charakteristik seiner Werke voranzustellen. Dieser Bemühung kommt Meyer selbst in seinen Briefen sehr entgegen: er zeigt sich hier — und es liegt darin nicht die geringste Bedeutung der großen Edition Adolf Freys — als der Interpret seiner Dichtungen, der sich in kürzeren oder längeren Darlegungen über ihre formale sowohl wie über ihre gehaltliche Beschaffenheit verbreitet.

Man weiß, daß Konrad Ferdinand Meyer, der bis ins 45. Lebensjahr seine dichterische Sprache nicht finden konnte, mit seinem Erstling „Huttens letzte Tage", einer Versdichtung von wundervollem Stimmungsgehalt und golden-schönem Farbenglanz, sich den ungeteilten Beifall des damals siegreichen und politisch neu erstandenen Deutschland schnell erwarb. Die Dichtung ist nach des Schöpfers Worten „aus drei Elementen geboren: aus einer jahrzehntelang genährten, individuellen Lebensstimmung, dem Eindruck der heimatlichen, mir seelenverwandten Landschaft und der Gewalt großer Zeitereignisse. Alle drei gewannen ganz von selber Gestalt in meinem Helden". Die Dichtung, die eigentlich eine Summe von monologischen Bekenntnissen des auf der Insel Ufenau im Zürichsee seinem Ende entgegengehenden Hutten ist, zieht „das verwegene Leben" des kühnen Streiters „in den Rahmen seiner letzten Tage" zusammen, „diese füllend mit klaren Erinnerungen und Ereignissen, geisterhaft und symbolisch, wie sie sich um einen Sterbenden bewegen, mit einer ganzen Skala von Stimmungen: Hoffnung und Schwermut, Liebe und Freude, heiliger Zorn und Todesgewißheit". Es sind „die Gefühle eines Einsamen", die Meyer in Huttens Selbstgesprächen zu Worte kommen läßt — er „kannte sie zur Genüge", wie er in den Briefen bekennt, und war auch, gleich Hutten, „Ghibelline von jung an".

Von blasserer Farbe und zarterem Ton ist das lyrische Epos „Engelberg", das nach Meyers Worten „ein typisches Trauerschicksal, eine Art mittelalterlicher Psyche" behandelt. Der Dichter pflegte dieses Werkchen mit Vorliebe und Absicht den Frauen seines Bekanntenkreises zu schenken. Nicht besser hätte er jenes charakterisierende Wort symbolisch verstärken können: Die Dichtung singt von der Tragik des Frauenlebens, die in die Verlassenschaft der Mutter auszuklingen pflegt ... Noch eine andere Dichtung widmete Meyer gern der Frau: „Das Leiden eines Knaben" — jene Novelle, die in gedämpften, aber um desto ergreifenderen Tönen schildert, wie ein stillverschlossener junger Mensch in einer Jesuitenschule Ludwigs XIV. zu Tode gequält wird. Meyer hatte, wie diese Gefühlsäußerungen zeigen, nicht die moderne Auffassung der Frau. Aber er kannte darum doch das Weib in der Naturgewaltigkeit seiner Triebe und in der Zähigkeit seiner Selbsterhaltung: wovon die beiden Novellen „Die Richterin" und „Angela Borgia" gewaltig Zeugnis ablegen. Die erstere schildert die Selbstentlarvung eines verbrecherischen Weibes in einem Zeitalter wilderer Sitten und ungebändigteren Lebens" (Karls des Großen Zeit). „Es ist das arbeitende Gewissen", bezeugt der Dichter, „das die Richterin überwältigt", so daß „die immanente Gerechtigkeit", die Meyer als den „Grundgedanken" bezeichnet, zuletzt triumphiert. Die Renaissance-Novelle „Angela Borgia" hat nach dem Dichter zum Gegenstand „das Gegenüber zweier Frauen nach der Art der Italiener, die eine mit zu viel, die andere mit zu wenig Gewissen". Meyer hätte auch sagen können, daß er hier die Frau in ihrer gesteigerten edlen Weiblichkeit und die Frau in ihrer Entartung behandelt habe — womit freilich das überreiche Geschehen in dieser von Ungebundenheit, Kraft und Gewaltsamkeit strotzenden Novelle weitaus nicht erschöpft ist. Wie diese Angela Borgia, so spielen auch die „Die Hochzeit des Mönchs" und „Die Versuchung des Pescara" auf italienischem Boden. Die erstere Novelle erzählt das tragische Schicksal eines Mönchs, der, von seinem sterbenden Vater zur Fortpflanzung seines Geschlechtes verpflichtet, unter den Zubereitungen zur Heirat mit der ihm bestimmten Braut von einer jäh aufflackernden Leidenschaft zu einer anderen ergriffen wird, dieser Leidenschaft nachgibt und von der beleidigten Verwandtschaft ermordet wird. Der Dichter nennt diese dem großen Dante in den Mund gelegte Novelle nicht zu Unrecht eine „shakespearisierende", die ihm „ein bisher à la Markart geraten" und deren Form nach den alten Italienern gestaltet sei. Auf dem Kulturboden der Renaissance steht wieder „Die Versuchung des Pescara" — rein technisch wohl das vollendetste Werk des Dichters. Der Held Pescara, der Sieger von Pavia (1525) wird von der antispanischen Liga: Rom, Mailand, Venedig in Versuchung geführt, von seinem König Karl V. abzufallen und Italien von der Fremdherrschaft zu befreien. Aber der Versuchte ist nicht mehr versuchbar: der Tod sitzt ihm in der verwundeten Brust, er muß sterben und stirbt auch, nachdem er, ein treuer Diener seines Herrn, einen letzten Sieg für seinen König davongetragen. Meyer durfte von dieser Novelle, die die bedeutendsten Persönlichkeiten der Zeit in ihren Kreis zieht und auf dem bewegten Grunde ihrer welthistorischen Begebenheiten spielt, wohl sagen: es stecke „viel Renaissance und noch einiges andere" darinnen. Er durfte es auch wohl die „großen Momente" nennen, was er als das bemerkenswerte davon aufzählt: „Die männlich-rührende Ergebung des Helden in sein Los; die Veredelung seines Charakters durch die Nähe des Todes; die Aufregung und leidenschaftliche Bewegung einer ganzen Welt um einen schon nicht mehr Versuchbaren; die Fülle von Zeitgestalten; die Symbolik: das sterbende Italien bewirbt sich unwissentlich um einen sterbenden Helden."

Einen ähnlich großen historischen Hintergrund hat „Das Amulett: diesmal die Stadt Paris in der Bartholomäusnacht. Der Novelle, die als solche Meyers erster Versuch ist, liegt als Motiv eine sozusagen religionspsychologische Wahrheit zugrunde: ein Amulett kann den, der daran glaubt, nicht retten — bewahrt aber den Ungläubigen vor dem Tode. So daß die psychologische Beeinflussung, die man von dem festen Glauben an seine wunderwirkende Kraft erwarten könnte, ironisiert wird. Ein Ironiv durchaus heiterer Art lebt in des Dichters zierlicher Facette „Plautus im Nonnenkloster": ein diebischer höherer Kleriker (Poggio) pirscht in einem Nonnenkloster, in dem es nicht wenig skandalös hergeht, nach einem wertvollen Kodex des römischen Schriftstellers Plautus und kommt dabei der betrügerischen Oberin (Brigittchen) auf allerlei Schliche, wodurch er ein wackeres, zum Klosterdienst gepreßtes deutsches Mädchen (Gertrude) vor dem lebendigen Begrabenwerden (als Nonne) rettet und die Arme dem Leben und der Liebe wiederschenkt. Bei aller Heiter-

Journal: Königsberger Hartungsche Ztg. Königsberg
Adresse:
Date: 20 DEC 1908

VOIR

Konrad Ferdinand Meyer in seinen Briefen.

ZENTRALBIBLIOTHEK ZÜRICH

Von Ad. Tentenberg-Zürich.

(Nachdruck verboten.)

(Schluß aus Nr. 585.)

Naturmensch und Kulturmensch, die sich hier in ihrer prachtvollen Nacktheit und vielfachen Verdecktheit gegenüberstehen, vereinigt Meyer in seiner bestgelungenen Kolossalgestalt: dem Jürg Jenatsch. Er nennt diesen, der, von rasender Vaterlandsliebe getrieben, „mit französischer Hilfe sein Vaterland von den Oesterreichern rettete und mit österreichischer von den Franzosen", einen „Menschen von reichstem Temperament, wild und schlau. Weltmann und Naturmensch, um die Mittel nie verlegen, aber von großartiger Vaterlandsliebe". Als den Konflikt der Novelle bezeichnet Meyer den „von Recht und Macht, Politik und Sittlichkeit; auch die Frage von Religion und Konfession muß von allen Seiten beleuchtet werden." Die Stadt Zürich, als Hintergrund, stellt sich Meyer dar als „damals schon zivilisierter, aber schon mit einem leichten Anflug von Zopf"; es würde „die ungesuchten Gegensätze der politischen und militärischen Ehre zu dem Abenteurer, und der Philisterei zu der genialen Kraft bieten". . . . „Viel Humor wird der Gegensatz deutschen und italienischen Lebens, zürcherischer Steifheit und südlicher Leidenschaftlichkeit in das sonst so ernste Buch bringen." Ueber die Zeitverhältnisse bemerkt der Dichter: „Das der Poesie so überaus günstige Verlaufen einer großartigen, rohen Zeit in eine gebildetere und flachere, die Verwandlung der religiösen Bewegung im 16. Jahrhundert in die politische des 17., kurz die Anfänge des modernen Menschen wären interessant zu behandeln."

Diese Interpretationen Konrad Ferdinand Meyers sind deswegen so wichtig und interessant, weil sie nicht nur Beiträge zum rechten Verständnis seiner Werke, sondern vor allem auch Beiträge zum Verständnis seiner Individualität als Dichter sind. Man ersieht aus diesen Aeußerungen — und insbesondere aus denjenigen über den Jürg Jenatsch, die vor der Niederschrift und unmittelbar nach der Konzeption gegeben sind! — erstlich, mit wieviel klarbewußtem Kunstverstand Meyer das in der Phantasie Erschaute zu verkörpern pflegte. Der Kunstverstand hat in seinem Schaffen, möchte man sagen, die Führung. Er „zerdenkt" sich fast an seinen Stoffen, „in Erwartung des Moments, wo ich mich, nach völliger Durchdenkung derselben, dem Instinkt überlassen kann". . . . Er muß mit seinen Stoffen „mühsam ringen", wenn er ihnen „ihren Wert" geben will. Aus dieser Mittätigkeit des Verstandes in seiner Produktion erklärt sich aber nicht zum geringsten Teile die einzig dastehende Formvollendung der Meyerschen Kunstwerke. Man weiß, er ist der Meister einer höchst ökonomisch zu Werke gehenden Technik, die mit den kleinsten Mitteln größte Wirkungen erzielt — man steht vor seinen Dichtungen wie etwa ein Ingenieur vor einem kunstvoll geschaffenen Wunderwerk der Technik steht, das mit höchster Zweckmäßigkeit und mit dem raffiniertesten Kalkül in der Wahl der Mittel höchste Schönheit verbindet. Man bewundert die groß gedachte Anlage, die exakte Durchführung, die Harmonie des Ganzen mit seinen Teilen, man hat sein Entzücken an der Sauberkeit und Helligkeit der Kleinteile, die man hinter dem schönen Schwung der großen Linie hervortreten sieht. Alles, was man an der formalen Beschaffenheit der Kunst Konrad Ferdinand Meyers zu rühmen pflegt, ist der bewußt planenden Mittätigkeit seines eminenten Kunstverstandes zuzuschreiben: der epigrammatische Stil; die gehaltene, mehr andeutende als ausführende Kürze in der Dialogisierung und Charakterisierung, ja selbst in der Natur- und Zustandsschilderung; der strenge und energische Aufbau der Komposition; das geistvolle Spiel mit symbolistischer Parallelisierung; und endlich die kunstvolle Verwendung der sogenannten Rahmenerzählung, die die Begebenheit, anstatt sie selbst vorzutragen, einer historischen oder beliebig erfundenen Person in den Mund legt.

Falsch wäre es nun aber, wollte man das Ueberwiegen der Verstandestätigkeit, die sich bei Meyer dem Stilkünstler so deutlich verrät, einer einseitigen intellektuellen Beanlagung zuschreiben, die ihre Kunst ergrübele — ergrübele ohne den Anreiz persönlichen Erlebens und den mitarbeitenden Instinkt des künstlerischen Schöpfertriebes. Daß hieße die Natur Meyers verkennen, in der sich intuitiver Instinkt und bewußte Reflexion durcheinandermischen. Er selbst hat es gegenüber Vorhaltungen über seine „Manier", seine artistenhafte Pinselführung, seine künstliche Zubereitung u.s.w. auch in den Briefen wiederholt bekannt, daß diese verstandesmäßige Gestaltung zu ihm gehöre als ein Stück seiner Natur. „Das starke Stilisieren", schreibt er einmal, „und die künstlich zubereiteten Wirkungen müssen mir wohl im Blute stecken. Sie glauben nicht, wie instinktiv ich gemeiniglich verfahre." Und ein andermal, an Spitteler: „Wissen Sie, lieber Herr, daß Sie mir meine Manier ein bischen verleiden? Wenn ich auch meine Meinung sagen darf, so finde ich: ein starker Faktor meiner Sachen ist die Länge der Zeit (3, 5, 10 Jahre), während welcher meine bildende Kraft sich mit denselben beschäftigt, ganz mühelos, aber unablässig, vegetativ sozusagen, aber doch mit latentem Verstande, durchaus zweckmäßig. Bildet die Natur nicht auch instinktiv-teleologisch?" . . . Man kann es hiernach verstehen, daß Meyer der Verarbeitung des geschichtlichen Rohstoffs durchaus nicht die verstandesmäßige Mühewaltung angedeihen ließ, als man von ihm, dem Meister der historischen Novelle, wohl erwarten könnte. Das Detail, die äußerliche Wahrheit in Kostüm und Tatsachenwiedergabe bekümmerte ihn wenig. „Ohne System, instinktiv" schreibt er Spitteler, „liegen bei mir immer 5—10 Jahre zwischen Komposition und historischer Lektüre . . . Aus dem Wuste (des Gelesenen) arbeitet sich dann von selbst im Laufe der Jahre irgend ein Novellchen heraus . . . Stoffe habe ich nie gesucht, noch je sogenannte Vorstudien gemacht." Die Verstandesarbeit Meyers galt durchaus nur der künstlerischen Herausgestaltung dessen, was er als starkes Erlebnis in sich trug.

Das innere Erlebnis nun, das Meyer zum künstlerischen Offenbaren trieb, ist ein Gedankenerlebnis. Er gehört nicht zu den Dichtern, die in unmittelbarer Anlehnung an ihr gelebtes Leben bekennen, wenn es sie zu künstlerischer Gestaltung drängt. Meyer ist eine Reflexionsnatur, deren Erleben nicht an die Umgebung, an die Gegenwart anknüpft, sondern aus der Welt der Ideen ihre Kraft und Nahrung zieht. Hier, im Reiche der „Ideen", die er durch seine Werke zu „realisieren" strebt, ist sein Lebensgebiet. Dies aber ist die zweite Einsicht, die aus den oben mitgeteilten Aeußerungen des Dichters über seine Werke und aus der kurzen Charakteristik dieser Werke abzulesen ist.

Als tragisch und heroisch gestimmte Natur, die an der unzulänglichen Wirklichkeit der Gegenwart kein Genügen finden kann, als ein vom Idealismus und Pathos getragener und über die kleine Alltagswelt hinausstrebender Geist wendet sich Konrad Ferdinand Meyer — wie Schiller, dessen Seelenverwandter er ist — der Kolossalwelt der Geschichte zu. Die Renaissancezeit mit ihrem ungehemmten Persönlichkeitsstreben, die vom Zwielicht vager Ueberlieferungen umflossenen frühen Jahrhunderte germanischer Geschichte: hier ist, wie Adolf Frey sagt, der eigentliche „Jagdgrund seiner Muse". „Ich muß," erklärte Meyer seinem großen Landsmann Gottfried Keller, „mit der großen Historie fahren" und: „Treu und gewaltig ist die Heldenzeit" singt seine hochgestimmte Seele. So erschafft denn der Dichter gerne Gestalten von ungewöhnlichem Größenmaß, Gestalten von wahrhaft königlichem Wuchse. So legt er seinen Novellen gerne große historische Probleme zugrunde, Probleme, die in ihrer Allgemeingültigkeit über die geschichtliche Situation hinausgehen und von der Tiefe und Dauer der unlösbaren Konflikte des Daseins sind — in diesem Sinne sind es auch bei ihm „Der Menschheit große Gegenstände, von deren Großartigkeit und tragischem Charakter sich seine Muse herausgefordert fühlt. Die angeborene Hinneigung zur Reflexion, die diesem Streben nach großen Verhältnissen und dieser Vorliebe für ungewöhnliche Charaktere zugrunde liegt, läßt der Dichter seine Werke ferner mit schwerwiegenden gedanklichen und feinen psychologischen Gehalten sowie mit starken ethischen Einschlägen durchsetzen. Als Denker und Psychologe sagt er sich von der historischen Wirklichkeit durchaus los: unter der historischen Maske gibt er moderne Menschen, Menschen von großer innerer Freiheit der Gedanken, Menschen von höchst mannigfaltiger und nicht selten komplizierter seelischer Verfassung. Als Darsteller der ethischen Mächte möchte er dagegen den Allerneusten vielleicht als ein Mann der alten Schule erscheinen: Meyer hat von der Bedeutung des Ethischen sowohl für das Leben wie für die Kunst eine zu hohe Meinung, als daß er es als Bestandteil der menschlichen Natur und als Notwendigkeit der Weltordnung verleugnen könnte. Schon vor der Zeit seines dichterischen Offenbarens wird es ihm klar (bei der Betrachtung von architektonischen Kunstwerken!) daß „allenthalben erst das moralische Element den Kunstwerken Tiefe und Anziehungskraft geben kann" und über der Arbeit am Pescara bekennt er: „Ich fühle immer mehr, was für eine ungeheure Macht das Ethische ist; es soll in meinem neuen Buche mit Posaunen und Tubenstößen verkündet werden." . . .

Was alle diese großen Gehalte der Meyerschen Kunst nun aber erst eigentlich wertvoll macht, ist das weise Maßhalten in der Steigerung der Verhältnisse und der Charaktere. Dieses Maßhalten, dieses „Reissein", welches nach des Dichters Wort „alles ist," bewahrt ihn vor den Gefahren seines zum Idealen und Patheitischen hinneigenden Temperaments. Meyer hat die Verzerrungen, die Gewaltsamkeiten und Uebersteigerungen, welche dem jungen Schiller zum Verhängnis wurden, glücklich vermieden. So wachsen ihm seine Helden, weder im Guten noch im Bösen, niemals über das Menschliche hinaus, so wird ihm die Zuspitzung eines Konflikts, wird ihm der tragische Ausgang psychologisch niemals zur Unmöglichkeit. Das hat seine Ursache in der tiefen Menschenkenntnis Meyers, die sich seiner hochstrebenden Idealität als gleichwertiges Stück seiner Individualität beigesellt, hat seine Ursache in der wohlerworbenen Resignation, die sein Pathos bändigt und ihn auf das Absolute der Wahrheit und sittlichen Forderung den großen Verzicht leisten läßt. Daher bleibt Meyer im Gegensatz zu Schiller immer in den Grenzen einer realistischen Erfassung des Lebens und wirkt dadurch lebenswahr und erhebend zugleich.

Auch Schiller hat es ja bekanntlich dahin gebracht, daß er durch Objektivierung und Realisation den Werken seiner gewaltigen Kunst den Stempel der Lebenswahrheit aufprägte und erst dadurch den wahrhaft großen Stil, die erschütternde und befreiende Wirkung ausübte, die seinen Tragödien den Zug des Ewigen und den Wert des Ewigen gibt. Das war bei ihm (wie bei allen Dichtern seines Schlages) nur möglich durch eine fortdauernde innere Reinigung und durch die fortgesetzte geübte Tat der Selbstzucht. Auch Konrad Ferdinand Meyer ist dieses Schläutern und Sichbändigen nicht erspart geblieben, und ohne Zweifel hat auch er, der als erfolgreicher Künstler noch sich im Ueberbessern seiner Werke und Höherhinaufstreben nie genug tun konnte, die inneren Reinigungsprozesse eines Schiller durchmachen müssen. Nur liegen uns die redenden Zeugnisse seines Werdens nicht so deutlich ausgebreitet vor Augen wie bei Schiller. So steht Konrad Ferdinand Meyer, der erst im vorgeschrittenen Mannesalter als abgeklärter Mensch und Künstler hervortrat, als ein in sich Fertiger, als ein Meister da, der das, was er zu offenbaren hat, mit vollendeter Kunst zu gestalten weiß und das was er gestaltet, als einer Offenbarung wert und würdig erweist.

leit und Laune entbehrt dieses niedliche Geschichtchen nicht des Ernstes: in den drei Figuren des Poggio, des Brigittchens und der Gertrude sind, wie Meyer betont, „die historischen Bedingungen der Reformation in komischer Maske verkörpert — die Verweltlichung des hohen Klerus, die Vertierung der niederen Geistlichkeit und die ehrliche deutsche Volksnatur". Die andere auf einen heiteren, ja fast ausgelassenen Ton gestimmte Meyersche Novelle ist „Der Schuß von der Kanzel" — ein Schuß, der hörbar mitten hinein in die feierliche Predigt von der Kanzel her herabfällt und zwar durch den Schabernack eines in Friedensseiten offenbar von sieben Teufeln gerittenen höheren Offiziers namens Wertmüller, der, wie der Dichter sagt, auf der Halbinsel Au (bei Zürich) „sein Wesen à la Rübezahl treibt". Meyer, der mehr aufs Tragische gesinnte Mensch, gesteht einmal, daß ihm das „tolle Zeug" dieser übermütigen Novelle „eigentlich nicht zu Gesicht" stehe: „Mir individuell hinterläßt das Komische immer einen bitteren Geschmack, während mich das Tragische erhebt und beseligt." . . .

Das Tragische war das Element, in dem die Seele Konrad Ferdinand Meyers sich ausbaden mußte. Und so sind die meisten seiner Werke von einem breiten und gewaltigen Strom tragischen Geschehens durchflossen, der nicht selten einmündet in das unergründliche Meer von Tragik, als welches sich dem Dichter das Leben, in das er so tief hineingeblickt hat, darstellt. Von solch tragischem Verlaufen und Auslaufen des Lebens zeugen die beiden von wilden Kämpfen erfüllten größten Novellen Meyers: „Der Heilige" und „Jürg Jenatsch", über die sich der Meister in den Briefen am ausführlichsten ausläßt.

„Der Heilige" stellt die Geschichte des historischen Th. Becket, nachmaligen Erzbischofs von Canterbury, dar, der, erst ein ergebener Diener seines Herrn, nach seiner Wahl zu einem Verfechter der Politik Roms wird, über die weltliche und geistliche Jurisdiktionsbefugnis mit seinem König Heinrich II. von England in Konflikt gerät, auf dessen Anstiften in der Kathedrale von Canterbury ermordet und vom Papste heilig gesprochen wird. Diese mehr politische Geschichte hat Meyer menschlich vertieft dadurch, daß er Beckets einziges, fast noch unerblühtes Kind von dem König vergewaltigen und dadurch „ruinieren" läßt. So entsteht „ein entsetzliches Ringen zwischen König und Bischof", und „dieser mit den ungleichartigsten Waffen bis zur gegenseitigen Vernichtung geführte Kampf in allen seinen Stadien ist", wie der Dichter es selbst ausspricht, „der Gegenstand der Novelle". Die Ungleichartigkeit dieses Kampfes begründet Meyer mit der Verschiedenartigkeit der sich gegenüberstehenden Persönlichkeiten, die er folgendermaßen charakterisiert: „Th. Becket eine geistig überlegene, fast modern-humane, aber der Roheit des Mittelalters gegenüber wehrlose Natur. Orientalisches Blut; höchste Bildung, gründlichste Verachtung seiner rohen Zeit; überlegene Ruhe, höchster Verstand, aber ein Unterdrückter, daher durch und durch Diplomat; Zug von Ehrgeiz oder vielmehr ein Gefühl enormer geistiger Ueberlegenheit; orientalisch-nachtragend, ich will nicht sagen: rachsüchtig, aber doch: fein grausam. Er spielt mit dem König wie die Katze mit der Maus." Der König: „Mittelalterlich-gewaltätig, starkes Temperament, gutmütig, durchaus naiv, dabei gründlich unsittlich. Er kennt seinen Kanzler stellenweise nicht übel, obwohl er sich immerwährend in ihm täuscht." Ueber den Konflikt äußert sich Meyer: „Der König ruiniert Th. Beckets Kind. Er hat, als Autokrat, keine Vorstellung von der Schwere seiner Tat und fürchtet von dem „feigen" Charakter des Becket keine Rache. Aber der sanfte Becket ist unter seiner ruhigen Miene unversöhnlich." Das Problem endlich formuliert Meyer dahin: „Rächt sich Th. Becket und wie? Er ist zu vorsichtig und vielleicht zu edel, um seinen König auf gewöhnliche Weise zu verraten. Er verhält sich passiv, aber er schwebt über ihm wie ein Geier. Da gibt ihm dieser eine furchtbare Waffe in die Hand, den Primat. Becket braucht nur, ein wahrer Bischof zu sein, so identifiziert er seine Sache mit der göttlichen Gerechtigkeit. In dem Akt seiner Bekehrung durchdringen sich Rachsucht und Frömmigkeit auf unheimliche Weise. Dann verzweifelter Kampf zwischen dem brutalen König und dem überlegenen Kopf (Löwe und Schlange)." . . .

(Schluß folgt.)

M. ..... N° .....

ARGUS SUISSE DE LA PRESSE

J. GRUNBERG & Cie

Schweizer Argus der Presse

GENÈVE — 23, Rue du Rhône, 23 — GENF

Adr. télégr. : Coupures Genève. — Téléphone 4005

Bureau de coupures de journaux sur tous sujets et personnalités.
Traductions en toutes langues. Travaux de rédaction.

Bureau für Zeitungsausschnitte, Personalnachrichten, Uebersetzungen.

CORRESPONDANTS : — VERTRETUNGEN :

Paris, Berlin, Vienne, Londres, Rome, Christiania, Buda-Pest, Boston, Amsterdam, New-York, Mexico.

Journal : **Berner Rundschau**

Adresse : **Bern**

Date :

151 t C 1908

ZENTRALBIBLIOTHEK ZÜRICH

VOIR AU VERSO

Tarif Fr. 0.30 par coupure — per Ausschnitt

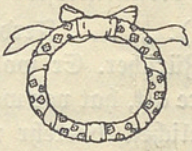
Tarif réduit, paiement d'avance, sans période de temps limité. Ermässigter Tarif. Vorausbezahlung ohne bestimmten Ablaufstermin	par	50 coupures. . . .	Fr. 13.50
	»	100 »	» 25.—
	»	250 »	» 55.—
	»	500 »	» 105.—
	»	1000 »	» 200.—
	»	2000 »	» 300.—

On traite à forfait, au mois, au trimestre, à l'année.
Zeit-abonnements (1/4, 1/2, 1/1 Jahr) nach spezieller Vereinbarung.

Und niemals mehr erklingt ein Wort
Von deiner Stimme hold belebt:
Dein Sein ist ein verwunschner Hort,
Den keine Menschenhand mehr hebt.

Der Rosenstrauch am Grabe nur
Brennt Jahr für Jahr in roter Pracht,
Als wäre deines Wesens Spur
In seinen Blumen neuerwacht.

Sie blühn auf deinem stillen Haus
In sonnenwarmer Frühlingsluft
Und hauchen deine Seele aus
Mit ihrem träumerischen Duft.



Nekr

Conrad Ferdinand Meyer in Gottfried Kellers Briefwechsel mit Theodor Storm.

Von Dr. **M. Dolder.**

Wir alle wissen, was die deutsche Literatur dem Zusammenwirken Goethes und Schillers zu verdanken hat. Beide haben sie sich stark beeinflußt und zu neuem Schaffen angeregt. Goethe sagt selbst, daß er ohne die Aufforderung Schillers sich kaum zu einer neuen Bearbeitung des „Faust" entschlossen hätte; Schiller wiederum hat den Ratschlägen Goethes bei Ausführung seiner Dramen nicht wenig zu verdanken. Sie ergänzten sich gegenseitig, wie auch aus dem Briefwechsel zwischen den beiden hervorgeht.

Dieser Briefwechsel steht in der Tat einzig da in der gesamten Weltliteratur — ein bleibendes Denkmal der geistigen und sittlichen Größe der beiden Dichterfürsten. War es nur persönliche Sympathie, die Goethe und Schiller zusammenführte? Nein, es waren vor allem die höheren geistigen Interessen, die sie miteinander verbanden, in dem Maße, daß schließlich keiner den andern mehr entbehren konnte und wollte.

Die Literatur des 19. Jahrhunderts ist nicht reich an solchen Beispielen, am wenigsten vielleicht unsere freilich noch junge deutsch-schweizerische Literatur. Wie war es nur möglich, daß jahrelang die

beiden bedeutendsten Dichter der deutschen Schweiz, Gottfried Keller und Conrad Ferdinand Meyer nebeneinander leben konnten, ohne sich persönlich und geistig näherzutreten? Die Antwort darauf gibt uns vielleicht am besten der Gottfried Keller-Stormsche Briefwechsel, dem wir die wichtigsten Stellen über Kellers Verhältnis zu C. F. Meyer entnommen haben. Wir geben hiermit den beiden Freunden, Keller und Storm, selbst das Wort:

Storm (28. XI. 1881): „. . . Aus Ihren Briefen spricht doch ein gewisser — wie soll ich sagen? — Menschenmangel. Ist C. F. Meyer, der Verfasser des „Heiligen", nicht ein Zürcher? Der Mann gefällt mir wohl; auch sein Letztes, „Das Brigittchen von Trogen". (Trägt jetzt die Überschrift „Plautus im Nonnenkloster".)

Keller (29. XII. 1881): „. . . . Ferdinand Meyer, von dem Sie schreiben, ist allerdings ein Züricher. Er wohnt eine Stunde weiter aufwärts am See und ist 56 Jahre alt, hat vor wenigen Jahren erst geheiratet und ist für mich zum persönlichen Verkehr nicht geeignet. — — Meyers Bedeutung liegt in seinen lyrischen und halb epischen Gedichten. Wenn er sie einmal sammelt, so wird es wahrscheinlich das formal schönste Gedichtbuch sein, das seit Dezennien erschienen ist."

Storm (3. I. 1882): „. . . Von C. F. Meyer sah ich nur ein kaltes, klangloses Gedicht „Einer Toten" in Avenarii „Lyrik der Gegenwart seit 1850".

(20. IV. 1882): „. . . Was ich noch sagen wollte — erzählen Sie mir in Ihrem nächsten Briefe doch auch wieder ein wenig von Ferdinand Meyer. Daß so viel und anderseits so wenig an und in einem Menschen sein kann, ist mir einerseits widerwärtig, anderseits geht es mir nach wie eine Kuriosität. Was er letzthin in der „Rundschau" hatte, war wieder recht respektabel." (Bezieht sich auf Adolf Freys Anzeige von „Huttens letzten Tagen" mit Proben aus der Dichtung, sowie Meyers Novelle „Das Brigittchen von Trogen".)

Keller (5. VI. 1882): „. . . Ferdinand Meyer redigiert jetzt seine gesammelten Gedichte oder Dichtungen; ich sende Ihnen heute eine kleine Probe seiner lyrischen Art mit, in einem Büchelchen, das von bettelnden Damen veranstaltet wurde, und an dessen geschmacklosem Titel namentlich wir keine Schuld tragen. Die von mir darin enthaltenen ungefügen Verse sind Ihnen schon bekannt. An Meyers Versen aber wird Ihnen gleich der ungewohnt schöne und körnige Ton auffallen. Es ist ewig schade, daß er mir für den persönlichen Umgang verloren ist. Allein ich bin in diesem Punkte starr und intraitable. Sobald ich am Menschen dieses unnötige Wesen und Sich-mausig-machen bemerke, so lasse ich ihn laufen. Das psychologische Geheimnis ist indessen nicht

sehr tief, nur hilft es nichts, dasselbe zu erörtern, und der Mann ist mir auch für eine solche Sektion denn doch zu gut."

Storm (22. XII. 1882) „. . . Also will ich Ihnen lieber erzählen, daß ich mir C. F. Meyers Gedichte und, um ihn nach Gebühr zu ehren, auch seinen „Jürg Jenatsch" zu Weihnacht geschenkt habe. Letzteren habe ich noch nicht, in ersterem aber schon manches und mit rechter Freude gelesen, auch wiederholt schon vorgelesen, wozu sich die Sachen, wie Sie schon schrieben, teilweise besonders eignen. So von dem Wenigen, was ich noch gelesen, „Das Münster", „Der Hengert", „Erntegewitter"; es wird sich noch manches finden. Wenn Sie aber früher meinten, der Band werde eins der formell schönsten Liederbücher werden, so werden Sie jetzt, wo es vorliegt, wohl anders denken: Ein Lyriker ist er nicht; dazu fehlt ihm der unmittelbare, mit sich fortreißende Ausdruck der Empfindung, oder auch wohl die unmittelbare Empfindung selbst. Sie muß bei ihm erst den Weg durch den Stoff nehmen, dann tritt sie oft überraschend zutage, so in dem Gedichte „Die gezeichnete Stirn", auch trefflich zum Vorlesen. Mich freut der Besitz dieses Buches, man hat doch einmal wieder etwas in der Hand, was bei einer Gedichtsammlung lange nicht der Fall gewesen ist."

Keller (5. I. 1883): „. . . Mit dem Liederbuch von C. F. Meyer haben Sie wohl recht, nur habe ich den Ausdruck jedenfalls aus Versehen, d. h. nicht im ausdrücklichen Sinne gebraucht. Der „Jenatsch" wird Ihnen gewiß gefallen. Dem famosen Stoff ist alle Ehre angetan, bis auf den dämonischen Ritt der rächenden Mörder an dem Fastnachtstage durch das ganze Land, welcher nicht zur Anschauung kommt, und bis auf den unweiblichen Beilhieb des Frauenzimmers am Schlusse. Die Überlieferung sagt zwar neben dem historischen Teil von etwas dergleichen; allein dort ist nicht die Rede von einer Geliebten, die zugleich ein zartes Fräulein ist, sondern bloß von einer derben Bluträcherin aus dem Gebirge, die den Mann kaum gekannt hat."

Storm (13. III. 1883): „. . . Den „Jenatsch" erhielt ich neulich von meinem Toftlunder Amtsrichter, dem ich ihn vor dem Selbstlesen geschickt hatte, zurück. „Ich beneide dich um den Genuß," schrieb er, „der dir noch bevorsteht, wenn er in seiner dunkelglühenden Majestät auf mächtigem historischem Schauplatz an dir vorüberschreiten wird." Besonders imponiert hat ihm die Szene mit dem spanischen Statthalter in Mailand; nur das Ende gefällt ihm nicht.

Nun habe auch ich das Buch in der Familie gelesen und sage auch: eine grandiose Leistung, vorbehältlich — wie ja jeder fühlen muß, des Schlusses. Der ganze äußerliche Apparat mit dem Karnevalsbären ist mir schon zu gekünstelt für eine Schlußszene, die zu dieser Geschichte

notwendig groß und einfach verlaufen muß. Dann, abgesehen von der Roheit dieser richtigen Fleischhauertat gegen den blutend zu Boden Liegenden, mutet uns der Verfasser, nachdem er die Rächerpflicht mehrmals etwas kühl in der Heldin hat auftauchen lassen, auch noch zu, ein anderes Motiv damit zu kombinieren: das der Liebe, welche den Geliebten, da es nun einmal zu Ende muß, wenigstens von eigener Hand und nicht von Mörderfaust will sterben lassen. — Der Verfasser hat sich hier offenbar zwischen dem (nach Ihrer Mitteilung) Gegebnen und seiner eigenen Umbildung desselben in der Klemme befunden. Trotzdem ist es für mich weitaus sein Bestes; aber es kommt dem Dichter auch nicht immer, vielmehr recht selten, ein so ihm mundgerechter Stoff. Man müßte ihm sagen, er müsse einen bessern Schluß schaffen; es ist zu schade um das schöne Werk. — „Die Gedichte sind mäßig", schreibt mein kritischer Filius; ich hab ihm geschrieben, er soll sie nochmals lesen. Richtig ist, daß man in vielen, vielleicht der Mehrzahl, noch die Arbeit fühlt. Aber, trotzdem. — In dem Abschnitt, er ist ja wohl „Liebe" betitelt (das Buch ist noch in Toftlund), habe ich das meiste mir zusagende gefunden."

Keller (9. VI. 1884) „. . . Unser Ferdinand Meyer schreibt gegenwärtig eine Novelle aus Karls des Großen Zeit („Die Richterin"). Daß Ihnen sein „Jenatsch" Eindruck gemacht, ist sehr in der Ordnung; es ist aber auch ein außerordentlich famoses Sujet. Der Beilschlag der Dame am Schlusse ist mir auch widerwärtig; er beruht auch nur auf einer unwahren Volkstradition, die zudem kein Wort von einer Liebesgeschichte sagt und außerdem ein halb rohes, naturwüchsiges Gebirgsweib voraussetzt, wie auch die Sage sie im Kriege sich mit raufen läßt. Allein Meyer hat eine Schwäche für solche einzelne Brutalitäten und Todschläge. Wenn er so was hört oder liest, so sagt er: vortrefflich! So hat jeder seinen Zopf!"

M ..... N° .....

ARGUS SUISSE DE LA PRESSE

J. GRUNBERG & Cie

Schweizer Argus der Presse

GENÈVE — 23, Rue du Rhône, 23 — GENF

Adr. télégr. : Coupures Genève. — Téléphone 4005

Bureau de coupures de journaux sur tous sujets et personnalités, Traductions en toutes langues. Travaux de rédaction.

Bureau für Zeitungsausschnitte, Personalnachrichten, Uebersetzungen.

CORRESPONDANTS : — VERTRETUNGEN :

Paris, Berlin, Vienne, Londres, Rome, Christiania, Buda-Pest. Boston, Amsterdam. New-York. Mexico.

Journal : Die Schweiz Zürich

Adresse :

Date : 15 NOV 1908

VOIR AU VERSO



Tarif Fr. 0.30 par coupure — per Ausschnitt

Tarif réduit, paiement d'avance, sans période de temps limité.	par 50 coupures. . . .	Fr.	13.50
	» 100 »	»	25.—
	» 250 »	»	55.—
Ermässigter Tarif. Vorausbezahlung ohne bestimmten Ablaufstermin	» 500 »	»	105.—
	» 1000 »	»	200.—
	» 2000 »	»	300.—

On traite à forfait, au mois, au trimestre, à l'année.
Zeit-abonnements (1/4, 1/2, 1/1 Jahr) nach spezieller Vereinbarung

Zu schwach sie zu verstehn, zu stolz, sie zu entbehren,
Dein schwindelnder Verstand, zu irren abgericht,
Sieht oft die Wahrheit ein und wählt sie dennoch nicht.

In dem Fragment „Die Ewigkeit", das ihm der plötzliche Tod eines Freundes mit dem Memento an seinen eigenen inspiriert hatte, schlägt Haller die schönsten Töne seiner Gedankenlyrik an. Die Worte, die er da noch findet, wo die Worte aufhören, kann man dem Großartigsten an die Seite stellen, was der Mensch von Israel und den Griechen bis zu Dante und Goethe im Darstellen seiner über sein Maß hinausgehenden Gedanken hervorgebracht hat. Es ist ein Stammeln; aber es rauscht darin der Strom von Jahrtausenden hymnischer Poesie.

Haller hat viel gerungen, seinem Verhältnis zu den letzten Fragen Ausdruck zu geben. Doch war es im wesentlichen ein Wie und nicht ein Was, nach dem sein Suchen ging. Der große führende Naturforscher ist immer vom Boden evangelischer Gläubigkeit ausgegangen. Er hat zu verstehen und weiter verständlich zu machen gesucht, was ihm eine immer wieder bis zur Gewißheit erlebte Tatsache war. In dem Gedicht vom „Ursprung des Uebels" hat er eine sehr interessante Rechtfertigung des Bösen in der Welt geschrieben. Man erstaunt über die Gestaltungskraft, mit der er in diesem Lehrgedicht die Materie meistert, und man macht immer wieder die Bemerkung, daß das, was so vielen an Haller als ein unbegreiflicher Gegensatz, um nicht zu sagen Widerspruch, erscheint, das Nebeneinander des Dichtens und des naturwissenschaftlich positiven Arbeitens, eben die Quelle seiner geistigen, seiner schöpferischen Eigenart ist. Ueberall in dieser Gedankenlyrik und oft, wo wir's am wenigsten erwarten, steht der Arzt, der Naturweise im Hintergrund, nicht nur mit seinem Wissen und Umfassen, sondern auch mit dem Gedankengang, gewissermaßen der Methode bis ins Tasten seiner Empfindung und eines die Grenzen der Logik streifenden Raisonnements hinein. Die Findigkeit gewisser Erklärungen läßt uns immer gleich an jene intellektuelle Seite seines Wesens denken. Man hat den Eindruck, ein Geist ohne die Schulung des Studiums der positiven Welt hätte sich hilfloser befunden.

Man ist überrascht, wie sehr man bei Haller auf diesen jenseits aller menschlichen Erkenntnis liegenden Gebieten immer noch das Gefühl des Treffenden hat. Man möchte fast von „gesundem Menschenverstand" reden vor dieser naturwissenschaftlich geschulten Divination.

Das Jubiläum ist bald verrauscht. Aber das Denkmal bleibt. Möchte seine Beredsamkeit dazu helfen, über die Feier hinaus die Gedichte Albrecht von Hallers im andächtigen Innern des einen oder andern Teilnehmers am Gedenken dieser Tage aufleben zu lassen, als ein Denkmal lebendiger denn Stein und Erz.

Nekr M 37

Conrad Ferdinand Meyer, der Dichter und Mensch*).

Zum zehnten Todestag des Meisters: 28. November 1908.

Mit sieben Abbildungen. Nachdruck (ohne Quellenangabe) verboten.

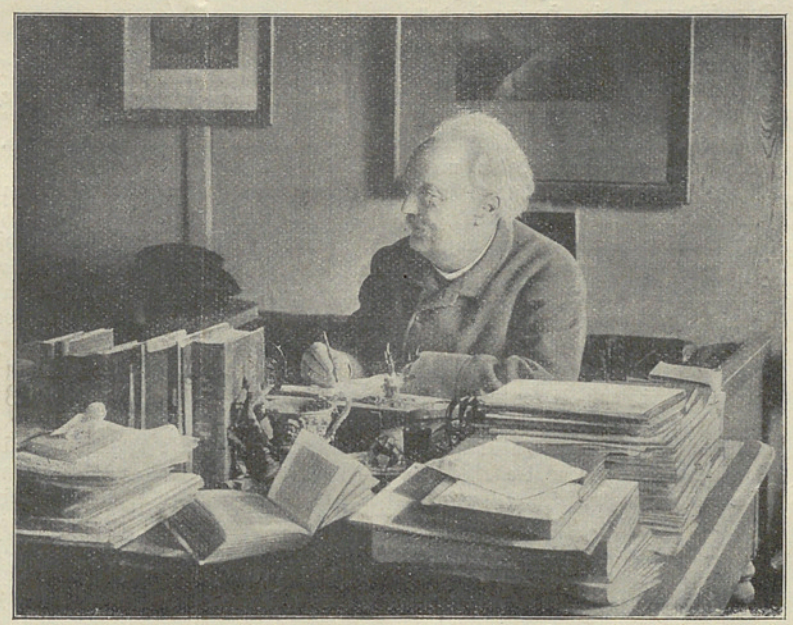
I. Der Dichter.

Der alte Goethe flüstert einmal seinem Adepten Eckermann das bedeutsame Wort ins Ohr: „Meine Sachen können nicht populär werden; sie sind nicht für die Masse geschrieben, sondern nur für einzelne Menschen, die etwas Aehnliches wollen und suchen und die in ähnlichen Richtungen begriffen sind..."

Dies Wort gilt vielleicht für jeden wahren Dichter, der zugleich auch etwas zu sagen hat und dazu noch eine bedeutende Persönlichkeit ist. Und doch würde es im Munde vieler großer Dichter und bedeutender Persönlichkeiten unjust sein und wäre auch durch die Gewalt der Tatsachen widerlegt worden. Schiller, unserer Größten einer, ist auch zugleich der Populärsten einer geworden. Keller, der wie kein anderer das Erbe Goethes erworben hat, erfreut sich in weitesten Volkskreisen wachsender Beliebtheit. Das weitausgestreckte Wurzelfassen des Dichters im Volke hängt wohl nicht nur mit der rein ästhetischen Wertbedeutung seiner Werke d. h. mit der formalen Beschaffenheit seiner Kunst zusammen, sondern auch mit den mancherlei Gehalten, die eine Kunst haben kann: gedanklichen, psychologischen, moralischen usw. Das Volk — als undifferenzierte Masse — liebt das Leichtfaßliche, das Einfache, das Robuste, vielleicht auch das Bunte, Grelle, Laute, Theatralische; für die Nüance hat es keinen Sinn, für die Tiefe kein Fassungsvermögen, für das Komplizierte keine Organe, für das Problematische keinerlei Interesse. Die feinen Gewebe der Goethe'schen Kunst wie aller Kunst, die schwer zu enträtselnden Offenbarungen einer tief angelegten Künstlerseele, die zusammengesetzten und sehr gemischten Charaktere einer von Menschenkenntnis zeugenden Gestaltungsart werden für die Masse immer eine verschlossene oder doch nur sehr schwer zugängliche Welt bleiben.

Hier mag die Erklärung oder eine Erklärung für die Tatsache liegen, daß die Kunst Conrad Ferdinand Meyers nicht eigentlich populär geworden ist (und auch wohl nicht werden wird) und daß das Volk in seiner Gestalt nicht hat bemächtigen können. Der

*) Soeben legt Professor Dr. Adolf Frey, einer der ersten Verehrer und Kennschätzer der Meyer'schen Muse und außerdem der vertraute Freund des Dichters, seinem Volke „Briefe Conrad Ferdinand Meyers, nebst seinen Rezensionen und Aufsätzen, mit vier Bildern und acht Handschriftproben" (Leipzig, H. Haessel, Verlag) auf den Weihnachtstisch. Diese hochbedeutende Edition, die jedem Liebhaber der C. F. Meyer'schen Dichtkunst ein Schatz sein wird, aus dem er Erkenntnis und Erbauung schöpft, bringt so manches Neue, bemerkenswerte Neue über den Dichter und Menschen Meyer, daß eine zusammenfassende Betrachtung sich im gegenwärtigen Augenblicke doppelt rechtfertigen mag. Der Verfasser.



Conrad Ferdinand Meyer in seinem Arbeitszimmer.

Dichter hat es gewußt, daß er von der Masse kein intimes Verständnis erwarten dürfe. Er spricht es lächelnd aus, daß „ganze Bevölkerungen" seine Novelle „Der Schuß von der Kanzel" — sein lesbarstes Stück für das große Publikum — verschlingen, und fügt mit Nachdruck hinzu: „natürlich ohne sie zu verstehen". Er wußte wohl, daß er, der Meister in der Kunst der knappen Andeutung, auch zwischen den Zeilen zu lesen und außerdem zu denken gab.

Die Kunst Conrad Ferdinand Meyers setzt zum vollen Verständnis ein volles Maß von Bildung voraus. Nicht, daß es nötig wäre, um die historischen Figuren, um die historischen Stoffe seines Vorwurfs ein reiches Wissen zu haben. Das reiche Wissen macht noch nicht die Bildung aus. Das reiche detaillierte Wissen hat dem Dichter bei der Komposition auch meist nicht zur Verfügung gestanden, es ist nicht das Entscheidende gewesen. Die Bildung, die den Genuß der Meyer'schen Werke erst voll erschließt, ist ein reicher Besitz an höchster Kultur. Man muß diese Werke als Kunstwerke betrachten, die ein planvoll schaffender Geist und ein Mensch von feinstem Stilgefühl nach einer erschauten Idee aus sich herausgetrieben hat — nicht so sehr als Erlebnisschilderungen, die im Drange heftigen Erleidens von einem umgetriebenen Menschen zur Selbstbefreiung hingeworfen wurden und, weil der Bekenner gleichzeitig ein Dichter war, zu Dichtungen gerieten. Man muß Conrad Ferdinand Meyers Dichtungen als sehr bewußt gestaltete Gebilde betrachten; alsdann erst sieht man sie gewissermaßen von innen, alsdann erst geht einem die volle Freude darüber auf: die Kennerfreude, die sich hier als ein besonders starkes Element der Lust des ästhetischen Genusses beigesellt. Man steht vor den Meyer'schen Dichtungen, wie etwa ein Ingenieur vor einem kunstvoll geschaffenen Wunderwerk der Technik steht, das mit höchster Zweckmäßigkeit und mit dem raffiniertesten Kalkül in der Wahl der Mittel höchste Schönheit verbindet: man bewundert die groß gedachte Anlage, die exakte Durchführung, die Harmonie des Ganzen mit seinen Teilen; man ist erstaunt über die eminente Oekonomie, mit der hier so große Wirkungen erzielt werden, und man hat sein Entzücken an der Sauberkeit und Helligkeit der Kleinteile, die man bei näherem Zuschauen hinter dem schönen Schwung der großen Linie hervortreten sieht. Aber: man muß ein Eingeweihter sein in die Geheimnisse der künstlerischen Formensprache, um diese Herrlichkeiten ganz auskosten zu können. Conrad Ferdinand Meyer schreibt für ein Elite-Publikum ästhetischer Kultur.



Conrad Ferdinand Meyer im sechsundvierzigsten Lebensjahr (1871).
Aus Adolf Frey,
Briefe Conrad Ferdinand Meyers, Bd. I.

Dies hängt mit der Beschaffenheit seiner dichterischen Individualität aufs engste zusammen. Man hat Meyer wohl vorgehalten, daß seine Kunst die eines hochgebildeten „Artisten" sei, daß sie den feinen Schliff sorgfältigster Zubereitung an sich trage, die von einem Menschen höchster Kultur ins Werk gesetzt werde. Es ist nicht ohne Bedeutung, daß diese Vorhaltung aus einem Kreise fiel, der sich in etwas einseitiger Verehrung um Gottfried Keller geschlossen hatte, und daß der Meister, der sonst die Kritik in vornehmer Gelassenheit gewähren ließ, diesem Urteil eine entschiedene, ja heftige Abwehr entgegensetzte: er mochte es als eine Herabsetzung empfinden, daß die Grenze seiner dichterischen Eigenart gegenüber der naiven und weithin gerühmten Kunst jenes Andern so deutlich und noch dazu parteiisch bezeichnet werde, und doch auch fühlen, daß das poetische Reich Kellers ganz außerhalb seiner Grenzen liege. Später, als auch sein Stern zu erglänzen begann und an Leuchtkraft dem heiter glänzenden Mondlicht jenes Nachbarn um wenig oder nichts nachgab, hat er es dann geruhig eingeräumt, daß ihm „das starke Stilisieren" und „die künstlich zubereiteten Wirkungen" wohl „im Blute stecken" müßten.

Und in der Tat, sie steckten ihm im Blute.

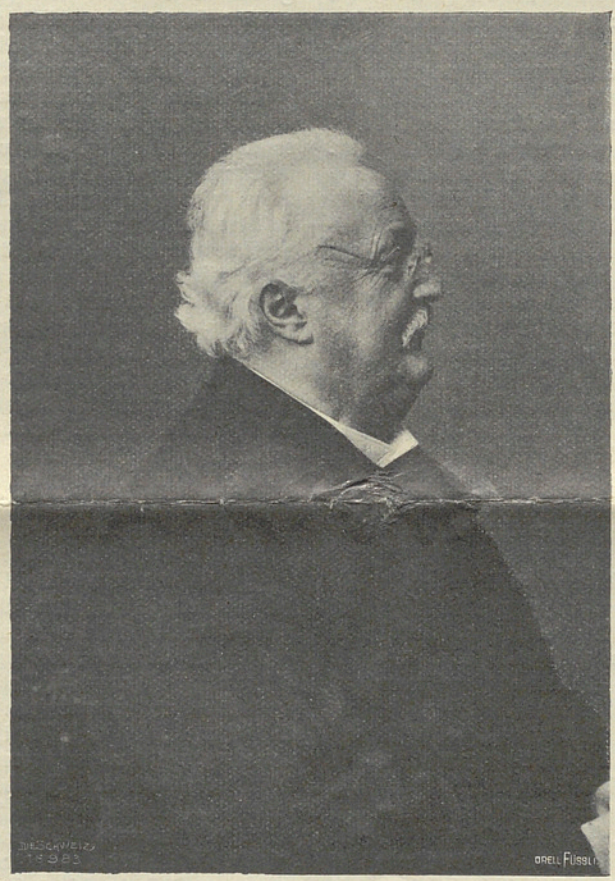
Conrad Ferdinand Meyer, der unpopuläre und Gottfried Keller, der populäre Dichter sind antipodische Geister, antipodische Temperamente, antipodische Naturen. Bei Meyer beruht die Stärke seines dichterischen Antriebs und die Größe seiner Wirkung wesentlich auf der Reflexion, bei Keller liegt sie in der Phantasie. Darum mutet Meyers Kunst so sehr berechnet an, sie erscheint bewußt gestaltet, während diejenige Kellers vollkommen den Eindruck der Unabsichtlichkeit hinterläßt und triebhaft aus den Tiefen des Unbewußten hervorzuquellen scheint. Wenn Keller (ganz wie Goethe) fabuliert, unbefangen und breitausladend erzählt, seine große Phantasie sich voll aussprudeln läßt und dem Kunstverstand gewissermaßen die Rolle der Nachprüfung zuweist, so übernimmt bei Meyer der Verstand die Führung, er zügelt die Phantasie, er ringt nach dem knappsten Ausdruck, und das Werk erscheint als ein stilvoll aufgerichteter Bau, als eine kunstvoll durchgeführte Komposition. Wenn die Neigung Meyers weiter dahin geht, seine Empfindungen reflektiert wiederzuspiegeln, so läßt sie Keller unmittelbar in uns einströmen. Meyer liebt es, seine Gegenstände in eine objektive Ferne zu rücken — Keller läßt uns unter ihnen zu Hause sein; Meyer gibt seine Menschen nicht als ein Stück seines Selbst, sondern er weist sie uns (als seltene Exemplare quasi) vor — Keller läßt uns mit seinen Menschen fühlen, er versetzt uns mitten in sie hinein; Meyer breitet die Verhältnisse dieser seiner Menschen vor uns aus oder besser: er legt sie andeutungsweise dar — Keller läßt uns diese Verhältnisse miterleben und geht selbst vollkommen in ihnen auf.

Das Ueberwiegen der Verstandestätigkeit in Meyers Produktion darf man nun keineswegs einer einseitigen intellektuellen Beanlagung zuschreiben, die ihre Kunst ohne den Anreiz persönlichen Erlebens und ohne den Instinkt des künstlerischen Schöpfertriebes ergrübele. Der Meister selbst spricht es gegenüber Spitteler einmal aus, daß seine Sachen „ganz mühelos, vegetativ sozusagen, aber doch mit latentem Verstande, durchaus zweckmäßig" aus ihm erwüchsen — wie die Natur im Großen ja auch „instinktiv-teleologisch" bilde. Was der Formgebung der Dichtungen Meyers so sehr das Ansehen der künstlichen Zubereitung und der berechneten Ausgestaltung gibt, ist zwar die hinter seinem Schaffen deutlich sichtbar werdende Verstandestätigkeit, die bei ihm die Phantasie erdrücken zu wollen scheint. Aber diese starke Beteiligung des Verstandes führt sich letzten Endes auf die Beschaffenheit des Temperamentes zurück. Meyer erschafft eine so durchdachte, streng stilisierte, objektiv gestaltete, problemtiefe Kunst, weil er mehr in Ideen als in Anschauungen lebt, weil er mehr moralisch als sinnlich die Welt in sich aufnimmt, weil er ein Grübler

ist, und er ist ein Grübler, weil er ein aufs Tragische gestimmter Mensch ist.

Von hier aus ergießt sich auch ein erklärendes Licht über die Gehaltsbeschaffenheit der Meyer'schen Kunst.

Meyer ist der Vertreter der historischen Novelle in der deutschen Literatur. Aber ehe er sich auf historische Stoffe festgelegt hatte, hat man wohl von ihm erwartet, er werde die Gegenwart schildern, etwa ein Gemälde seiner schweizerischen Umgebung, und ihn gar direkt dazu angeregt. Meyer ist dieser Anregung ausgewichen. Wohl komme er oft in Versuchung, meinte er, aber dann trete er plötzlich davor zurück: „Es ist mir zu roh und zu nahe". Die Gegenwart ist nicht seine Sache, sie ist „frech", wie es im Pescara heißt. Tragische Naturen vom Schlage Conrad Ferdinand Meyers fliehen die Gegenwart oder stellen sich in ein Kampfverhältnis gegen sie, weil die rauhe Wirklichkeit der Dinge sie beleidigt und verletzt. Zum Kämpfen wohnte dem spät erwachten Dichter zuviel Resignation inne. Hätte er in früherer Jugend seine dichterische Sprache gefunden — gewiß hätte er gleich dem jungen Schiller eine wuchtige Anklage aus den Tiefen der leidenden Seele heraufgeholt und sie gegen seine Umgebung geschleudert. So aber hatte er sich mit der Welt und seinem Schicksal abgefunden, als es in ihm zu singen und sich zu gestalten begann, und es blieb ihm nur die Möglichkeit, den brutalen Wirklichkeiten des Lebens aus dem Wege zu gehen: Meyer wurde der Dichter des Historischen, weil er dem Leben in seinen Unzulänglichkeiten gram war, weil er sich nicht in ein Verhältnis zu ihm setzen konnte, weil die Gegenwart ihn zurückstieß, weil sie seinem ins Große und Ideale strebenden Sinn nicht genug Raum bot. „Ich muß mit der großen Historie fahren," erklärte er Keller. Die große Historie, in der sich Menschen und Verhältnisse ins Gigantesque recken: das war sein eigentliches Feld. Der große Zug ins Ideale, der Meyer auszeichnet, läßt ihn seine Werke mit starken ethischen Einschlägen durchsetzen. Schon vor der Zeit seines dichterischen Offenbarens wird es ihm klar, daß „allenthalben erst das moralische Element den Kunstwerken Tiefe und Anziehungskraft geben kann", und über der Arbeit am Pescara bekennt er Adolf Frey: „Ich fühle immer mehr, was für eine ungeheure Macht das Ethische ist; es soll in meinem neuen Buche mit Posaunen und Tubenstößen verkündet werden."



Conrad Ferdinand Meyer im sechsundsechzigsten Lebensjahr (1891).
Aus Adolf Frey, Briefe Conrad Ferdinand Meyers, Bd. II.

Das Streben nach großen Lebensverhältnissen und die Liebe zum Edel-Schönen führt Meyer zu jenem verhaltenen Pathos, das das eigentliche Kennzeichen seiner Muse ist. Es ist das Pathos eines entwickelten Menschen, der fühlt, daß ein vollwuchtiges Ausströmenlassen der großen Empfindung nicht ihr stärkster und wirkungsvollster Ausdruck ist. Es ist das Pathos eines feinen Menschenkenners, der tief in die eigene Seele und in diejenige anderer hinabgetaucht ist und daher weiß, daß sich die pathetische Gebärde immer mit mehr oder weniger Pose verbindet. Es ist das Pathos eines resignierten Menschen, der den unbedingten Glauben an die Bezwingbarkeit der Welt und an die Wirkung seines Wortes überwunden hat. Die große Selbstzucht, die tiefe Menschenkenntnis und das hochentwickelte Stilgefühl Meyers haben ihn vor den Gefahren, denen ein zum Idealen und Pathetischen stark hinneigendes Temperament ausgesetzt ist, glücklich bewahrt und ihn immer in den Bahnen des Realen festgehalten. Meyer liebt die großen Verhältnisse, die großen Persönlichkeiten, die großen Ideen; aber in ihrer Darstellung geht er über das Maß des Menschlichen nicht hinaus. Meyer blickt gern in die gestaltlosen Tiefen des Lebens schaudernd hinab — aber verliert sich nicht in ihnen; er strebt gern zu seinen Höhen mit Macht empor — aber es schwindet ihm dabei nicht der feste Boden unter den Füßen.

Die glückliche Vereinigung von hochstrebender Idealität und menschenkennerischer Realität, von starkem Pathos und herber Resignation, von intuitivem Dichter-Instinkt und bewußt planender Künstler-Reflexion machen Conrad Ferdinand Meyer als Dichter zu einer in sich geschlossenen und fertigen Persönlichkeit, deren Entwicklungsstadien man von Werk zu Werk nicht verfolgen kann: es sind nur Nüancen, um die er sich verfeinert und verbessert hat. Das Ringen und Werden liegt hinter ihm; es spielt sich zu jener Zeit in ihm ab, da seine dichterischen Kräfte gebunden waren und die innere Not wie ein Alp auf ihm lastete — der zum ersten Male mit seinem Lied Hervortretende ist bereits ein geklärter Mensch und vollendeter Künstler. Aber es wäre doch falsch zu glauben, daß der Meister Conrad Ferdinand Meyer nicht ebenso habe ringen und kämpfen müssen, wie der langsam vorschreitende Lernende es getan. Ein Blick in die Werkstatt des Dichters, deren die Briefe mehr als einen verstatten, gibt erst eine angemessene Vorstellung von der wahrhaft heroischen Selbstzucht und Selbstüberwindung, die er einsetzt in dem großen Streit um die Krone der Vollendung.

Wie kein anderer versieht Meyer sein Dichteramt mit Gewalt und Treue. Gleich Schiller, der allein es ihm darin vielleicht gleich tut, ward es ihm nicht leicht, seine dichterischen Visionen in Wort und Gestalt zu bannen. „Seine Schöpfungen waren nicht die raschen Kinder glücklicher, behaglicher Stunden," sagt Adolf Frey in seiner vortrefflichen Zeichnung des Dichters*). Meyer arbeitete schwer. Er selbst gesteht einmal, mit seinen Stoffen „mühsam ringen" zu müssen, wenn er ihnen „ihren Wert" geben wolle. „Ich kann mich einem gewissen wohlfeilen Feuer, das jeder Dichter mehr oder weniger von Natur hat, nur sehr bedingungsweise überlassen, da ich meine Idee, nichts mehr und nichts weniger, verkörpern will. Ich stehe, wie Michel

*) Adolf Frey: „Conrad Ferdinand Meyer. Sein Leben und seine Werke".

Angelo sagte, vor dem Stein und sage mir stündlich: ‚Courage, es steckt darin, es handelt sich nur darum, es herauszukriegen!'" Dem Freunde Friedrich von Wyß gibt Meyer einmal die Orientierung: „Idealisiere Dir meine Lage ja nicht. Von anderm abzusehen, zerdenke ich mich fast an meinen neuen Stoffen, in Erwartung des Momentes, wo ich mich, nach völliger Durchdenkung derselben, dem Instinkt überlassen kann, der in solchen Sachen immer noch der beste Führer ist." Je widerspenstiger indessen sein poetischer Vorwurf, um so energischer war der Ueberwindungswille, den Meyer ihm entgegensetzte: „Ich halte es mit meinen Stoffen," pflegte er zu Adolf Frey zu sagen, „wie Jakob mit dem Engel: ‚Ich ringe mit dir und lasse dich nicht, du segnest mich denn!'" Diesen Ringkampf unterbrach der Dichter so leicht nicht, ehe er ihn siegreich bestanden hatte; seine Arbeitstreue konnten auch Einladungen eines so lieben Freundes wie François Wille nicht wankend machen: in den Zeiten großer poetischer Entladungen wollte er auch für die Vertrautesten „verschollen" sein. Eine solche in zäher Selbstüberwindung errungene Arbeitsenergie pflegt die Stimmung zum poetischen Gestalten nicht erst abzuwarten: die Kunst steht hier unter dem Kommandostab eines sich gewaltsam zusammenraffenden Willens, der alle äußern und innern Widerstände siegreich überwindet. Wenn Meyer in diesem Punkte auch nicht den ins Uebermenschliche gesteigerten Arbeitsfuror Schillers hat (seine Werke weisen nicht so die Spuren ethischer Selbstvergewaltigungen auf), so gibt er ihm darin doch nichts nach, daß er bis zur völligen Erschöpfung seiner ohnehin schwächern Natur über seinen immer großartigern Plänen und Entwürfen ausgehalten und gerungen hat. Mehr als einmal klagt der Dichter darüber, daß er sich „überarbeitet", daß er „seine Kräfte überanstrengt" hat. Mehr als einmal bedarf es nach solchen Ueberanstrengungen einer besondern Kur, um „Körper und Geist zu stärken und aufzuhellen". Als der stark gealterte Dichter einmal von Muskelkrämpfen, Fiebern und Erkältung geschüttelt wird, muß er gestehen: „Das hat in erster Linie der Borgiastoff verschuldet." Gewiß ist es auch sein überstrenges Arbeiten gewesen, das die tragische Katastrophe seiner allzufrühen Umnachtung herbeiführte . . .

Hand in Hand mit diesem souveränen Schalten über sich und sein dichterisches Gestalten im Großen geht bei Meyer eine bis ins Aengstliche getriebene Kleinarbeit, die sich in fortwährendem Korrigieren seiner fertigen Werke nicht genug tun kann. Seine „Liebe zur Vollendung" nannte er das, eine Liebe, die er sich auch von seinem nörgelnden Verleger nicht nehmen ließ. Denn es war für ihn ein „Genuß, immer wieder den vollendeteren Ausdruck zu suchen", und außerdem war es Sache seines feingeschärften künstlerischen Gewissens, niemals unter dem Höchstmaß seines poetischen Könnens zu bleiben und nicht eher zu ruhen, bis jedem Ding, jeder Personage die feinste Abtönung gegeben war, die sein Bezug auf das Ganze der Dichtung erforderte. „Ich übergehe die Arbeit immer von neuem, um die charakteristischen Züge, Schicht auf Schicht, tiefer zu legen und zu verstärken; unsern zeitgenössischen Schriftstellern fehlt es meistens an diesen Schichten: sie zeichnen einfach falsche Konturen und bemalen sie dann mit grellen Farben, um auf solch' billigem Wege eine Wirkung zu erzielen." Die sorgsame Ausfeilung, die Meyer allen seinen Werken, oft bis zur völligen Umgestaltung, zuteil werden ließ, ist um so höher anzuschlagen, als er, sehr im Gegensatz zu andern Meistern von der Zunft, sich an seinen fertigen Sachen nicht berauschen konnte, ja geradezu oft von einem Widerwillen daran ergriffen wurde. So schrieb er unmittelbar nach der Geburt der Novelle „Die Versuchung des Pescara" seinem Freund Wille: „Der Pescara ist mir völlig verleidet en force d'en entendre parler, und ich hefte meine Augen auf das Werdende." Das herausgestellte Kunstwerk war für ihn eben — ein untrügliches Zeichen der Poetennatur! — eine abgetane Sache und hatte den eigentlichen Reiz, den nur das ungeborene Kind des schöpferischen Geistes oder der schöpferischen Phantasie gewähren kann, für ihn verloren: „Das Getane ist für mich verblaßt; es ist nicht mehr Ich, nur das Werdende bin ich selber" — lautet ein andermal Meyers dichterisches Bekenntnis. Dem Streben nach höchster Vollendung entsprang bei dem mit Bedacht zu Werke gehenden Dichter auch die Sorgfalt in der Motivwahl und in der Darstellung der kulturhistorischen Details. Nicht als ob er auf die Suche nach Stoffen und Motiven gegangen wäre oder sich in die Geschichte zur Erforschung dieser Details vertieft hätte. Nichts von dem. Meyer hat es auf eine direkte Anfrage Spittelers entschieden in Abrede gestellt, daß er je sogenannte historische „Vorstudien" gemacht habe: „Ohne System, instinktiv, liegen bei mir immer fünf bis zehn Jahre zwischen Komposition und historischer Lektüre, wo ich Chroniken, Bullen und solches Zeug bevorzuge, natürlich zu meinem eigenen Spaße, ohne bestimmte Zwecke und ohne das Geringste zu notieren. Aus diesem Wuste arbeitet sich dann von selbst im Laufe der Jahre irgend ein Novellchen heraus." Aber er, der in seiner Stoffwahl mit dem glücklichen Instinkt des geborenen Novellisten niemals einen Fehlgriff tat, konnte doch sagen: zu einem schönen Motiv müsse man „Sorge tragen wie zu seiner Seele" und könne in seiner Wahl „nicht vorsichtig genug" sein. Und um die kulturhistorische Wahrheit in Sprache und Schauplatz zum Ausdruck kommen zu lassen, erbat er sich oft genug Auskunft und Ratschlag von unterrichteten Fachgelehrten. So war es am Ende auch das künstlerische Gewissen, das sich in der restlosen Durchdenkung des Stoffs, in der Präzision des gewählten Ausdrucks, in der Sorgfalt der Kleinarbeit nicht genug tun konnte, welches Meyer zu jenem epigrammatisch gedrängten Stil trieb, der ihn alle epische Breite, alle weitläufige Schilderung vermeiden ließ und ihn in der psychologischen Motivierung, in der Dialogisierung, ja selbst in der Naturschilderung zu einem Meister in der Kunst des Andeutens machte. Er fühlte, daß es bei dem „Stil der großen Tragödie", den er „in die historische Novelle eingeführt" habe, auf Konzentration, auf dramatische Belebung ankomme, und so suchte er „alles so einzurichten, daß die einzelnen Teile ausnahmslos auf einen und denselben Punkt, d. h. auf den Mittelpunkt hinschauten". Die große Oekonomie in seinem dichterischen Schaffen war anfänglich nichts als das Ergebnis streng geübter Selbstzucht. „Man fühlt, wieviel Schönes nicht gesagt werden durfte," seufzt er einmal, „um den Haupteindruck rein zu halten." Späterhin wurde ihm die prägnante Kürze zum Bedürfnis, ja zur zweiten Natur: „Jetzt verlangt man von mir einen ‚Roman'," schreibt er in späten Tagen einmal dem Maler Stückelberg, „und ich hasse die Breite, die sogenannte ‚Fülle', und überdies werde ich in meinen alten Tagen vom Dramateufel hart geplagt." Ja, der Dramateufel, der Leben und Leidenschaft in die knappste Form zwingt, zum intensivsten Ausdruck zusammenfaßt, hatte schon lange in seinen Werken gespukt. Daß Meyer dem unbewußt erst und dann immer heftiger werdenden Drängen seines Genius zum Drama hin nie ernstlich nachgegeben hat, daß er der „Dramaversuchung", wie er es nannte, immer siegreich widerstand, indem er bei der Novellenform blieb — auch dies mag als eine Tat starker Selbstüberwindung, die sein Künstlergewissen ihm eingab, gebührend ins Licht gestellt werden. Hart und oft lag ihm diese Versuchung an, wie die Briefe es ausweisen. „Der Reiz" wurde ihm „immer größer", und das Drama lockte ihn zuweilen so mächtig, daß, wie er François Wille schreibt, „ich es nicht verschwöre". Zuletzt aber siegte immer wieder die entsagende Beschränkung auf das ihm zur Bestellung von den Göttern gegebene eigenste Schaffensgebiet: der Meister wußte wohl am besten, welche Grenze er, ohne in die Gefahr des Zerscheiterns zu geraten, nicht überschreiten dürfe. Und so begnügte er sich, das Drama, wie die Freier „den Bogen des Odysseus, betrachtend in der Hand zu halten". Ein schöner Beweis der Selbstzucht bleibt diese Entsagung immer.

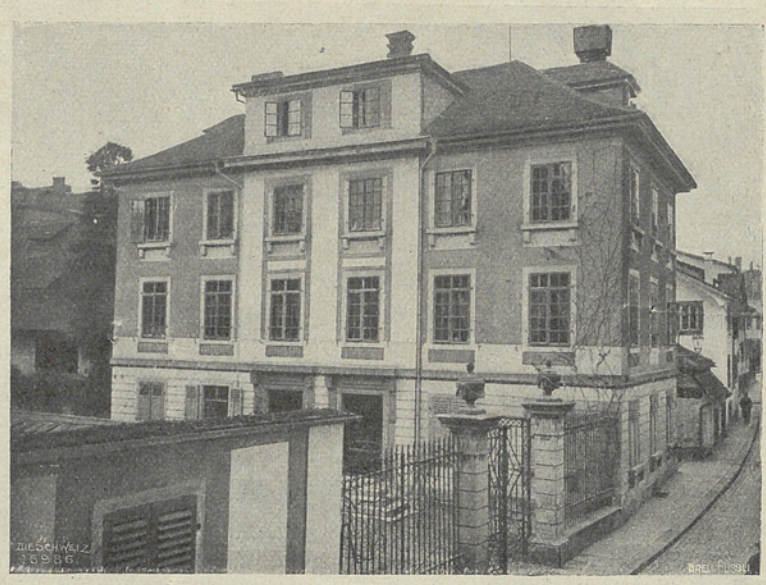
Dem tiefen Ernst, der Meyers dichterisches Schaffen durchzieht und der sich wie bei Schiller zuweilen zu einem schönen



Abend (italien. Landſchaft).

Nach dem Temperabild von Albert Franzoni, Genf.

sittlichen Heroismus steigert, entspricht es ganz, daß er seiner Leistung und Leistungsfähigkeit mit einem geheimen Mißtrauen und einem nagenden Zweifelsinn gegenübersteht, der ihm fremde Kritik und Beratung zu einem Bedürfnis macht. Die hemmenden Zweifel an seinem Dichterberuf haben ihn ja eigentlich erst verlassen, als ihm auf die im Hutten gestellte bange Frage „Ob ich ein Dichter bin?“ eine freudige Bejahung von der Kritik zuteil ward. Es gewährt einen fast wehmütig stimmenden Anblick, den nahezu Fünfzigjährigen seinem Verleger Haessel den Wink geben zu sehen, daß ihm die literarische Seite seiner Gedichtausgabe „Romanzen und Bilder“ näher liege als die ökonomische und daß „der Gedanke, einen bescheidenen Platz in der Literatur zu erobern“, ihn «le quart d'heure de Rabelais, d. h. die Stunde der Abrechnung für einmal vergessen“ lasse — worauf dann, als habe er sich auf einem schlechten Gedanken ertappt, die erschreckte Nachschrift folgt: „Sprechen Sie niemandem von meiner Ambition! Die Aeußerung ist konfidentiell und bleibt ganz unter uns!“ Ganz erstarb der Zweifel in ihm nie. Wenn er sich später nicht mehr auf sein Dichtertalent überhaupt erstreckte, so doch auf die einzelne Arbeit, die er gerade vorhatte oder die gerade seine Kunstschmiede verließ. Die andern mußten's ihm erst gesagt haben, wie sie geraten sei, ehe er ein neues Werk unter den Hammer zu nehmen sich getraute, mußten die Stellen bezeichnen, die einer Aenderung bedurften — denn schon wartete des fertigen Stücks die immer in Bereitschaft gehaltene Feile. Die von Sachlichkeit, vom Wohlwollen diktierte, mitratende und mittatende Kritik war Meyer stets ein Bedürfnis, für dessen Befriedigung er dankbar war. Schon als die ersten, schüchternen Kinder seiner Muse sich hervorwagten, zeigte er ein fast leidenschaftliches Verlangen nach einer schonungslosen Beurteilung seiner Versuche: «J'ai besoin d'être rudement critiqué», schreibt er 1861 seinem Freunde Felix Bovet. „Darf ich Ihnen einige Kleinigkeiten zur Beurteilung senden?“ bittet der bereits auf einer beträchtlichen Höhe des Ruhmes Stehende später seinen jungen Verehrer Adolf Frey und fügt hinzu: „Sie senden sie mir mit einer scharfen Zeile, so scharf als möglich, zurück. Ich habe hier absolut keine Kritik, die mich orientierte, und das ist nicht gut. Vae soli!» Auch Fernerstehende geht Meyer wohl um ein Urteil an oder legt ihnen den daraufzielenden Wunsch nahe. In seiner „Abgeschnittenheit“, klagt er einmal dem befreundeten A. Meißner, sei es fast unmöglich, einen „Maßstab“ für seine Sachen zu haben. „Etwas Umgang mit tüchtigen Leuten täte mir wohl, wenn es sich würde machen lassen.“ Und seinen „lieben Mitstrebenden“ Adolf Calmberg bittet er gelegentlich dringlichst um eine Zusammenkunft und sein ihm „geradezu unentbehrliches Urteil“ über das neue Gedicht (Engelberg), da er bald an die letzte Ueberarbeitung gehe. So unentbehrlich das fremde Urteil Meyer als Orientierungsmittel über sich selbst aber auch sein mochte: im Einfordern überschritt er niemals die Grenze einer gewissen vornehmen Zurückhaltung, die sich je nach seinem Verhältnis zu den Befragten sehr unterschiedlich abstufte. Wo er nicht eine starke Anteilnahme an seinen künstlerischen Bestrebungen verspürte, suchte er eine Kritik niemals zu veranlassen; es war ihm „bei seiner Natur unmöglich, etwas dafür zu tun“, ja, er konnte sie sich verbitten, wo er, wie gegenüber Felix Dahn, sich dem Argwohn ausgesetzt fühlte, als fordere er eine Gegenleistung; denn — schreibt er — die „Mechanik von Dienst und Gegendienst“ langweile ihn.



Stammhaus der Familie C. F. Meyers an der Stadelhoferstraße in Zürich, wo der Dichter 1857—1862 wohnte (Phot. Berthy Moser, Zürich).

Meyer achtete die Kritik im allgemeinen aber auch wohl zu gering, als daß er sich hätte bemüßigt fühlen können, auf sie mit den Hebeln weitreichender Bekanntschaften und einflußreicher Beziehungen fördernd oder gar bestimmend einzuwirken. Wo sich das „sonst so strenge Gesetz der Gegenseitigkeit, des Gegendienstes“ in seinen literarischen Freundschaften nicht umgehen ließ, da war es ihm Herzensbedürfnis, diese Gegenseitigkeitsverhältnisse „zur Dankbarkeit gegen den Aelteren und gegen den Jüngeren zu echtem, wahrem Wohlwollen zu veredeln“. Irgend welche Handreichungen wurden dabei nicht gemacht, Wünsche nicht ausgesprochen. „Was ich von der Besprechung berührte, ist hinfällig,“ bedeutet er einmal nach einem augenscheinlich vorangegangenen Gespräch seinem Kritiker Adolf Frey. „Ich mache es mir zum unverbrüchlichen Gesetz, mich von jeder Beteiligung, wenn es auch nur die Andeutung eines Wunsches wäre, an dem öffentlichen Urteil über meine Sachen frei zu halten.“

(Fortsetzung folgt).

Liszt und Wagner als Verherrlicher der hl. Elisabeth.

Zum 19. November 1908.

Nachdruck (ohne Quellenangabe) verboten.

„Es ist nicht immer nötig, daß das Wahre sich verkörpere, schon genug, wenn es geistig umherschwebt und Uebereinstimmung bewirkt, wenn es wie Glockenton ernst-freundlich durch die Lüfte wogt“ (Goethe). Ein herrliches Wort eines bewußten Genies! Im Genie ist ja immer die Wahrheit verkörpert, Genie ist von Gott, ist Inspiration und muß daher, oft selbst gegen den Willen des Trägers, für die göttliche Wahrheit Zeugnis ablegen. Es wäre leicht, dies mit Dutzenden von Belegstellen aus Shakespeare, Schiller, Goethe, Richard Wagner zu illustrieren. Aber auch dann, wenn die Wahrheit sich nicht verkörpert hat, wenn es der Welt an einem menschgewordenen Genius fehlt, auch dann wogt die Wahrheit ernst-freundlich mit den Glockentönen durch die Lüfte und durch die Herzen.

Das ist unsere Zeit. Es ist zwar möglich, daß ein Genie unter uns lebt — ist es doch schon vorgekommen, daß es als solches erst nach seinem Tode erkannt wurde — aber es ist sehr unwahrscheinlich. In der Poesie leben wir immer noch und wieder aufs neue von Schiller und Goethe und den Roman-

M ..... N° .....

ARGUS SUISSE DE LA PRESSE

J. GRUNBERG & Cie

Schweizer Argus der Presse

GENÈVE — 23, Rue du Rhône, 23 — GENF

Adr. télégr. : Coupures Genève. — Téléphone 4005

Bureau de coupures de journaux sur tous sujets et personnalités. Traductions en toutes langues. Travaux de rédaction.

Bureau für Zeitungsausschnitte, Personalnachrichten, Uebersetzungen.

CORRESPONDANTS : — VERTRETUNGEN :

Paris, Berlin, Vienne, Londres, Rome, Christiania, Buda-Pest. Boston, Amsterdam. New-York. Mexico.

Journal : Die Schweiz Zürich

Adresse :

Date : 7 - DEC 1908

VOIR AU VERSO

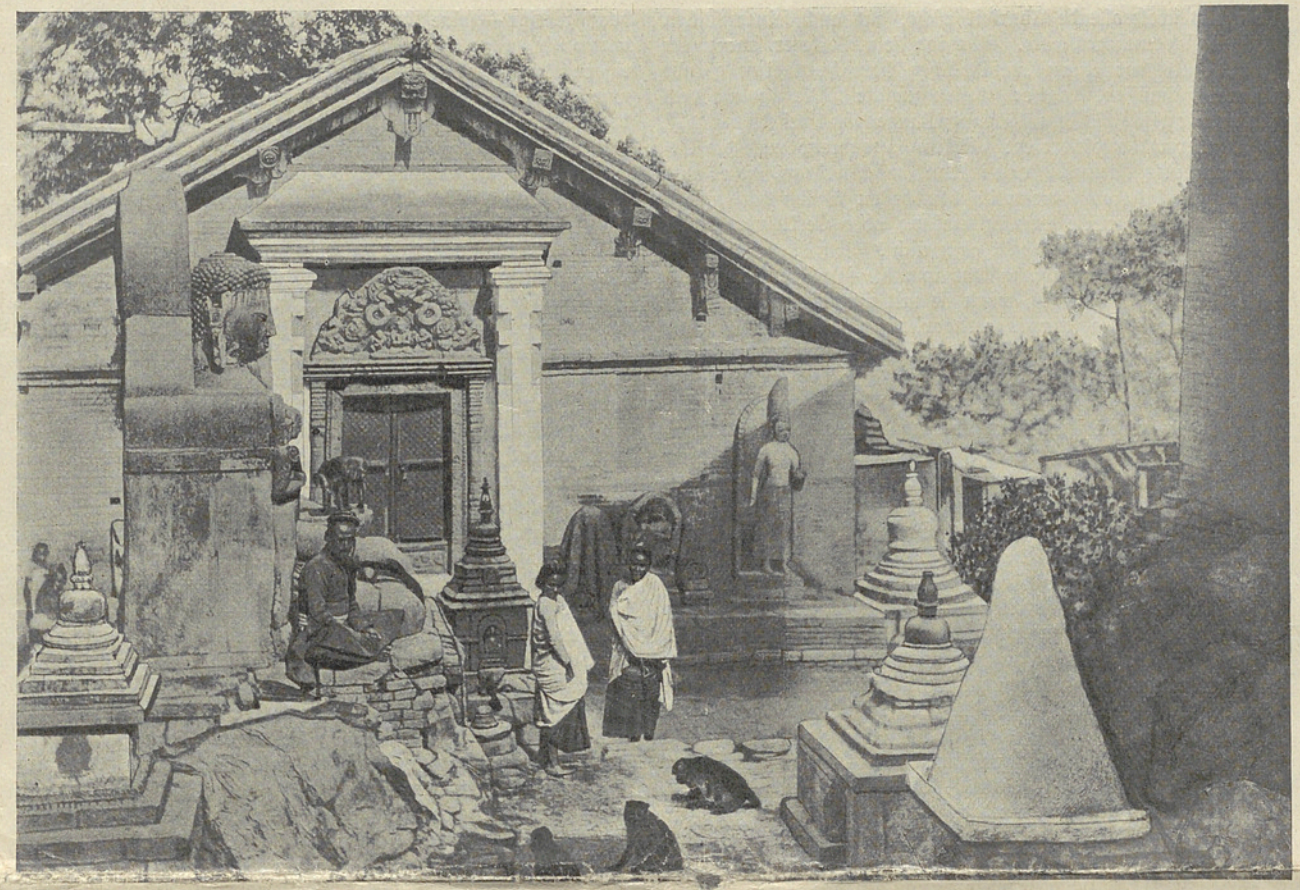
ZENTRALBIBLIOTHEK ZÜRICH

Tarif Fr. 0.30 par coupure — per Ausschnitt

Tarif réduit, paiement d'avance, sans période de temps limité.	par	50	coupures. . . .	Fr. 13.50
	»	100	»	» 25.—
	»	250	»	» 55.—
Ermässigter Tarif. Vorausbezahlung ohne bestimmten Ablaufstermin	»	500	»	» 105.—
	»	1000	»	» 200.—
	»	2000	»	» 390.—

On traite à forfait, au mois, au trimestre, à l'année.

Zeit-abonnements (1/4, 1/2, 1/1 Jahr) nach spezieller Vereinbarung



Auf dem „Gipfel der Toleranz" Abb. 5. Der Affe auf dem Buddha-Standbild.

Backofen in die Oeffnung hineinschob, aus der das frühreife Affenbaby ohne Säumen alles wieder herausopferte, was der biedere Nepaler kurz zuvor vertrauensvoll in die Nische hineingeopfert. Es sah einem spiritistischen Wunder gleich, wie die Nüsse aus der dunkeln Luke hervorgesaust kamen. Statt auf die Mittagstafel der Mönche gerieten so all die guten, Gott geopferten Gaben in die Klauen und Kehlen der diebischen hochheiligen Bande, die nach vollbrachter Tat den hoffnungsvollen Sprößling aus der Lücke des Schutznetzes am Schwänzlein herauszog, rasch die Backentaschen bis zum Platzen vollpackte und sich dann seitwärts in die Baumwollbüsche schlug.

Bald aber erschien die nette Familie nochmals auf der Bildfläche, um sich mit einer Schar ähnlich reuig scheinender Sünder vor einem wohltätigen Pilger niederzulassen, der nach vollbrachtem Opfer neben einem aus Stein gemeißelten Buddhakoloß gleich diesem in geistliche Beschaulichkeit versenkt dasaß (s. Abb. 5). Kaum wendete aber der nachdenkliche Mann das Gesicht nach mir und meinem unheimlichen Kasten herum, da konnte einer der Frivolsten aus der Bußfertigkeit heuchelnden Runde der Versuchung nicht widerstehen: flugs hupfte er in die Handschale des riesigen Standbildes, um seinen unten lauernden Spießgesellen den Reis zuzuschaufeln, die ihn eiligst in den unersättlichen Schlund stopften, jedoch dabei bereits ein paar sich nähernde Weiber oder vielmehr deren vielversprechenden Gabenkorb mit den Augen verschlangen. Der zu Häupten des beraubten Spenders hockende Affe aber schien kriegslistig nur darauf zu warten, daß der Geprellte sich wieder der Opferschale zuwendete; denn sobald dies geschah, schlug er ihm höhnisch den kleinen schwarzen Turban über die Ohren und vom Kopfe herunter, damit der Diebstahl nicht sogleich bemerkt werden konnte.

Doch auf dem „Gipfel der Toleranz" blieb schließlich auch diesem meinem Leidensgenossen kaum etwas anderes übrig, als gute Miene zum bösen Spiel zu machen, die Langarme mausen zu lassen, soviel sie erraffen konnten, und mit einem duldsam-lächelnden „Leben und leben lassen!" die holprigen Stufen der Swayambunathtreppe behutsam hinunterzusteigen.

Dr. Kurt Boeck, Bern.

Nekr

Conrad Ferdinand Meyer, der Dichter und Mensch.

Mit sieben Abbildungen. Nachdruck (ohne Quellenangabe) verboten.

(Fortsetzung).

In der Bewertung und in der persönlichen Aufnahme der Kritik wußte Conrad Ferdinand Meyer immer jene hohe Linie innezuhalten, die den großen Künstler, dem es stets um die Sache zu tun ist, von dem literarischen Streber, dem es stets um seine Sache zu tun ist, unterscheidet. Ernsthaft und nachhaltig erbosen konnte sich der Meister selbst

über das übelwollende Aburteil nicht, das auch seinem stillen Wirken sich entgegenstellte. Als ihn sein Verleger vor einem Kritiker als vor einem „gefährlichen Menschen" einst glaubt warnen zu müssen, fragt er gelassen zurück: „Wie und wodurch soll er mir gefährlich sein, hier auf Wangensbach bei Küsnacht?" Ein andermal meditiert er: „Seltsam, während mich die Erkältung eines Freundes quasi krank machen kann, ist es mir rein unmöglich, auch wenn ich den besten Willen hätte, mich über eine literarische Verunglimpfung oder Verkleinerung im geringsten zu ärgern; es geht eben nicht." Ließ Meyer die böswillige Herabsetzung kalt, so war ihm die sachliche Kritik hoch willkommen. Er liebte es, wenn sie mit einem kräftigen Körnchen geistigen Salzes durchsäuert war, wenn sie in festem Schritt und Tritt einherging und eine gewisse Herbigkeit und Selbstherrlichkeit des Verfassers durchscheinen ließ: so waren ihm die Kritiken Adolf Freys eine Wohltat und ein hohes Labsal. Dahingegen konnte ihm, dem die „albernen Bewunderungszuschriften" aus dem Publikum ein Greuel waren, jedes Zuviel von Lob leicht Unbehagen bereiten. „Ihr Artikel ist ganz vorzüglich," schreibt er seinem nahen Freund François Wille einmal, „und hat jenen mir so lieben Stachel, der das Buch besser empfiehlt als ein im Ohr des Lesers schlafendes dummes Lob." Ein andermal an Adolf Frey: „Die paar Dämpfer kann ich nicht tadeln. An ihrem Artikel wünsche ich kein Pünktchen anders." Meyer ist ferner für das Eigenrecht der Kritik so ernsthaft eingenommen, daß er es seinem weniger weitherzigen Verleger einmal bedeuten zu müssen glaubt. „Das Urteil von Frey," schreibt er, „ist in keiner Weise ungerecht; er hat die Schwäche meiner Novelle sehr gut demêliert und ist durchaus in den Grenzen seines kritischen Rechts geblieben." Bei all dieser über die kleinliche Subjektivität der Verfassereitelkeit hocherhabenen Gerechtigkeit hatte Meyer dennoch ein feines Ohr für den Eigendünkel jener posierenden Kritik, welche die hochfahrende Geste überlegener Kennerschaft niemals mit dem verehrenden Aufblick sich neigender Bewunderung vertauschen zu dürfen glaubt. „Andere mir vorliegende Rezensionen," schreibt er einmal Adolf Frey mit leiser Ironie, „markieren recht deutlich die Linie der Anerkennung, die gegenwärtig nicht überschritten werden darf."

Obgleich Meyer vonseiten der Kritik — der öffentlichen wie der privaten — im allgemeinen eher Ermunterung und Lobspruch als Enttäuschungen und Abweisungen erfuhr, so behielt er doch eine eigene Zagheit und Unsicherheit in der Einschätzung seiner künstlerischen Gesamtleistung allezeit bei. „Im allgemeinen," schreibt er an Rodenberg, „finde ich, daß ich überschätzt werde; man übersieht das Karge und Fragmentarische meiner Natur." Aehnlich an Louise von François im Jahre 1884 (nachdem der „Hutten", „Jürg Jenatsch", „Engelberg" und die Novellen „Das Amulet", „Der Schuß von der Kanzel", „Der Heilige", „Plautus im Nonnenkloster", „Gustav Adolfs Page", „Das Leiden eines Knaben" und die „Gedichte" der Welt bereits geschenkt waren): „Die Wahrheit ist, meine Sachen sind erträglich als Studien, die Werke müssen erst kommen." Ja, noch im Jahre 1889 ordnet er sich den Freunden Meißner, Greif, Lingg mit den ernsthaft gemeinten Worten unter: „Sie wissen, ich bin ein Freund des Läßlichen, um so mehr, da ich mich selbst als einen Dilettanten betrachte — freilich einen von der besten Sorte."

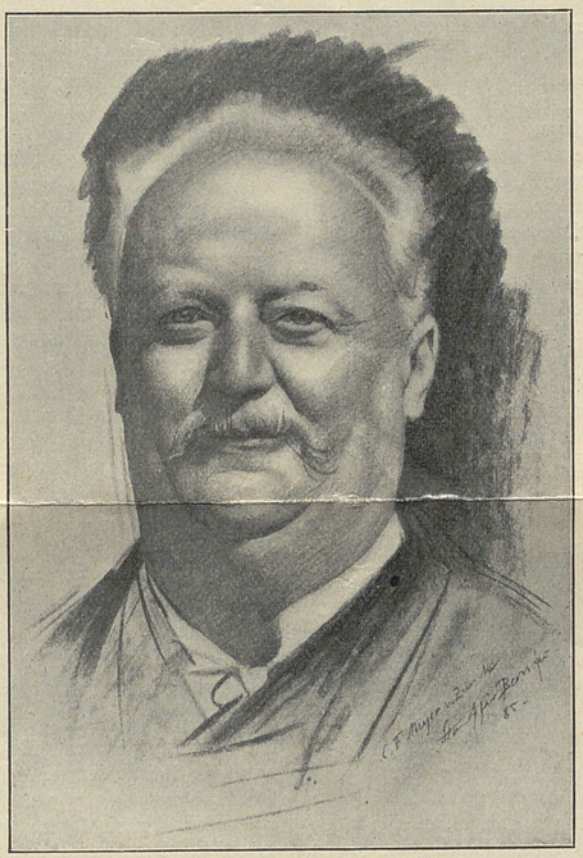
Diese merkwürdige Selbstunterschätzung des Dichters mochte einmal zusammenhängen mit der ihm eigenen, schon oben berührten Gleichgültigkeit gegenüber seinen fertigen herausgestellten Schöpfungen — das Gestaltete überzieht sich ihm schnell mit einem erkältenden Hauch, es verliert den Reiz und die Gewalt des unmittelbar aufquellenden Empfindens. „Ich selbst denke von meinem Geschriebenen sehr mäßig," bekennt er dem Freunde Calmberg in diesem Sinne, „desto vorteilhafter von dem noch auf der Esse Liegenden, um das noch die Flamme der Phantasie züngelt." Zum andern war Meyer so sehr zur Ueberschätzung seiner „lieben Mitstrebenden" geneigt — seine Rezensionen der Felix Dahnschen und Hermann Linggschen Poesien geben Zeugnis davon — daß ihm die eigene Wertigkeit dabei zusammenschrumpfen mochte. Zum dritten war ihm jenes quälende Gefühl der eigenen Unzulänglichkeit in hohem Grade eigen, das sich allen tiefer angelegten und insonderheit den auf's Tragische gestimmten Naturen als ein peinigender Stachel so leicht einstellt. Und endlich besaß Meyer eine Eigenschaft, die, wenn sie nicht Selbstunterschätzung stets im Gefolge hat, so doch vor dem Gegenteil zu bewahren geeignet ist: eine genaue Kenntnis seiner dichterischen Schwächen. „Ich kenne meine Schwächen vollkommen und weiß, wie wenig Chancen ich habe durchzudringen," bekräftigt er schon am Anfang seiner Dichterlaufbahn. Zahlreich sind die Briefstellen, da er diese Schwächen mit weisendem Finger berührt: bald findet er, daß seine Sachen „einen sentimentalischen Zug" haben, den er an sich „kennt und verachtet", bald möchte er sich „von manchem Manierierten befreien", bald fürchtet er, man werde „das Schroffe und Sprungartige" seiner Manier verdoppelt finden, bald vergleicht er seine „Einbildungskraft", die er eben noch ein stolzes „Saumroß" nannte, einem armen „Maultier". Zahlreicher noch sind die eigenen Aussetzungen an den einzelnen Werken. Am „Hutten" sind ihm „die Mängel sichtbar und das Primitive, die Abwesenheit der Komposition, das hölzerne Metrum und anderes nicht sehr erbaulich" — noch nach der Umarbeitung, die darauf abzielte, die „sentimentalen Züge und die Sterbemonotonie wohltätig zu unterbrechen" und die Gestalten des „frechen" Ritters etwas zu „vermännlichen und zu verwildern". Die Dichtung „Engelberg" eignet er wiederholt „nur der weiblichen Sippe" seiner Bekannten zu, „für diese selbst es zu gering haltend". „Jürg Jenatsch" ist ihm „sehr manieriert", die einzige Lucretia ausgenommen, die echt ist. („Mir däucht, ich sollte etwas weit Größeres und Freieres machen können"). Der „Schuß von der Kanzel" ist „von geringem Motiv" und ein „tolles Zeug", das ihm „eigentlich nicht zu Gesicht steht". Dem „Heiligen", findet Meyer, ist der von der Kritik gerügte „düstere Ton" wirklich eigen, und er meint seinen Sachen „etwas mehr Leuchtkraft" geben zu müssen. Dem „Mönch" gesteht er „Eigenschaften" zu, „aber," schreibt er Spitteler, „die Gemütstöne, die im Grunde allein ganz mächtig wirken, sind bei weitem nicht stark genug angeschlagen". Außerdem entdeckt er ihm „drei Klippen":

1. „Seine scheinbare Frechheit stößt die Mittelschichten;
2. Das auf's äußerste getriebene Ineinanderschlingen von Erzählung und Hörerkreis erscheint raffiniert und strengt zu sehr an;
3. Der Stil ist zu epigrammatisch."

Daß der „Pescara" „trotz der mangelnden Handlung („er ist vorwiegend lyrisch") und seiner einzigen Situation: dem Hervortreten der Wunde" so stark wirkt, erscheint ihm seltsam; er ist geneigt, es mit der Krankheit des Kronprinzen Friedrich in Verbindung zu bringen. In der Angela Borgia bereitet ihm nach so großen Anfängen der Schluß Bedenken: er ist „durchaus versöhnend, aber fast idyllisch". — Wenn der Dichter nach rückwärts schauend sein Lebenswerk betrachtet, so tut er das, „nicht ohne ein Gefühl der Wehmut". „So viel angestrebt und so wenig erreicht" — so lautet das Schlußurteil, das er unter das einzelne Werk, das er unter die künstlerische Gesamtleistung seines Lebens setzen möchte. Auch die rechtschaffene Selbsterkenntnis steigert sich ihm zu einer tragischen Lebensstimmung, die das schmerzhafte Gefühl der Diskrepanz zwischen Wollen und Vollbringen nicht verwinden kann.

Merkwürdigerweise entsprach der Schärfe dieser Selbstkritik keineswegs ein aktives, sich auch an andern auslassendes kritisches Talent, wie wir es bei Meyers Seelenverwandtem, Friedrich Schiller, so stark ausgebildet finden. Der Dichter erklärte selbst, daß er zum Rezensenten nicht geboren sei. Zusammenhängend hat sich Meyer auch nur über die Gedichte und Trauerspiele von Felix Dahn und Hermann Lingg geäußert, in einer mehr interpretierenden als kri-

tisierenden Art — und dazu mit großem Wohlwollen, wie denn das Wohlwollen nach einem eigenen Eingeständnis ihn leicht zu bestechen vermochte. Sonst entwickelte Meyer seine künstlerischen Grundsätze nur im Gespräch, konnte aber hierbei (wie dies Adolf Frey in seiner Biographie sehr drastisch erzählt) aus seiner gewöhnlichen Zurückhaltung heraustretend mit gründlichen Auseinandersetzungen und feinen Anmerkungen überraschen. Den Grund dieses kritischen Unvermögens erblickt Adolf Frey in einer bei den großen Produktiven oft wiederkehrenden Art von Besessenheit: sie sind von ihren Werken zu sehr erfüllt, als daß sie sich in andere dauernd versenken könnten. Und in der Tat findet diese Ansicht in einem nachdenklichen Wort Meyers — wie so manches in der Biographie Freys Gesagte — eine Bestätigung: „Die Sache ist," so äußert er sich einmal über das Verhältnis von Künstler und Kritiker, „daß von den namhaften Schriftstellern jeder so voll von sich selbst ist, daß ihm jedes liebevolle oder auch nur gerechte Eingehen auf Fremdes eine schmerzhafte Bewegung ist." Vielleicht aber steigerte dieses völlige Erfülltsein von den Einflüsterungen des eigenen Genius sich unserem Dichter auch zu jener religiös-andachtsvollen Ahnung höherer Herrlichkeiten, der gegenüber all Menschenmüh'n und Menschenwerk in einer so ohnmächtigen Kleinheit erscheint, daß sie eine dauernd-ernsthafte Betrachtung nicht recht zuläßt: „Die Fülle der großen, ewigen Dinge um uns her ist ja derart," läßt Adolf Frey ihn sagen, „daß alles, was wir tun und unternehmen, dagegen verschwindet ..." Es war zuviel große Resignation und auch wiederum ein zu hoch hinaufstrebender idealer Zug in Conrad Ferdinand Meyer, als daß er in der hochnotpeinlichen Abwägung der literarischen Gegenwartserscheinungen — und alle Kritik, die zunftmäßige zumal, ist ein hochnotpeinliches Verfahren — ein dauerndes Genügen hätte finden können.



Conrad Ferdinand Meyer.
Nach Zeichnung von Karl Stauffer-Bern (1885).
Vgl. „Die Schweiz" X 1906, 6.

Obwohl also Meyers Innere zu voll von sich selbst und auch zu weit und groß angelegt war, als daß er ein Kritiker hätte werden oder sein können, so konnte er doch, zumal im brieflichen Verkehr, mit wenig Worten über Kunstwerke und Persönlichkeiten trefflich kennzeichnende Urteile abgeben. So, wenn er Paul Heyse „viel Grazie und deutsche Grazie" nachrühmt, so, wenn er Wildenbruch „einen guten Jungen mit Blut in den Adern" nennt, wenn er Dostojewskis „Verbrechen und Strafe" als ein „krankhaftes Meisterstück" bezeichnet, woraus „ein Gesunder unendlich viel lernen, eigentlich Anatomie studieren" könne, und wenn er Mozarts Musik als ein „süßes Feuer" empfindet und in derjenigen Beethovens „eine Gewalt und Steigerung" sich aufbauen hört, die ihm „mit tausend Zungen predigt, was Stil ist".

Am einläßlichsten beschäftigt sich Meyer wohl mit seinen Landsleuten: Adolf Frey, Gottfried Keller, J. V. Widmann und Carl Spitteler. Von allen am nächsten steht ihm Adolf Frey, sein Kritiker, der ihm am liebevollsten und eifrigsten seine poetischen Gestaltungen beurteilt. Meyer erwidert diese Liebe mit dem ganzen Enthusiasmus seines tiefeingesessenen Wohlwollens und nimmt an den wissenschaftlichen wie an den poetischen Schöpfungen des Jüngern wärmsten Anteil. Sein Urteil über Freys Gedichte lautet: „Ich habe eben Ihre Sammlung durchlaufen und muß Ihnen doch gleich mit einer freudigen Zeile sagen, daß sie mir, Lyrik und Epik, einen vollen und bedeutenden Eindruck macht; zuerst den der Wahrheit und dann auch, wie Sie selbst sagen, den des ‚Glanzes und der Stärke' ... Zuerst zu der virtuosen Form. Eine Mannigfaltigkeit von Klang und Farbe! Von dem eisernen Tritt bis zu der größten Anmut, von der böcklinschen Landschaft bis zu der Holländerei. Was den Gehalt betrifft, ist wohl das Lyrische gleichwertiger als das Erzählende. Einige Balladenmotive scheinen mir nicht zu voller Gestaltung gekommen zu sein ... In der Lyrik ist das Schönste und Ergreifendste! Das Leitmotiv: der Umgang mit dem Tode, wird angenehm variiert von der Tanzlust und der Kriegslust. Letztere ist echt schweizerisch und tut sehr wohl. Summa: aus dieser Lyrik tritt eine unverstellte Individualität hervor und gewinnt durch ihre Ehrlichkeit."

(Schluß folgt).

Neue Bücher von Isabelle Kaiser und Ernst Zahn.

Das neue Buch unserer populärsten Schweizerdichterin „Die Friedensucherin", das den Untertitel „Roman aus dem Leben einer Frau" trägt*), ist ein Tagebuch in drei Teilen. Kein fingiertes Tagebuch; denn, wenn auch die äußere Form das Kunstwerk erkennen läßt, inhaltlich ist dieser Roman Wirklichkeit und seine Heldin niemand anders als die Dichterin selbst. Mit der ganzen natürlichen, fast rührenden Offenheit, die ihr eigen ist, läßt uns Isabelle Kaiser dies durch einen spinnwebedünnen Schleier harmloser Verhüllungen hindurch deutlich genug erkennen. Das Buch ist eine Lebensbeichte, ein Glaubensbekenntnis, und weil es das Geständnis eines tiefen und reifen und unendlich reinen Menschen ist, muß es auch ein gutes und erhebendes Buch sein. Was wir von der Dichterin Isabelle Kaiser wissen, daß sie ihre Kunst aus träumerischen, fremdartigen Welten mehr und mehr auf kräftigen gesunden Heimatboden und in eine helle bergwürzige Luft getragen hat, lernen wir in diesem Buche im Miterleben menschlich verstehen: die innerlich Zerrissene, körperlich und seelisch zum Tode Ermattete findet in der gesunden und herben Einsamkeit, in der Berührung mit schlichten, armen, werkenden und leidenden Menschen und in der

*) Köln a/Rh., Verlag und Druck von J. P. Bachem (1908). Brosch. Mk. 3.—, geb. Mk. 4.—.

M ..... N° .....

ARGUS SUISSE DE LA PRESSE

J. GRUNBERG & Cie

Schweizer Argus der Presse

GENÈVE — 23, Rue du Rhône, 23 — GENF

Adr. télégr. : Coupures Genève. — Téléphone 4005

Bureau de coupures de journaux sur tous sujets et personnalités, Traductions en toutes langues. Travaux de rédaction.

Bureau für Zeitungsausschnitte, Personalnachrichten, Uebersetzungen.

CORRESPONDANTS : — VERTRETUNGEN :

Paris, Berlin, Vienne, Londres, Rome, Christiania, Buda-Pest. Boston, Amsterdam. New-York. Mexico.

Journal : Die Schweiz Zürich

Adresse :

Date : 15 JAN 1909

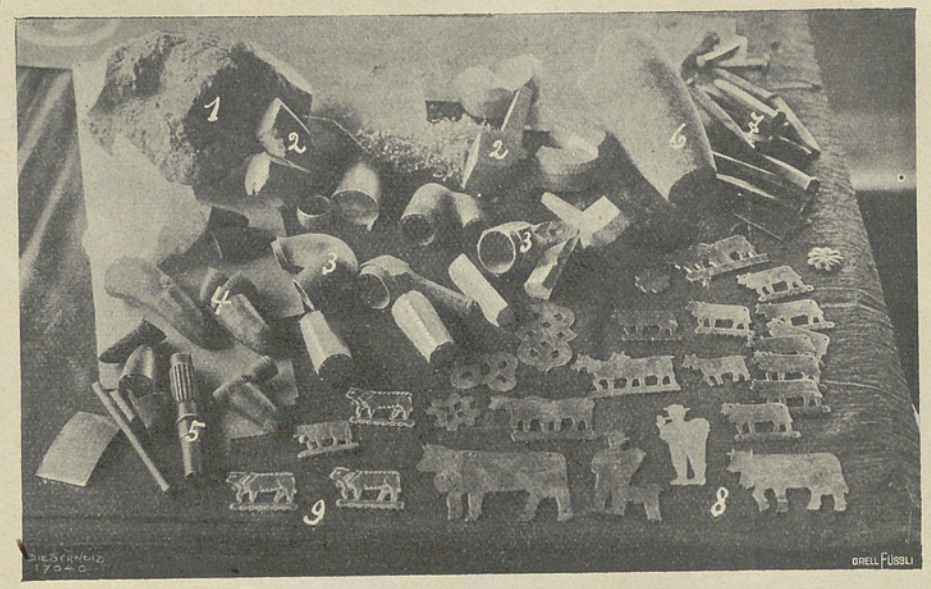
VOIR AU VERSO

ZENTRALBIBLIOTHEK ZÜRICH

Tarif Fr. 0.30 par coupure — per Ausschnitt

Tarif réduit, paiement d'avance, sans période de temps limité.	par 50	coupures. . . .	Fr. 13.50
	» 100	»	» 25.—
	» 250	»	» 55.—
Ermässigter Tarif. Vorausbezahlung ohne bestimmten Ablaufstermin	» 500	»	» 105.—
	» 1000	»	» 200.—
	» 2000	»	» 300.—

On traite à forfait, au mois, au trimestre, à l'année
Zeit-abonnements (1/4, 1/2, 1/1 Jahr) nach spezieller Vereinbarung



Toggenburger Sennentracht. Aus der Werkstatt des „Schluchebuebs". 1. Ein Stück „Buchsmäser". 2. Zugeschnittene Stücke für Pfeifenköpfe. 3. Gedrehte und geformte Pfeifenköpfe. 4. Hornteile. 5. Aus einem Hornteil gedrehtes Pfeifenrohr. 6. Graphit-Tiegel zum Schmelzen des Silbers. 7. Verschiedene Bunzen, Ausschlageisen, usw. 8. Aus Messingblech ausgemeißelte Figuren für Hosenträger usw. 9. Figuren in fertigem Zustand, graviert.

auf seine Kammer zurück. Das Schuldgefühl in seinem Herzen breitete sich aus und widerstand allen Gedanken, die es tilgen wollten . . .

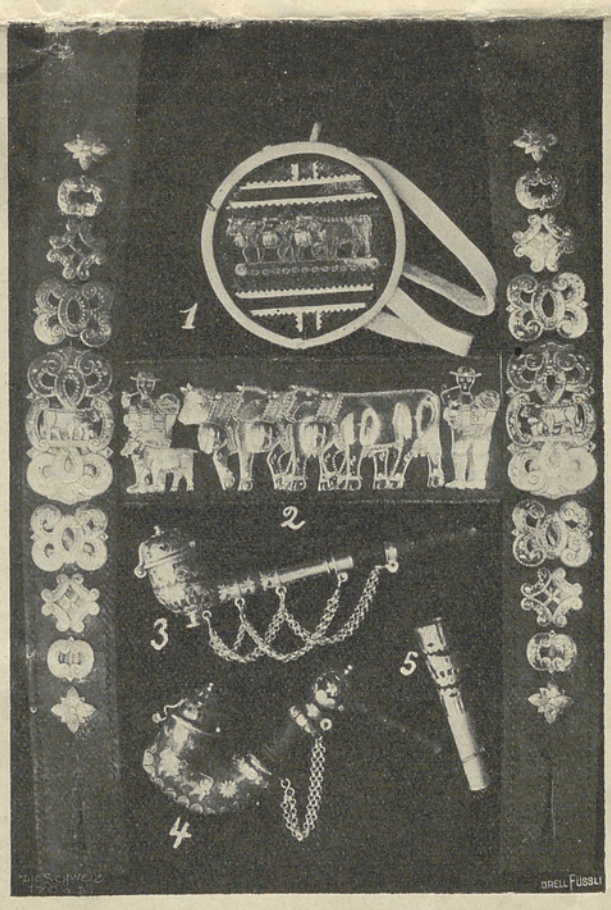
Der Eisprinz starb an seinen Wunden; aber für die Stadt und namentlich für alles, was Schlittschuh lief, blieb er lebendig, nur desto mehr lebendig, weil er so furchtbar eindrucksvoll gestorben war. Heinz Bräuer jedoch gewann nie den Mut, gegen die Erinnerung an ihn, bei den andern und bei sich selbst, mit seinen Künsten auf dem Eise aufzutreten. Vielmehr verlor er bald alle Lust am Laufen und gab es, von seinem Gewissen ebensosehr wie von dem nachglänzenden Ruhm des andern gepeinigt, noch im selben Winter gänzlich auf.

Nekr

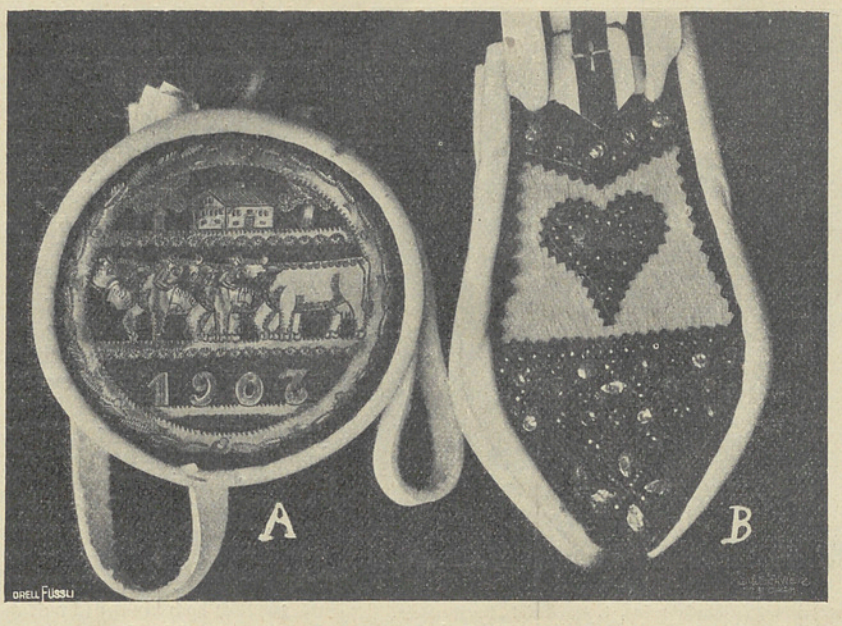
Conrad Ferdinand Meyer, der Dichter und Mensch.

(Schluß).

Conrad Ferdinand Meyer war ein zu vornehmer Mensch, als daß er sich als Mann der Oeffentlichkeit und des gesellschaftlichen Lebens im großen Stile hätte wohl fühlen können. „Sie kennen mich und wissen," schreibt er dem Freunde François Wille, „daß sich etwas sträubt in mir gegen die Betastungen der Menge." Die Betastungen der Menge: das war es, was ihn das Heraustreten in die Oeffentlichkeit, was ihn die in unserer lauten und durch und durch unvornehmen Zeit so vielfachen äußern „Anlässe" mit Fleiß vermeiden ließ. So kann er auch das ganz auf den äußern Erfolg gestellte Treiben der modernen Literaten nicht mitmachen: es fehlt ihm „ein Segel" — „der gewöhnliche Literaten-Ehrgeiz, die Freude am Hervorglänzen im großen Publikum"; er ist nur „fleißig um der Sache willen". Darum lassen ihn auch „die Gebärden des literarischen Marktes", wie er sie „aus der Ferne in den Zeitungen" sieht, im Innersten kalt: „sie verwirren mich nicht und belehren mich nicht." Vor allem aber widersteht seiner ehrlichen und ehrenhaften Natur die kluge Berechnung in der Eroberung und Verteilung persönlicher Gunst: „Es ist mir lieber, daß die Jungen auf mich schimpfen als mich loben; denn den leisesten Argwohn eines Kalküls in meinem Wohlwollen ertrage ich nicht, vous savez." Meyer mochte es für nötig finden, das zu unterstreichen: er sah wohl, daß ein untadeliges Verhalten in Dingen des literarischen Verkehrs im Zeitalter der Presse nicht die Regel ist. Sah wohl, welche Macht die Reklame, deren Feind er sich nennt, und diejenigen über Sein und Nichtsein des schaffenden Künstlers erlangt haben, die sie machen. Er wußte, welch ein Netz von Gegenseitigkeitsbeziehungen und persönlichen Interessen die literarische Welt überspinnt, und kannte die Mittel der Literaturmache, wenn er sie auch nur eine langweilige „Mechanik von Dienst und Gegendienst" nannte. Hatte er indessen seine „ethischen Anwandlungen", wie er die Reaktionen seines guten Geschmacks in den Dingen des Wohlverhaltens und seines guten Gewissens nannte, so konnte er gestehen, daß ihn „das Literatentum bis ziemlich hoch hinauf schrecklich anekele . . ." Die Sitte unserer Dramatiker (die an sich nicht besser wird, weil sie unserer charakter- und stillosen Zeit so trefflich zu Gesichte steht), hinter der Kulisse stehend um Publikums Beifall zu betteln, hätte dieser letzte Ritter einer vornehmern Lebensart gewiß nicht zu der seinigen gemacht — er war noch von der Sorte jener sagenhaft gewordenen Dichter, denen der Menge Beifall bang machen konnte. Meyer setzt der Liebe zur Oeffentlichkeit, die unsere Zeit beherrscht, eine



Toggenburger Sennentracht. 1. Tabaksbeutel. 2. Hosenträger. 3. Tabakspfeife, lange Form. 4. Tabakspfeife, gebogene Form. 5. Zigarrenspitz.



Toggenburger Sennentracht. Tabaksbeutel. A. Gewöhnliche runde Form (die Figuren mit Jahrzahl und Kranzeinfassung sind aus einem Stück Messing hergestellt). B. Längliche Form, ohne Messingbeschläge.

Liebe zur Beschränkung auf den kleinen Kreis entgegen: den Kreis der vertrauten Freunde und den Kreis der Häuslichkeit und den der Familie. Er hat einen „Zug" und auch eine ausgesprochene „Neigung", sich „zu isolieren", aber, wie er hinzufügt, „durchaus nicht aus Timons Launen", sondern aus „reiner Liebe zu seinen vier Pfählen". Die vier Pfähle, dies war allerdings seine Welt, besonders seit sie ihm in Kilchberg ein behagliches und schön gelegenes Heim umgrenzten. „Mein Eigentum," schreibt er an Hermann Lingg, „wird mir täglich lieber. Heute zum ersten Male schreibe ich in einem kleinen, die Seebreite, wenigstens zehn Kirchtürme, die ganze Flucht der Hochgebirge weitumschauenden Zimmer, das ich mir oben eingerichtet und wo ich mich aufhalte, wenn ich nicht zu Hause bin." Und welch heimelig-tiefer Ton klingt nicht aus den Worten: „Auch wir genießen den Frühwinter. Jedes frühe Einnachten und Lichteranzünden ist mir ein Fest."

Die vornehme Stille und Zurückgezogenheit, die das äußere Leben Conrad Ferdinand Meyers so wohltuend beherrscht, kehrt sich ihm auch nach innen. Er hat „an Grobheiten keine Freude", er „mag das Grollen nicht". Er ist auch ein tiefbescheidener Mensch. Selbst wo es sein Heiligstes, seine Kunst gilt, der er mit priesterlichem Ernst und mit „heiliger Scheue" waltet, beansprucht er nie ein Sondermaß, eine Sonderstellung für sich: als er einst einer Gesellschaft von Freunden fern bleiben muß, um nicht aus der günstigen poetischen Stimmung gerissen zu werden, läßt er Unpäßlichkeit vorschützen, den wirklichen Grund, „die Kontinuität seiner Arbeit", will er verheimlicht wissen: „*es wäre zu prätentiös!*" Vornehm und bescheiden ist ferner Meyers Haltung gegenüber der kleinen Welt, die ihm übel oder wenigstens nicht wohl will. Er ist nie aggressiv, er macht kein Wesen von sich, wo er, offen oder versteckt, angegriffen wird. Er läßt die Bosheit der Welt, wenngleich sie ihn peinigt, von sich abgleiten, zahlt ihr nie mit ihrer Münze zurück: „Wie manchen Funken, der mir zugeweht wurde," bekennt er einmal Adolf Frey, „habe ich ausgetreten!"

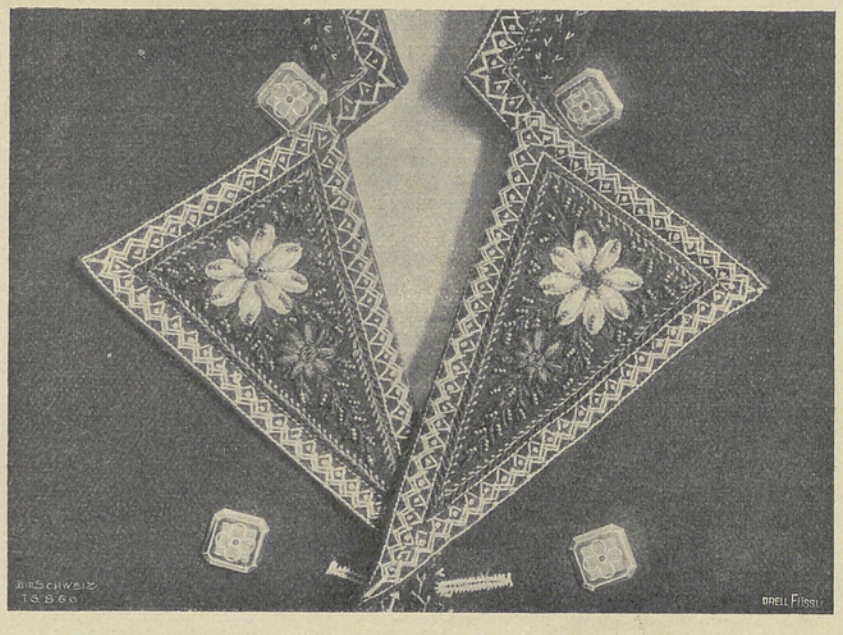
Auch aus dieser Vornehmheit der Gesinnung wächst ihm jene über das eigene Allzumenschliche triumphierende Gerechtigkeit zu, die ihn über den dumpfen Widerstand der Welt, den er in der Jugend sattsam erfahren, nie zu einer heftigen Gebärde hinreißt und ihn auch manch' unschöne Behandlung im Alter weise ertragen und sie aus ihren Ursachen als notwendig begreifen macht. Am schönsten weist sich dieses Gerechtigkeitsgefühl wohl in seinem Verhalten und in seiner Beurteilung gegenüber *Gottfried Keller* aus. Es ist kein erbaulicher Anblick, aus dem in der Freyschen Edition nun vollständig vorliegenden Briefwechsel zu ersehen, wie Meister Gottfried das mühsam verhaltene und heiße Werben des nahezu gleichaltrigen Zunftgenossen ignoriert oder gar „mit Ehrfurcht" ablehnt. Noch weniger schön, ihn die beinahe schüchternen Annäherungsversuche Meyers in einem Briefe an Storm als „unnötiges Wesen und Sichmausigmachen" schelten zu hören und zu gewahren, wie Keller geruhig eine Art von Sekte um sich herum entstehen läßt, die die anders geartete Kunst des anders gearteten Menschen Meyer mit undeutlichem Gemurmel aus dem Tempel zu schließen sucht. Meyer hat es den großen Landsmann nie entgelten lassen. Wo er, sei es öffentlich oder in vertrauten Briefen, über ihn spricht, geschieht es mit der Miene höchsten Respekts, ja warmer Verehrung. Die gerechteste Beurteilung — gerecht, weil er die außerpersönliche Ursache des Allzumenschlichen betont — hat er dem Menschen Keller in einem Briefe an Haessel zuteil werden lassen: „Jetzt, da er tot ist," heißt es da, „reinigt sich sein Bild für mich völlig von dem Gemeinen, das dem Lebenden anklebte und das *durchaus nicht in seinem Wesen lag*, sondern aus der Wirtshausumgebung und Weinatmosphäre, zu der er durch den Cölibat verdammt war, herstammte. Wenn sich jetzt der Tote zu einer Nationalgröße auswächst, so ist das für ein Land ein Glück, wo der Respekt immer seltener wird. An seinen sehr edeln patriotischen und sittlich tüchtigen Seiten haben die Schweizer zu lernen und seine Rohheiten machen ihn eben populär. Im Grund habe ich ihn lieb gehabt, und er mangelt mir geradezu." Von ähnlich gerechter und großer Gesinnung ist ein anderes briefliches Wort Meyers über den abgeschiedenen Meister Gottfried: „Obgleich ich, wie Sie wissen, mit Keller auf gar keinem Fuße stand, mangelt er mir doch und betraure ich ihn mehr, als mir eigentlich bei der Seltenheit unseres Umgangs erlaubt ist, ja ich habe mir beikommen lassen, etwas über ihn aufzuzeichnen, mit Vorsicht, von unserer letzten Unterredung erzählend, mehreres noch mit Genuß verschweigend. Sein Ende war eigentlich traurig, ein langsames Absterben, und hernach wollten seine Verwandten, die Bauern, noch sein patriotisches Testament anfechten, was ihnen aber hoffentlich nicht gelingt. Er war ein wunderlicher und genialer Mensch und gar nicht so einfach, oder sicher nicht so leicht zu kennen. Es ist wohl möglich, daß in seinem *Nachlaß* noch irgend *etwas Unangenehmes für mich* zu Tage tritt: es sei ihm *zum voraus vergeben* um all der *Freude* willen, die mir seine Schriften noch täglich machen ..."

Die große Gerechtigkeit, mit der Conrad Ferdinand Meyer die Menschen beurteilt und die menschlichen Verhältnisse abwägt, ist ohne Zweifel ein Ausfluß seiner auch dichterisch so stark ausgeprägten Objektivität, die man, wie Adolf Frey, leicht für Leidenschaftslosigkeit zu nehmen geneigt sein mag. Aber wenn Leidenschaft nicht nur da vorhanden ist, wo sie sich nach außen hin kund gibt, wenn sie sich auch ohne Wort und Gebärde im Menscheninnern austoben kann — dann ist Meyer doch wohl ein sehr leidenschaftlicher Mensch gewesen und bis ans Ende geblieben. Es geht ihm darin wie seinem Papst Clemens im Pescara, von dem es heißt: „So fein er spinnt und so bedacht er redet, er ist doch innerlich ein leidenschaftlicher Mensch." Und gesteht Meyer doch auch selbst nach dem Zeugnis August Langmessers*): „Vor allem bin ich ein Mann,

*) August Langmesser, Conrad Ferdinand Meyer. Berlin, Wiegandt & Grieben.

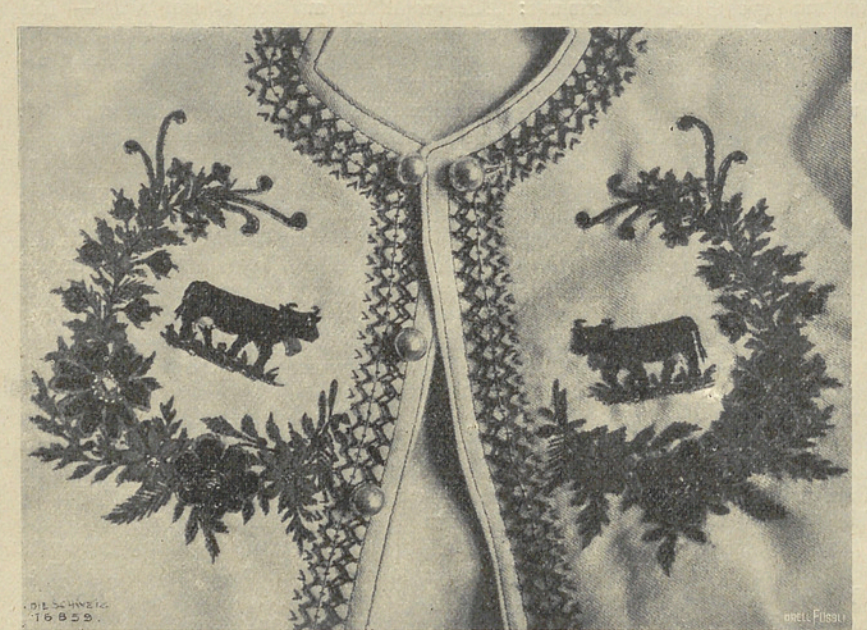
der viel liebt und manchmal leidet, der sich oft ärgert und der selbst hassen kann." Die Leidenschaft Meyers ist nur eine gebändigte Leidenschaft, die nicht maßlos aus ihm heraustritt — sie wird bezwungen durch eine mühsam erworbene Objektivität, unter deren Herrschaft nicht nur das künstlerische Gestalten des Dichters, sondern auch das Denken und Werten des Menschen Meyer steht.

Die Objektivität Meyers — eine Objektivität höchster Gerechtigkeit — bestimmt sein Verhalten gegenüber den religiösen und politischen Mächten seiner engern und weitern Umgebung. In die politischen Händel der Zeit hat er, Stellung nehmend oder gar Partei ergreifend, sich eigentlich niemals eingemischt. Dazu war er zu sehr Künstler. Er stand diesen Dingen gegenüber, wie man etwa interessanten Naturvorgängen gegenübersteht, die man beobachtet, ohne in ihren Gang hemmend oder fördernd einzugreifen. So konnte er sogar über sein Verhältnis zu Bismarck sagen, er nehme an ihm, der doch wie einst Friedrich der Große alle Welt zum Parteiergreifen aufforderte, soviel „psychologisches Interesse", daß er „ihn betrachte", ohne „ihn zu beurteilen". Aehnlicherweise dokumentierte Meyer einmal seinen unpolitischen Sinn mit den Worten: „Dem Zusammenfließen des Bluts zweier sich schroff entgegenstehender Gegner schreibe ich meine Unparteilichkeit in politischen Dingen zu." Schon diese Unparteilichkeit und diese von künstlerischen Instinkten getragene Objektivität stempelte ihn von vornherein zum Nichtdemokraten. Schon gelegentlich seines Aufenthaltes in Paris findet er, daß „der Staat hier alles" sei, während er doch „nach mir so wenig als möglich sein sollte". In Kellers „Martin Salander" erblickt er mit vielen andern „eine mutige Tat gegen gewisse Auswüchse der Demokratie" und bekennt einmal mit einem gewissen Nachdruck: „Nach italienischen Demokraten wie nach Demokraten überhaupt gelüstet mich wenig, ja ich habe mit einem russischen sogenannten Nihilisten, der mich mit seinen Phrasen langweilte, in Davos kurz abgebrochen." Es steckten in Meyers Denkart viele konservative



Toggenburger Sennentracht. Teilstücke einer Scharlachweste mit sechzehn silbernen Knöpfen: Seidenstickerei auf den Revers.

Elemente, aber freilich nur solche von der besten Sorte. Und außerdem war diese Denkart mit fortschrittlichen Ideen stark durchsetzt: Meyer gehörte nicht zu den großen Naiven, die die Probleme des Lebens mit „Weltanschauungen" lösen, seine Denkart war wie seine menschliche Natur ein mixtum compositum von vielerlei Anschauungen und Anschauungsmöglichkeiten. So kann er bekennen, daß er seiner politischen Richtung nach so ungefähr „rechtes Zentrum oder rechts" sei — „natürlich mit aller Humanität", wie er nachdrücklich hinzufügt — aber ebenso gesteht er der François, daß ihm die ihr eigentümliche Mischung von konservativen Ueberlieferungen und freien Standpunkten durchaus „homogen" sei — ein Geständnis, das auch außerhalb des Politischen bei Meyer seine Richtigkeit hat. Das Konservative in ihm war wohl meist ein natürliches Produkt des patrizisch-altzürcherischen Milieus, in dem er aufwuchs, dessen „feinste Ausblüte und krönenden Ausklang" ihn ein Zürcher Redner einmal nennt. Sein Fortschrittsglaube aber ist Erzeugnis seiner eminenten ethischen Begabung. Er gewahrt mit Schmerz, daß „die jetzige europäische Politik einen Zug der Rücksichtslosigkeit und des rohesten Positivismus" an sich trage, der in einem schneidenden Gegensatz stehe „zu den schönen Theorien von 1830 und 1848". „Es ist hier eine Art Rückschlag nicht zu verkennen, der aber nicht dauernd sein wird." Den Erfolgen Preußens im Kriege 1866 sieht er mit sehr geteilten Gefühlen zu: er empfindet tief den „unseligen Zwiespalt zwischen Verstand und Gewissen, der uns mitten in dem Beifall für das glückliche Spiel des Siegers mit Ekel gegen die angewendeten Mittel und mit Menschenverachtung erfüllt". So kann er sich auch für die Politik Bismarcks zunächst nicht begeistern — bis er dann sieht, daß die Frage des Zusammenschlusses Deutschlands tatsächlich nur durch Eisen und Blut zu lösen war. Für die soziale Frage unserer Zeit hat Meyer aus Mangel an Wissen der wirtschaftlichen Ursachen kein Ver-



Toggenburger Sennentracht. Teilstück des Sennenkittels („Zwilchschlutte") mit runden Knöpfen aus Neusilber und mit Handstickerei in farbiger Wolle.

ständnis im engern Sinne, aber desto mehr Herz. Nicht nur, daß er das „drakonische" Verfahren mancher „jungen Prinzipale" und Unternehmer „weder klug noch christlich" erachtet — er hat sein soziales Glaubensbekenntnis in dem bekannten bildmäßigen Gedicht „Alle", das er selbst sein „soziales Gedicht" nennt, in herrlicher Steigerung aufgebaut.

Daß Meyer in diesem Gedicht die Herrschaft des sozialen Gedankens vom Christentum aus datiert, ist nicht nur gut gesehen, sondern entsprach auch wohl seinen religiösen Gefühlen, die sich eng an den Gedanken des Christentums anschlossen: jener „Mystizismus", mit dem er sich in seinen „ganz schlimmen Zeiten gefristet" hat, der ihn das Leiden nicht nur ohne Klage hinnehmen, sondern als Schule des Charakters bejahen heißt, ist eine echt christliche Empfindung. Nicht minder christlich, ja allzuchristlich ist der in den Zeiten seines Ringens um Künstlerschaft ausgesprochene Gedanke, als könne nur die Gottesvorstellung oder das Gotteserlebnis, nicht aber die Kunst eine religiöse Beruhigung gewähren: „Wo die Kunst die Leidenschaft reinigt, d. h. der Mensch sich selbst beruhigt und begnügt, entsteht die Vorstellung einer trügerischen Einheit, während wir doch so gründlich zwiespältig und nur durch ein anderes als wir, durch Gott, zu heilen sind." Diese Hinneigung zum Christentum, gegen die sich sein moderner Geist oft genug sträubt, steckte Meyer wohl im Blute: sie war bedingt durch seine Erziehung und durch seine pessimistische Natur, die ihn für die naive Sinnenfreude und für die heidnische Heiterkeit eines Goethe nicht minder verdorben hatte wie für die wacker gepredigte Diesseitsfreudigkeit eines Gottfried Keller. Meyer gesteht diese seine natürlich-instinktive Hinneigung zum Christentum selber zu: «Malgré tous mes efforts d'échapper au Christianisme, au moins à ses derniers conséquences, je m'y sens ramené par plus fort que moi, chaque année d'avantage et même quelque fois avec une extrême violence, et au mépris de toute science critique et philosophique.» So kann es kommen, daß sich Meyer dem Diesseitsglauben und der Erdentreue eines Goethe und Keller entgegenstellen kann: obwohl ihm „das metaphysisch Wahre", als „absolut unzugänglich erscheint" und er nicht mehr „Gottvertrauen" hat, „als ein Kind des neunzehnten Jahrhunderts haben kann", so kann er den „Sterblichkeitsglauben" Kellers nicht teilen. Bei alledem aber ist er auch im religiösen Bekennen „der Mensch mit seinem Widerspruch", den alle Klügelei in Sachen des Dafürhaltens töricht dünkt und der die „Standpunkte", auch die entgegengesetzten, in sich zu vereinigen weiß: „Sie werden sich wundern," schreibt er der François, „wie ich nicht nur soviel Sehnsucht nach den ewigen Dingen, sondern auch eine so große Anhänglichkeit an das Luthertum, die fest konstituierte protestantische Kirche mit einer sehr strengen, unwillkürlich aus einer starken historischen Anlage hervortretenden Kritik der evangelischen Schriftstücke und, mehr noch, mit dem überzeugtesten Monismus, dem entschiedensten Mißtrauen in alle andern als menschlichen Kategorien vereinigen kann. Ich muß zuweilen selbst über diese Widersprüche lachen, mit jenem nicht genug zu lobenden Leichtsinne, dessen ich gar sehr bedarf, um der starken melancholischen Ader das Gleichgewicht zu halten, welche ich von meiner lieben Mutter geerbt habe und die meine ganze lyrische Ader ist." — Meyer wußte wohl, daß er es dem Künstler in sich schuldig war, die Widersprüche mit einem nicht genug zu lobenden Leichtsinne in sich aufrecht zu erhalten ...

Wenn er trotzdem dem Katholizismus mit einem nur schwer verhaltenen und zur Objektivität gebändigten Zorn entgegentritt, so gewinnt hier sein starkes sittliches Gefühl, seine gewaltige Leidenschaft für Wahrheit, Freiheit und Recht über seine Menschen- und Lebenskenntnis, die hinter Gut und Böse nichts anderes denn Naturkräfte wirksam sieht, die Oberhand. Meyers erster Gesang ist ein trutziglich Lied, wenn es auch von einer resignierenden Seele gedämpft ist — es ist eine aus gewaltigem Ethos geborene Verherrlichung des Helden, der wie kein anderer das tödliche Schwert der protestierenden Rede gegen Roms Arglist und Tücke geschwungen hat. Auch das „Amulett", „Gustav Adolfs Page", der „Jürg Jenatsch" tragen deutlich sichtbare Spuren der Romfeindlichkeit Meyers, während „Das Leiden eines Knaben" sich liest wie eine aus tränenerstickter Herzen quellende Anklage gegen die Jesuiten, die rücksichtslosen Gardisten des Katholizismus ... Gegenüber der ihm geradezu hassenswerten Erscheinung des Katholizismus kann Meyer die sonst geübte Zurückhaltung nicht immer bewahren. Es fällt ihm schwer, gegen Katholiken „gerecht zu sein", sein „protestantisches Herz" sträubt sich dagegen, den „katholisch-mythologischen Apparat" in den Schluß seines „Engelberg" hineinzubringen, er wendet dem Hochmittelalter, „das ich eigentlich nicht leiden kann, ja hasse", den Rücken, weil es die „Pfaffenzeit" ist, er bekennt geradezu: „Der Katholizismus und alles Drum und Dran ekelt mich" und bricht in Paris, wo er die ganze Aeußerlichkeit dieser Religion in der aller tiefern Sittlichkeit baren Leichtsinnigkeit des Volkes sich darstellen sieht, in den Aufruf aus: „Ja ja, der Katholizismus! Danken wir, liebe Betsy, dem Himmel für die unsägliche, tägliche Wohltat, die, das Schwert in der Faust, die begeisterten Ahnen erfochten!"

Eine besonders hohe Gerechtigkeit und Objektivität ist Meyer da eigen, wo sie ihm als einem getreuen Sohn der Schweiz am schwersten fallen mußte: gegenüber dem Vaterlande. Conrad Ferdinand Meyer hat einen „reellen Schweizerpatriotismus", er hat eine tiefeingesessene Liebe zur Heimat, die sich in der Fremde bis zur Sehnsucht steigern kann. Schreibt er doch aus Paris schon nach kurzem Verweilen der Schwester: „Du glaubst nicht, wie lieb man in der Fremde die Heimat bekommt. Der Begriff Heimat ist ein so natürlicher, daß man hier im Getümmel von Paris ein Gefühl der Sicherheit und des Friedens hat, wenn man die Straße betritt. Man muß seine Heimat lieben ..." Auch ist Meyer selbst eine Schweizernatur, wenn auch eine von der weniger körnigen und eckigen Art — die sich in seinen Werken auch niemals verleugnet, sodaß die François es ihm sagen konnte, daß allen seinen Dichtungen, den „geversten wie den ungeversten, Schweizerblut in den Adern" fließe. Bei alledem aber fehlt Meyer der Eifer der Vaterlandsliebe; er ist nicht verliebt in die Heimat, wie etwa Gottfried Keller, dem es in heißer Leidenschaft lichterloh aus dem Herzen schlug, wenn es seine patriotische Gesinnung zu betätigen oder die gute Schweizerart (wohlverstanden wie er sie sah) zu vertreten galt. Meyer ist nichts weniger als ein Chauvinist: „Nie prahlt' ich mit der Heimat noch — Und liebe sie von Herzen doch ..." Diese Liebe ist unbedingt, heilig und groß, wo der Dichter vor der gewaltig-schönen Natur des Heimatlandes ergriffen dasteht und etwas Wesensverwandtes in sich lebendig fühlt beim Anblick der Majestät des Schneegebirgs: „In meinem Wesen und Gedicht — Allüberall ist Firnelicht — Das große, stille Leuchten!" Diese Liebe ist hingegen partiell und wählerisch, wo es sich um die Volksgenossen handelt — Meyer war nach Erziehung, Lebensart, Gedanken- und Gefühlsrichtung nichts weniger als ein „Mann des Volkes", auch hier recht in Gegensatz zu Meister Gottfried, dem ausgesprochenen Demokraten. Und diese Liebe untersteht der Kontrolle eines objektiv wägenden Verstandes, wo es sich um patriotische Ideen oder selbst um gewichtige Kundgebungen der Politik handelt: so steht Meyer dem Wohlgemuthandel mit der größten Gelassenheit gegenüber, er findet, daß „das Recht geteilt" und „die Bernernote, was den Ton betrifft, sehr unpassend und fast höhnisch" sei; so hält er „die Träume von einer spezifisch schweizerischen Literatur" für einen „baren Unsinn". Vielleicht aber hängt die Ablehnung dieses letztern ihn doch so nahe angehenden Gedankens mit des Dichters großer Vorliebe für das jugendstark sich reckende Deutsche Reich zusammen, dessen Geburtsstunde ja auch mit der ersten Großtat seines erwachten Dichtergenius zusammenfiel. Dieses Deutschland, das er indessen nur aus der Ferne gesehen hat, enthusiasmiert den

alternden Mann geradezu: es hat ihn so „heimatlich angemutet“ auf einer kleinen Reise, daß er sich fortan gerne einen „deutschen Patrioten“ nennt, „gut deutsch“ empfindet und einmal gar in den Ruf ausbricht: „Wir Deutsche sollen einmal unzweifelhaft ein großes Volk werden!“ Zum Teil beruhten diese Gefühle auf einer gewissen Dankbarkeit: „Sie wissen,“ schreibt er u. a. an Professor Hugo Blümner, „wieviel ich Deutschland, woher mir so viele Ermutigungen gekommen sind, zu danken habe...“ Aber es war nicht allein das, was Meyer in die Kreise deutschen Lebens hineinzog: der Dichter, dem schon in Paris klar geworden war, daß er „die ernste (geistige) Nahrung“, wornach ihn verlange, „nur in Deutschland“ finden werde, empfand es sehr bewußt, daß es für den Deutschen und Deutsch-Schweizer nur eine Heimat, nur ein Vaterland in kultureller Hinsicht gebe. Denn er fährt in dem genannten Schreiben fort: „Aber auch ganz abgesehen von meinem persönlichen Verhältnisse zur deutschen Literatur habe ich die allgemeine Ueberzeugung, daß Zusammenhang und Anschluß an das große deutsche Leben für uns Schweizer etwas Selbstverständliches und Notwendiges ist. Ja, ich habe die Stärkung dieses Bedürfnisses stets als den genauen Gradmesser gründlicher Bildung betrachtet. Es ist ein unermeßliches Gut, daß wir, unbeschadet unserer Eigentümlichkeit, einem weiten sprachlichen Gebiete und einer großen nationalen Kultur angehören und uns nicht, wie etwa die Holländer, in einem engen partikularen Kreise bewegen.“ Keineswegs artete dieses sprachliche und kulturelle Gemeinsamkeitsgefühl dem Sohn der freien Schweiz, der die politische Freiheit einmal „das edelste der irdischen Güter“ nennt, in den charakterlosen Gedanken der Darangabe von Landesart und staatlicher Selbständigkeit aus: Meyer hat die Linie, die in der Pflege deutschschweizerischer und schweizerischdeutscher Gemeinsamkeiten nicht überschritten werden darf, selbst sehr fest gezogen. „Der Schweizerische Schriftsteller,“ schrieb er als Autograph in ein „Selbstschriften-Album des deutschen Reiches“, „soll das Bewußtsein der staatlichen Selbständigkeit seiner Heimat und dasjenige ihres nationalen Zusammenhanges mit Deutschland in gleicher Stärke besitzen.“ Daß es Meyer hierbei um eine ostentative Kundgebung zu tun war, beweist seine Erwartung, daß man in Berlin seine „schweizerisch-patriotische Maxime im Stillen beseitigen“ werde.

Bei soviel Objektivität in Dingen des patriotischen Empfindens ist es nicht verwunderlich, daß der Dichter seine Landsleute ohne den kleinsten idealisierenden Pinselstrich in den Werken dargestellt hat. Der Schweizerhauptmann Boccard und der Hugenotte Schadau, der zweimal wiederkehrende Werdmüller, der Pfarrer und der ungelenke Jüngling Pfannenstiel im „Schuß von der Kanzel“, der karriereluſtige Herr Waser, der Erzphilister Dr. Fortunatus und Fausch, der harmlose Dicke im „Jenatsch“, und endlich Zgraggen, dem über das Geschenk einer gefüllten Börse der Verstand still zu stehen droht — sie alle sind mit ihren sympathischen und unsympathischen Seiten erträgliche, aber keineswegs irgendwie imponierende Menschen. Einzig die Riesengestalt des Jürg mit seiner an Wahnsinn grenzenden Vaterlandsliebe ist unter Meyers Schweizergestalten ein Mensch von heldischem Wuchs. Am indiskretesten, aber allerdings ohne anklägerische Galligkeit, hat Meyer in dem Gedicht „Alte Schweizer“ über seine Landsleute aus der Schule geplaudert: „Doch werden wir an den Monneten gekürzt, Wir kommen wie brüllende Löwen gestürzt...“ ein Thema, das übrigens bei Meyer variiert wird. Indessen, diesen Schweizern Leos XIII. stehen „Die Schweizer des Herrn Tremouille“ nicht unvorteilhaft gegenüber — auch hier hat des Dichters ausgleichende Gerechtigkeit für eine angemessene und wirklichkeitsgetreue Verteilung von Licht und Schatten gesorgt.

Die mehr passive Eigenschaft der Gerechtigkeit, die Meyers dichterisches Gestalten wie auch seine menschlichen Beziehungen zum Leben durchdringen, geht nun in eine schöne Aktivität über, wo er sich wollenden Menschen gegenüber fühlt, die die Liebe besitzen wie er. Meyer ist eine gütige und von tiefem Wohlwollen beseelte Natur. „Es fiel ihm nicht leicht,“ sagt Adolf Frey, „eine Bitte abzuschlagen, die er mit gutem Gewissen gewähren konnte; vielmehr entsprach es seiner Güte, Freundliches zu sagen und zu erweisen, wie es namentlich in der privaten Beurteilung poetischer Produktionen zu Tage trat, womit er häufig genug behelligt wurde...“ Da er selbst viel litt, quälte ihn das Leiden anderer. Sein Mit-Leiden erstreckte sich bis auf die Kreatur: „Du zertrittst ja die armen kleinen Tierchen!“ konnte er auf seinen Spaziergängen der Schwester wohl zurufen, ihr plötzlich in den Arm fallend. Die ganze Liebe des Meisters und Menschen Meyer hat Adolf Frey erfahren, der als der ersten einer der Muse des Verehrten allgemeine Anerkennung zu verschaffen suchte. Meyer lebt sich hier — der stattliche Fünfziger mit dem jungen Studenten — in ein halb väterliches, halb freundschaftliches Verhältnis hinein, für dessen Herzlichkeit er warme Töne findet, indem er die ihm sonst eigene Reserve fast gänzlich fahren läßt. Er findet es „hübsch, wenn Jugend und Alter so glimpflich mit sich umgehen“, er ist seinem jungen Freunde, den er, als einen Anfänger in der Schriftstellerei, mit Rat und Tat kräftig unterstützt, „herzlich zugetan“ — eine Liebe, die nicht schöner und besorgter schlägt, als da Frey in Leipzig schwer erkrankt und Meyer sich mit Keller zu beraten sucht, was zu tun sei, der Mutter des Erkrankten Mitteilung zu machen... Wie er dem jungen Frey als Mensch und nicht als berühmt werdender Autor, als Künstler, als Literaturpapa usw. gegenübersteht, so begrüßt er die Genesung des vom Krankenlager Aufgestandenen: „Glauben Sie mir, lieber Herr und Freund, Ihre Gesundheit geht mir über die ganze gesegnete deutsche Literatur mit allen ihren Epochen und Handbüchern!“

Das Menschsein ging Meyer hier wie überall über das Künstlersein. Aus seiner schönen Menschlichkeit wächst ihm das Leben, dem das Schicksal allzu unstarke Fundamente legte, zu einem erhabenen Kuppelbau, auf dessen ruhigen Linien das Auge gern verweilt, in dessen edel gestaltetem Innern man sich von dem Streit des Tages gern erholt. Aus seiner schönen Menschlichkeit fließt ihm die Kunst, die, ein gesteigertes Ebenbild seiner selbst, in noch höherem Maße als sein Leben die edeln Linien, die schönen Formen und Gehalte, das tapfer und treu gestaltete Ganze seiner verehrungswürdigen Persönlichkeit spiegelt und darum dem unzeitgemäßen Menschen vor allem ein Gegenstand des Feingenusses und der Auferbauung ist und bleiben wird. Leben und Kunst sind bei Meyer zu einer Einheit geworden: hinter beiden steht ein strebender Mensch, der sie in zähem Ringen bewußt in einem schönen Sinne gestaltet — er war ein Mann, nehmt alles nur in allem...

Adolf Teutenberg, Zürich.

Die asiatische Türkei in Fischers Reiseskizzen.

Das große oder größte politische Ereignis des Jahres 1908 ist, der Tragweite nach — neben des Kaisers letztem Interview — doch wahrscheinlich der Schritt, den die Balkan- oder weiter gefaßt die Orientalische Frage getan hat. Die Revolution, die man, besonders bei uns, gern mit Regeneration bezeichnet, hat die nähere oder fernere Zukunft der türkischen Gebiete wieder in den Vordergrund des Interesses gestellt, dem sie eine Weile entrückt schien. Schien. Denn das Bewußtsein, daß sie bei der leisesten Regung alle andern Probleme der Gegenwart sofort wieder dominieren würden, ist doch der Allgemeinheit keinen Augenblick abhanden gekommen.

Was dem Türken an tatsächlichem Besitz geblieben, scheint

Sonntagsbeilage № 48. zur Vossischen Zeitung № 561.

Nachdruck sämtlicher Artikel verboten. **Berlin, 29. November 1908.** Redakteur: Friedrich Stephany in Berlin.

Inhalt: Conrad Ferdinand Meyer. Zu seinem zehnjährigen Todestag. Von Samuel Lublinski. — Der Aphorismus in Deutschland. Von Dr. Erich Eckertz. — Zur Charakteristik Edvard Griegs. Von Dr. James Simon. — Bücherschau.

Nekr M37

ZENTRALBIBLIOTHEK ZÜRICH

Conrad Ferdinand Meyer.

Zu seinem zehnjährigen Todestag.

Von Samuel Lublinski.

Vor zehn Jahren, am 28. November 1898, schloß ein Dichter die Augen, der schon zu Lebzeiten bei den Besten in Fülle Ruhm und Anerkennung geerntet hat. Aber er wußte es vielleicht selbst nicht, daß seine Stunde eigentlich noch nicht gekommen war, weil er auf einem Standpunkt stand, den die Modernsten der Modernen nicht einmal ahnten und erst heute zu sehen und als ihr künstlerisches Endziel zu begreifen beginnen. Damals herrschte der Naturalismus, der bereits von der Neuromantik bedrängt wurde, die eben ihre ersten Flügelschläge wagte, und von der allgemein eine Renaissance der Stilkunst erwartet wurde. Alle diese Hoffnungen mußten freilich scheitern, und die Symbolisten konnten die Naturalisten höchstens ergänzen, aber nicht überwinden. Während die einen den Blick für Sozial- und Gesellschaftszustände schärften, gaben die anderen eine individuellere Psychologie und eröffneten tiefere Einsichten in das Seelenleben von eigenartigen und oft abnormen Persönlichkeiten. Soviel dadurch auch an stofflich Interessantem für die Literatur erworben wurde, so konnte dennoch auf dieser Grundlage keine große Kunst erwachsen, weil der Wille in der Fülle des Psychologischen zu Grunde ging. Abhängig entweder von dem vielberufenen Milieu oder gar von den Launen der Nerven und dem Windhauch der Stimmungen, war der Mensch zu einem wirbelnden und welken Herbstblatt geworden, und eine Abendmüdigkeit, die ihre Reize haben mochte, lagerte über der modernen Kunst, die von Verfalls- und Fäulnissymptomen nicht immer frei blieb. Daraus hat sich schließlich ein Problem entwickelt, das heute die besten Kräfte der vorwärtsstrebenden Moderne in Anspruch nimmt. Man kann die Psychologie nicht mehr einfach über Bord werfen, weder die individuelle noch die soziale, weil wir durch die Gesellschafts- und durch die Naturwissenschaften um unsere Naivität gebracht sind und nicht nur die Freiheit, sondern auch die Abhängigkeit des Menschen mit einer fast schmerzhaften Deutlichkeit auf Schritt und Tritt empfinden. Dennoch darf die Kraft in der Kunst nicht fehlen, nicht der Wille, nicht die Persönlichkeit, und so ergibt sich die schwere Aufgabe, zwischen diesen so widerstreitenden Elementen eine Synthese zu finden, die aber nicht auf Willkür beruhen darf, sondern auf der Menschennatur selbst. Conrad Ferdinand Meyers erstaunliche Bedeutung liegt nun eben darin begründet, daß er im Umkreis seines Schaffens jenes Problem mit vollkommener Meisterschaft bewältigt hat. Als einer der größten Psychologen der deutschen Literatur verstand er es zugleich, die Psychologie in gebührende Schranken zu weisen, so daß sie sich nicht Rechte über ihr Gebiet hinaus anmaßen und dadurch den monumentalen Stil und Aufbau des Kunstwerkes zerstören durfte, anstatt ihn zu stützen. Diese bewunderungswürdige Leistung hat Conrad Ferdinand Meyer als ein Einsamer vollbracht, der aus sich schöpfte, aus dem Brunnen seines Wesens, und ganz und gar nicht unterstützt, sondern vielmehr gehemmt wurde von der Zeit und Generation, der er angehörte.

Frühzeitig freilich und in einer oft qualvollen Weise hat ihn seine besondere Anlage über die Abhängigkeiten und Ketten unseres Daseins aufgeklärt. Als Sohn eines alten und hochgebildeten Patriziergeschlechtes, als das Kind feinfühliger und überzarter Eltern, entbehrte er jener kraftvollen Vitalität und instinktiven Unbekümmertheit, die sich gegen Stöße und Schläge eines feindlichen Geschickes mit robuster Tapferkeit zu behaupten weiß. Er war vielmehr ein Grübler, dem seine Nerven und Stimmungen in schlimmster Weise zu schaffen machten, und an der Schwelle wie am Ausgang seines Lebens hat ihn der Wahnsinn bedroht, über den dann seine zähe und heroische Willenskraft immer wieder triumphierte. So mußte ihm durch eigene Erlebnisse das Problem der individuellen und selbst pathologischen Psychologie nahe genug treten und nicht minder hatte er reichliche Gelegenheit und Anlaß, über die sozialen Bedingungen nachzudenken, von denen das Leben des Einzelnen umfangen wird.

Er war von Geburt Schweizer, ein Sprößling des Züricher Patriziates, und eine solche strenge und ehrbare Umgebung hatte für die besonderen und absonderlichen Bedürfnisse eines noch unfertigen Genies wenig Verständnis. So erduldete er in jungen Jahren als ein scheinbar Entgleister die Mißachtung der öffentlichen Meinung seiner Vaterstadt, und das brachte ihn in schweres Leid, das nur sehr langsam vernarbt ist. So sehr er sich gegen eine solche Behandlung empören mochte, so hat er dennoch nie daran gedacht, sich von der Schweiz loszureißen und etwa im größeren deutschen Vaterland sein Glück und seine Existenz zu suchen. Er fühlte mit dem Instinkt des Genies, daß er dieser Schutzwehr und Gebundenheit als eines Gegengewichtes gegen die unberechenbare Pathologie seines Subjektivismus unbedingt benötigte. Zugleich aber hatte es ihm die Natur und großartige Landschaft seiner Heimat angetan, die Pracht der Alpen und des Hochgebirges, und er ist der größte Lyriker der Berge geworden. Auch die ganze Art seines Naturgenusses mutet wie eine Vorwegnahme moderner Lebens- und Wanderformen an, und fast etwas wie Sportlust lebte ohne Zweifel in diesem leidenschaftlichen Bergsteiger, Schlittschuhläufer und Schwimmer. So schaute er auch durchaus mit dem Gefühl und den Augen eines modernen Intellektuellen in die Alpenwelt, die er nicht nur, wie etwa Rousseau, als einen Rausch und eine Offenbarung riesenhafter Naturkräfte in sich eintrank. Sondern er empfand sie als eine bildhafte und großartige abgegrenzte Komposition, als einen ruhigen und machtvollen Aufbau von Massen und als eine streng gegliederte Architektur, die von Wolken und Licht und Luft umflutet wurde. So wurde ihm auch das Gewaltige und Elementarische nicht zu einer vagen und romantischen Unendlichkeit, sondern zu einer allseitigen plastischen Anschauung, und dieses frühe Erleben, das später für seine Kunstübung bezeichnend und entscheidend wurde, war in seiner Jugend das stärkste Band, das ihn mit der Schweizer Heimat verflochten hielt, wie es am schönsten sein berühmtes Gedicht vom „Firnelicht" beweist.

Ich atmet' eilig, wie auf Raub,
Der Märkte Dunst, der Städte Staub.
Ich sah den Kampf. Was sagtest Du,
Mein reines Firnelicht dazu,
Du großes stilles Leuchten?

Nie prahlt' ich mit der Heimat noch,
Und liebe sie von Herzen doch!
In meinem Wesen und Gedicht
Allüberall ist Firnelicht,
Das große stille Leuchten.

Was kann ich für die Heimat tun,
Bevor ich geh im Grabe ruhn?
Was geb ich, das dem Tod entflieht?
Vielleicht ein Wort, vielleicht ein Lied,
Ein kleines stilles Leuchten!

Dieses Schweizerische und Allgemeine, das von Anfang an in so gewichtiger Weise den gefährlichen Rätseln seiner Natur die Wage hielt, machte sich aber noch viel einschneidender in religiöser Beziehung geltend. Der Schweizer Protestantismus von Zwinglis und Calvins Tagen her lebte mit ungebrochener Kraft in seinem Elterhaus, und bei den späten Enkeln wirkten die Gewissensprobleme einer solchen Religiösität viel innerlicher nach als jemals bei den robusteren Ahnen. Auch Meyer litt am „kranken Gewissen", am überzarten ethischen Feingefühl einer Familie, die schon seit Generationen alles Unsaubere und Gemeine von sich fern gehalten hatte. Die Regungen und Leidenschaften der Naturtriebe erscheinen solchen Überverfeinerten leicht als etwas Unedles, und sie empfinden mit intensiver Schärfe den Gegensatz zwischen Sittlichkeit und Natur. Meyers edle und hochstehende Mutter ging buchstäblich an diesem Zwiespalt zu Grunde, dem ihr Sohn seine tiefsten psychologischen Erkenntnisse verdankte. Er blieb ein entschlossener und tapferer Protestant, der seine sittliche Empfindung in keiner Weise preisgab, und der sich dennoch niemals verhehlte, daß absolute Sittlichkeit unmöglich wäre, weil sich auch noch in unsere scheinbar reinsten Motive der Naturtrieb mit seinen besonderen und dunklen Zwecken hineinzumengen pflegt. In einem merkwürdigen Brief an Hermann Lingg, in dem er über seine Novelle „Der Heilige" Bericht erstattete, analysierte er den Seelenzustand des

Thomas Becket, der im Namen der Kirche zum Todfeind Heinrichs von England geworden war, mit folgenden bezeichnenden Worten: „Der König verdirbt in fürstlichem Leichtsinn Thomas Beckets Kind. Er hat, als Autokrat, kein Gefühl von der Schwere seiner Tat und kennt überdies den „feigen" Charakter des Becket, von dem er keine Rache fürchtet. Wie sollte er auch? Aber der sanfte Becket unter seiner ruhigen Miene ist unversöhnlich. — Da gibt ihm dieser (der König) eine furchtbare Waffe in die Hand, den „Primat". Becket erschrickt, er braucht nur ein „wahrer Bischof" zu werden, so identifiziert er seine Sache mit der göttlichen Gerechtigkeit (die damals gleich der Kirche war). In dem Akt seiner Bekehrung durchdringen sich Rachsucht und Frömmigkeit auf eine unheimliche Weise." *)

Jawohl, in wahrhaft unheimlicher Weise! Das Edelste und das vielleicht Gemeinste der Menschennatur, die Gottesdienstschaft einer hohen Seele und die Hinterlist des getretenen Wurmes, der in die Ferse sticht, schließen sich zu einer Einheit zusammen, die sich kaum noch in ihre Bestandteile auflösen läßt. Wer soll entscheiden, ob es sich im bestimmten Falle um Frömmigkeit und Heroismus handeln mag oder um Rachsucht und Feigheit? Noch bei einer anderen Novelle Conrad Ferdinand Meyers, die den eigentlichen Ausgang und vielleicht künstlerischen Höhepunkt seines Schaffens bedeutet, lauert im Hintergrund eine ähnliche seltsame Rätselfrage. Der Marchese von Peschara, der gefeierte Feldherr Karls V., halb ein Spanier und halb ein Italiener, kommt in die Versuchung, ob er seinem Kaiser und König Treue halten oder ob er ihn verraten solle. Die lockende Versuchung wiegt um so schwerer, da sie sich recht eigentlich an die erhabensten Kräfte seines Wesens wendet: an seine hochgeniale staatsmännische Schöpferkraft und an seine Liebe zu dem schönen und mißhandelten Vaterland Italien. Aber dennoch widersteht er und hält seinem Herrn die Treue und wächst in der Todesstunde zu einer ergreifenden sittlichen Höhe empor. Allerdings ist ihm auch keine Wahl mehr gegeben, da er nur noch Tage und vielleicht nur noch Stunden zu leben hat, weil eine in der Schlacht von Pavia empfangene und verheimlichte Speerwunde am Mark seines Lebens zehrt. Wäre der Würfel in dieser Weise über ihn noch nicht geworfen gewesen: ob er auch dann wohl siegreich widerstanden hätte, statt zum Treubrüchigen und Hochverräter zu werden? Eine schwere Frage, an die sich die Skepsis heranwagen könnte, um zu verhöhnen und um zu verneinen. Und was Skepsis ist, hat ein Psychologe und Menschenkenner wie Conrad Ferdinand Meyer sehr wohl gewußt, nur daß er sie nicht in sich aufkommen ließ. Höchstens als Künstlerspiel und als eine lässige Toleranz gegenüber menschlichen Schwächen ließ er sich die Zweifelsucht gefallen, und es bleibt das Große an ihm, seine entscheidende sittliche und künstlerische Tat, daß er niemals den schlichten und gewaltigen, fast möchte man sagen treuherzigen Glauben an die Sittlichkeit verloren hat. Trotz seiner tiefen Einsichten in die Verworrenheiten menschlicher Handlungen, trotz seiner manchmal mißtrauischen Skepsis und menschlich-lässigen Milde ließ er sich vom Sittengesetz nichts abmarkten. Er verstand sehr gut einen König Heinrich von England, der aus leichtsinniger Gutherzigkeit eines fröhlichen Despoten ein halbes Kind verführte und verdarb, ohne sich ein Arges zu denken, und er durchschaute vollkommen, daß bei Thomas Becket nicht nur die Frömmigkeit und sittliche Empörung zu den Waffen rief, sondern auch das dunkle und heimtückische Ressentiment des Schwachen und Tückischen. Hans der Armbruster, den der Dichter die Novelle erzählen läßt, und der, um wieder Meyer selbst zu zitieren, den „gesunden Menschenverstand" personifiziert, „nennt die Tat eine Todsünde, wie sie auch, für den Vater wenigstens, sein muß". Diese Selbsterklärung des Dichters bedeutet, daß er gar keinen Zweifel an der Berechtigung des heiligen Thomas empfindet, gegen den frevlerischen König den Bannstrahl zu schleudern. Mag sich immerhin in unheimlicher und furchtbarer Weise mit der Frömmigkeit die Rachsucht vermählen: dennoch bleibt sie Frömmigkeit, der der Sieg gebührt. Und mag der König gleichsam ahnungslos jene Todsünde begangen haben, Todsünde bleibt sie trotzdem und erheischt eine unerbittliche Sühne. So enthüllt sich in diesem Kampf zwischen dem dunklen Heiligen und dem beinahe sympathischen Sünder die „verborgene Gerechtigkeit der Dinge" und kündet ihre ehernen Sprüche. Damit auch gar kein Zweifel darüber bestehen bleibe, führt der Dichter diese Begebenheit nicht in unmittelbarer Darstellung vor, wo sie durch ihre Rätselhaftigkeit leicht verwirren könnte, sondern legt sie in den Mund eines schlichten und treuherzigen Schweizers, der sich von seinem unbeirrbaren Sittlichkeitsgefühl nicht ablenken läßt. Und selbst der Marchese Peschara, der möglicherweise in seiner Vollkraft einen Treubruch begehen könnte, würde sich wahrscheinlich an ihm verbluten, und so ist es nicht nur sein unglückliches Glück, sondern schließlich auch Verdienst, wenn er in der Todesstunde zu sittlicher Größe reift. Über alles Problematische und Individuelle und Pathologische, das der Künstler mit tiefer Psychologie gestaltet, siegt immer wieder bei Meyer das Allgemeine, die Gemeinschaft, das Sittengesetz.

Diese seelische und sittliche Anlage hat es bewirkt, daß Conrad Ferdinand Meyer mit fast spielender Meisterschaft das psychologische Problem, an dem sich heute die moderne Dichtung abmüht, in seinen wundersamen Novellen vollkommen gestaltet und gelöst hat. Es wurde ihm einfach niemals Selbstzweck, und über den Verworrenheiten der Einzelseele stand der Damm des Gesetzes, an dem die schäumende Brandung sich brach. Eben dadurch trat sie in ihrer ganzen Pracht und Macht hervor und offenbarte viel deutlicher ihre Natur, als wenn der Dichter in sie untertaucht und von ihr verschlungen worden wäre. Meyer wußte in einer glücklichen und erstaunlichen Weise immer die richtigen Grenzen einzuhalten, und selbst in der schönen Novelle von den „Leiden eines Knaben", die ganz persönliche Schmerzen einer jungen und unverstandenen Kinderseele zur Darstellung bringt, wühlte er nicht in absonderlichen und vielleicht kleinlichen Seelenkrisen, sondern ließ sich dieses scheinbar enge Schicksal im Rahmen der Kultur Ludwigs XIV. abspielen, und wir verstehen, warum dieser Knabe mit seiner feinen und reizbaren Sittlichkeit, die sich in diesen Jahren wie Blödigkeit ausnimmt, zugleich als ein Produkt und Opfer jener veräußerlichten Kultur zu Grunde ging.

So brachte schließlich diese Mischung und dieser manchmal schmerzliche und doch stets ausgeglichene Widerstreit zwischen Sittlichkeit und Natur, Allgemeinheit und Persönlichkeit Meyers Form hervor, seinen hochgearteten Kunststil, eine reiche Welt voll prunkvoller Schönheit, die zu einem vollendeten künstlerischen Spiel emporgedieh, ohne jemals in artistische Spielerei zu verfallen. Die pathologische Unfreiheit des Psychologischen wurde durch die Energie des Sittengesetzes in gemessener Entfernung gehalten, und dieses wieder durfte sich, trotz seiner Würde und Wucht, nicht einen allzu starren Dogmatismus erlauben, weil der Dichter genau wußte, daß ohne die manchmal neckische und zuweilen furchtbare Beihilfe des Naturtriebes die Sittlichkeit auf die Dauer nicht wirkt. Dadurch behauptete er die Geistesfreiheit und Distanz gegenüber den herrschenden Mächten seines Wesens und rückte sie in die heitere Sphäre der Kunst, ohne ihnen doch ihr spezifisches Gewicht im mindesten zu rauben. Ein beliebtes und von ihm häufig gebrauchtes technisches Mittel, das nicht immer richtig verstanden wird, entsprang durchaus aus dieser Grundwurzel seiner künstlerischen Empfindung. Er bevorzugte die Rahmenerzählung und legte gern seine Novelle in den Mund eines Unbeteiligten, der sie entweder selbst erfand oder höchstens als Zuschauer dabei gewesen war. So mußte, Jahrzehnte nach jenen Ereignissen, Hans der Armbruster von den merkwürdigen psychologischen Irrungen des heiligen Thomas erzählen, und der gesunde Menschenverstand dieses biederen Zürichers läßt sich die dunklen Rätselfragen, so sehr sie ihn erschüttern, doch nicht allzu nahe herankommen. Und noch vollkommner wird dieser Zweck der Distanzierung in jener Meisternovelle erreicht, in der die seinem Talente verliehene Schönheit zu einer fast üppigen Blüte gelangte: in der „Hochzeit des Mönch". Da hat er die Verwegenheit besessen, eine Begebenheit, die zur Zeit des Staufen Friedrichs des Zweiten im Padua des Ezzelino da Romano gespielt haben sollte, keinem Geringeren als Dante in den Mund zu legen, der fast ein Jahrhundert später den Hof von Verona mit dieser Fabel ergötzt. In einem interessanten brieflichen Zweikampf mit Paul Heyse, der gleichfalls in

*) Diese interessante Selbstidolmetschung des Dichters über die tiefste und ehrwürdigste seiner Schöpfungen ist dem kürzlich bei H. Haessel in Leipzig erschienenen Werk entnommen: „Briefe Conrad Ferdinand Meyers. Nebst seinen Rezensionen und Aufsätzen herausgegeben von Adolf Frey." Der Wert dieser dankenswerten Publikation beruht auf den Mitteilungen des Dichters über seine einzelnen Werke und sein Schaffen überhaupt.

der erwähnten Sammlung der Briefe mitgeteilt wird, äußerte sich der Dichter mit Einsicht über die künstlerischen Gründe seines Unterfangens: „Mein Dante am Herde ist nicht von ferne der große Dichter, welchen ich in Ehrfurcht unberührt lasse, sondern eine typische Figur und bedeutet einfach: Mittelalter. Er dient, den Leser mit einem Schlage in eine ihm fremde Welt zu versetzen, wo ein Mönch z. B. etwas ganz anderes vorstellt als im letzten Jahrhundert. Er dient ferner dazu, das Thema herrisch zu formulieren, woran mir, dieses Mal, liegen mußte!" So war es, wie der Dichter hier schrieb. Das Thema mußte herrisch formuliert und das Grundgesetz der ethisch-sozialen Struktur des Mittelalters mit unerbittlicher Schärfe ausgesprochen werden. Damals kristallisierte sich jede menschliche Lebensbetätigung zu einem Stand, zu einer Zunft, zu einer Organisation. Der Tyrann und Richter hatte als Beamter des Kaisers seine blutige Aufgabe zu erfüllen, und wieder der Barmherzige hatte Mönch zu werden und den Sterbenden und Verurteilten die letzte Wegzehrung zu reichen. Wer aus seinem Stand und seiner Aufgabe heraus trat, frevelte und führte in jenen Zeiten das sittliche Chaos herauf. Diese strenge Lehre konnte nur der strengste Geist des Mittelalters künden, und so beschwor Conrad Ferdinand den Schatten des großen Florentiners herauf. Aber sein Dante in dieser Novelle trägt doch auch manches von Meyers tiefer Naturerkenntnis und seinem lässig gütigen Fatalismus in der Seele und begreift mit einem fast väterlichen Spott, daß der dreißigjährige Mönch, nachdem ihn ein Zufall wieder in das Leben gewiesen hat, von seinen Mannestrieben mit elementarer Kraft überrascht werden muß. Er verurteilt mit eindringlichem Pathos den Frevel und sieht zugleich mit einer fast ironischen Wehmut, wie der arme Falter in die Flammen taumelt. Der Meyersche Dante spielt mit den Naturtrieben und dem Ethos als ein souveräner Künstler, und wir erleben das seltene Schauspiel, daß ein tragischer und furchtbarer Stoff in eine strahlende Sphäre der Anmut hinaufgehoben und von den leuchtenden Farben des Südens umspielt wird. Diese vollendete Form hebt Meyer in den Rang der klassischen Künstler, und er ist der Erste in deutschen Landen, der eine fast vollkommene Klassizität und Stilkunst mit einem durchaus modernen Realismus und einem nach innen gelenkten Pathos verbunden hat, weil sich Seelenkunde und Ethik bei ihm im Kunstwerk wie im Leben zu einer organisatorischen Einheit verbanden. Sein artistisches Können im engeren Sinn, seine strenge Komposition und farbige Prägung der Sprache, sind aus dieser Anlage erwachsen, und er hat, ebenfalls als Erster und bisher vielleicht Einziger, eine Prosa geschrieben, die voll moderner Sensibilität und doch von strenger Plastik gewesen ist, und die man als „vibrierenden Marmor" definieren möchte. Darum braucht nicht verschwiegen zu werden, daß sich manchmal ein gewisser Zwiespalt zwischen diesen Elementen zeigt, den der Dichter nicht ohne Hemmungen und zuweilen mit allzu gewaltsamer Gebärde überwindet. Aber dem deutschen und nordischen Wesen fällt Klassizität und Stil eben schwerer, als den geschmeidigen Romanen, und es ist ein Reiz mehr an diesem großen Dichter, daß es in seinem Werk noch von verhaltenen Kräften zittert, die doch die festgefügte Form nicht sprengen. Jedenfalls könnte er von vorbildlicher Bedeutung für die moderne Dichtung werden, die aus dem Chaos herausstrebt, ohne ihre innerste Tendenzen preisgeben zu wollen. Sie wird, wie er, mit gleicher Wucht Natur und Ethik betonen und gegen einander abgrenzen und ausspielen müssen. Wohl dürfte der Umkreis der Meyerschen Dichtung zu erweitern sein. Wir möchten die dumpfen Naturtriebe und die vielfältige Fülle des Psychologischen voller und näher rauschen hören, als es manchmal bei Meister Conrad Ferdinand der Fall ist. Auch bleibt in seiner Ethik eine gewisse Gebundenheit, etwas allzu Endgültiges, und er vermied es stets, uns jene Zerstörer vorzuführen, die alte Tafeln zerbrechen, weil in ihrer Seele ein neues Gesetz glüht. Das ist auch der tiefste Grund dafür gewesen, warum er seinen Staufen Friedrich den Zweiten, der ihn durch das ganze Leben begleitete, nicht zu gestalten vermochte, und warum dieser vielleicht größte Novellist deutscher Zunge nicht zum Dramatiker emporgedieh.

Auch der Lyriker Conrad Ferdinand Meyer hat für sich und aus sich heraus ein Problem gelöst, das für die moderne Lyrik zu einer Lebens- und Schicksalsfrage geworden ist. Der unmittelbare Naturlaut, das ausströmende Gefühl, bricht sich in unseren Tagen einer hohen intellektuellen Kultur leicht an dem Felsen der Reflexion, und es ist eine Illusion, aus der modernen Seele „Volkslieder" schöpfen zu wollen. Wohl aber ist eine Lyrik des durch Erkenntnis vertieften und gebändigten und dadurch noch innerlicher und intensiver gewordenen Gefühles möglich, wenn der überschauende Gedanke die Empfindung umgrenzt, ohne sie zu vergewaltigen. Hier hat Meyer in einigen seiner schönsten Schöpfungen mit unfehlbarem Takt den verbindenden Punkt gefunden, wobei sich die Doppelnatur und gleichzeitige Einheit seines Wesens in wunderbarer Weise offenbarte. Er besaß durchaus den Pantheismus des echten Lyrikers, der ganz in die Natur einströmen, ganz Wind und Wolke und Strom und Rhythmus werden möchte. Aber in seinen Alpen hatte er die unendliche Natur als einen machtvollen Bau geschaut und Morgen- und Abendröten umspielten den ewigen Schnee uralter Bergspitzen und in der Seele des Dichters erwuchs der Drang, die überquellende Fülle seines Innern in das steinerne Gefüge einer strengen Versarchitektur einzuschließen. Auch der Lyriker spürte, wie der Novellist, den ethischen und logischen Drang, der auf Klarheit mitten im Strom der Gefühle nicht verzichten wollte. Und auch in den Gedichten ging es, wie in den Novellen, nicht immer ohne Gewaltsamkeit ab, um diese Gegensätze zur Einheit zu zwingen. Aber es gelangen ihm Strophen, in denen schwellende Fülle hinter verhaltener Gebundenheit zitterte und drängte.

Brütend liegt ein heißes Schweigen
Über Tal und Bergesjoch.
Evoe und Winzerreigen
Schlummern in der Traube noch.

Purpurne Veltlinertraube,
Kochend in der Sonne Schein,
Heute möcht ich unterm Laube,
Deine vollste Beere sein!

Mein unbändiges Geblüte,
Strotzend von der Scholle Kraft,
Trunken von des Himmels Güte
Sprengte schier der Hülse Haft!

Aus der Laube niederhangend,
Glutdurchwogt und üppig rund,
Schwebt' ich dunkelpurpurprangend
Über einem roten Mund!

In einer sehr schönen Weise hat er im Gedicht vom „Marmorknaben" den Gegensatz seines Wesens symbolisiert. Das junge Mädchen in der Blüte ihrer Jugend hält die Statue, die aus der dunklen Gruft an das Tageslicht gehoben wurde, für den Liebesgott. Nicht so der ernste Gelehrte.

Meister Simon, streng das Bild betrachtend,
Eines Kindes Worte nicht beachtend,
Spricht: „Er löscht die Fackel. Sie verloht.
Dieser schöne Jüngling ist der Tod."

Zu vollendeter Harmonie aber, in der jeder Streit ruht und nirgends mehr ein Zwiespalt zu bemerken ist, haben sich seine Fülle und Strenge im „römischen Brunnen" vermählt.

Aufsteigt der Strahl und fallend gießt
Er voll der Marmorschale Rund,
Die, sich verschleiernd, überfließt
In einer zweiten Schale Grund;
Die zweite gibt, sie wird zu reich,
Der dritten wallend ihre Flut,
Und jede nimmt und gibt zugleich
Und strömt und ruht.

Von einem großen Dichter kann man nichts Höheres sagen, als daß er für nachfolgende Geschlechter, und gerade für diese, immer noch der Führer ist, der ihnen die Wege weist und die Ziele klärt. Das aber läßt sich zehn Jahre nach seinem Tod von Conrad Ferdinand Meyer sagen.

Der Aphorismus in Deutschland.

Von Dr. Erich Eckertz.

Bei seiner Definition des Epigramms geht Lessing davon aus, daß die Bezeichnung, die lediglich „Aufschrift" bedeutet, im Laufe der Jahrhunderte griechischen und römischen Geisteslebens weit hinter dem reichen Gehalte zurückgeblieben ist. Ähnliches gilt von der dem Epigramm verwandten Art des Aphorismus. Wie der Gattungsbegriff Epigramm dem aus Erwartung und Aufschluß zusammengesetzten Sinnspruch in keiner Weise gerecht wird, so ist auch die wörtliche Bedeutung des Begriffs Aphorismus (Abgegrenztes, Abgesondertes) nur eine schlechte Vermittlerin des reichen und mannigfaches Inhaltes. Jedoch kann man, aus-

Nekr M 37a

Conr. Ferd. Meyer

v. Hans Trog.

Nekr M 37a

ZENTRALBIBLIOTHEK ZÜRICH

Jahrgang 1898. München, Mittwoch, 14. Dezember. Nummer 283.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—) Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

STADTBIBLIOTHEK ZÜRICH

Uebersicht.

Conrad Ferdinand Meyer. Von H. Trog. — Nochmals die Arabienreisen des Grafen Landberg. Von Dr. Eduard Glaser. — Mittheilungen und Nachrichten.

Conrad Ferdinand Meyer.

Gest. am 28. November 1898.

Wie Gottfried Keller ist auch Conrad Ferdinand Meyer nicht mitten aus dem dichterischen Schaffen vom Tode abberufen worden. Beide haben ihr letztes Werk noch um einige Jahre überlebt, sie sind stille geworden vor dem Tage des ewigen Schweigens. Als Siebenundsechziger hat Keller mit seinem „Martin Salander“ Abschied genommen von der Literatur, als Sechsundsechziger hat Meyer mit seiner Novelle „Angela Borgia“ den Kreis seiner historischen Novellen abgeschlossen. Dann kamen für Beide die Zeiten des physischen und geistigen Kräfteverfalls; bei Keller dauerte diese Periode vier, bei Meyer volle sieben Jahre. So waren die beiden großen Zürcher Dichter bei ihrem Hinscheiden den Blicken unsres rasch lebenden Geschlechts schon ferner gerückt; ihr Tod riß nicht unmittelbar eine Lücke. Und doch, wie beim Ableben Kellers geht auch jetzt wieder, da wir Conrad Ferdinand Meyer aus dem Leben scheiden sehen, eine Bewegung tiefer, echter Trauer durch die Kreise der Literaturfreunde. Vor den endgültigen Verlust gestellt, fühlen wir doch erst recht, wie groß dieser ist, wie eng verwachsen der Todte mit unserm Empfinden und Denken war, und gern flüchten wir zu dem besten Tröster in der Trauer, der Erinnerung: sie läßt an unserm geistigen Auge vorüberziehen, was uns den Verstorbenen lieb und werth gemacht hat, und die Dankbarkeit verklärt mit mildem, warmem Licht den Schmerz....

Dieser Pflicht der Dankbarkeit können wir nicht besser und würdiger genügen, als indem wir uns in raschen Zügen das Lebenswerk Conrad Ferdinand Meyers in seiner Eigenart und seiner Bedeutung zu vergegenwärtigen suchen. Bei wenigen Dichtern geht wie bei ihm das Leben sozusagen völlig in den Schöpfungen auf. Die Biographie Meyers ist arm an äußeren Erlebnissen, materielle Sorgen hat er nie gekannt, ruhig und ungehemmt konnte er sich entwickeln und innerlich ausreifen, alle Hast blieb seinem dichterischen Produziren fern, ihm ward das Glück ruhiger Konzentration zutheil; nur eine Macht trat hemmend und störend in den stillen Kreis seines behaglichen Schaffens: die Krankheit....

Geboren am 11. Oktober 1825 als Sohn des Regierungsraths Ferdinand Meyer in Zürich, genoß der junge Conrad Ferdinand eine sorgfältige Erziehung: der Schule verdankte er die sichere Kenntniß der alten Sprachen, dem Elternhaus die werthvollen Anregungen, die von dem leidenschaftslosen, milden, dem Geschichtsstudium in den Mußestunden huldigenden Vater und der feinen, originellen Mutter ausgingen und Geist und Gemüth befruchteten. Den Vater verlor der einzige Sohn schon in jungen Jahren. Der Schulzeit folgte ein Aufenthalt im Waadtland, wo die französische Literatur und Sprache dem Jüngling vertraut und geläufig wurden. Nun kam die Frage der Wahl des Studiums; Meyer entschied sich für die Jurisprudenz, vermochte aber in kein engeres Verhältniß zu ihr zu treten; er kehrte ihr deßhalb bald den Rücken und begann ein Studium auf eigene Faust, ohne bestimmtes Ziel, aber auch, wie es von einer in ihrem Innersten so tüchtigen Natur sich nicht anders erwarten ließ, den Fluch dieser Zielloſigkeit zeitweise bis zur Verzweiflung als schweren Druck empfindend. Und nochmals hat er sich der welschen Schweiz zugewandt, gleichsam vor sich selbst fliehend; und diese Flucht wurde ihm zur Rettung: er fand eine ihm zusagende Arbeit in der Uebersetzung von Augustin Thierry's klassisch geschriebenen „Récits des temps mérovingiens“. 1855 erschienen sie, das Jahr darauf starb nach schwerem Gemüthsleiden die Mutter, die Frau mit dem heiterm Geist und dem traurigen Herzen, wie sie sich selbst charakterisirt hat. Der 28jährige Conrad Ferdinand Meyer fand in seiner Schwester eine treue Kameradin, die seine ästhetischen Neigungen verstand und theilte. Sie wurde die feinsinnige Begleiterin auf seinen weiten Reisen, die ihm namentlich [illegible] erschlossen und für immer theuer machten. „Du [illegible] an unsrer Erde Brust die Rose, ja die Rose, so zuvor“ [illegible] er in einem Gedicht dem Süden entgegen. Die Liebe zu Italien hatte nur eine Rivalin in Meyers Herzen: die zur hehren Größe der schweizerischen Alpenwelt. Diese Reisen, dieses Einsaugen der heimathlichen und der fremden Natur und der geläuterten, reinen Schönheit der großen Kunstwerke befruchteten nicht nur seinen Geist und machten ihn weit und frei, sie scheinen ihm auch die Dichterzunge gelöst zu haben. Jetzt erst, nahe an den 40er Jahren, in der Zeit der vollsten Manneskraft, stellt sich Conrad Ferdinand Meyer als Poet vor; und wie bescheiden war das Debut: ein schlankes Büchlein von nicht 150 weitgedruckten Seiten brachte 1864 „Zwanzig Balladen von einem Schweizer“; sogar die Anonymität wahrte sich der Dichter; erst in der zweiten Ausgabe rückt er mit seinem Namen „C. Ferd. Meyer“ heraus. Und dem Erstling folgt gar nicht eilig ein zweites Produkt. Erst 1870 erscheinen die „Romanzen und Bilder“, wiederum Lyrica, wiederum nur ein dünnes Büchlein; man fühlt deutlich: dieser Dichter zählt die Erzeugnisse seiner Muse nicht, er wägt sie; er ist offenbar auch kein Schnellmacher, er läßt sich — und dem Leser Zeit.

Dem Kriegsjahr hat bekanntlich Meyer selbst einen durchgreifenden Einfluß auf sein deutsches Stammesbewußtsein zugeschrieben: damals habe er das französische Wesen abgelegt. Poetischen Ausdruck fand diese Sinnesänderung in der Dichtung „Huttens letzte Tage“. 1871 erschien sie. Die zwei nächsten Jahre brachten das Gebirgsidyll „Engelberg“ und das erste Prosawerk, die Novelle „Das Amulet“. Es folgt „Jürg Jenatsch“, der erste große Treffer ins Schwarze; ihm verdankt Meyer das Bekanntwerden in weiteren Kreisen. Als das Buch erschien, war er ein 50jähriger Mann; kurz vorher hatte er auch den Jung-

gesellenstand aufgegeben, die Schwester löst eine Gattin ab. Abgesehen von der Geburt eines Töchterleins, des einzigen Kindes dieser späten Ehe, ist diese Vermählung das letzte äußere Ereigniß in Meyers Leben, das den Biographen interessiren mag, man müßte denn die Ernennung zum Ehrendoktor — von Seiten der Züricher Hochschule — als etwas besonders wichtiges betrachten. Still und ruhig glitt das Leben des Dichters dahin, für die Außenwelt nur markirt, und ich denke das war das wichtigste, durch die leuchtende Reihe von Erzählungen, die von 1876 bis zum Winter 1891 zutage treten: „Der Schuß von der Kanzel", „Der Heilige", „Plautus im Nonnenkloster", „Gustav Adolfs Page", „Das Leiden eines Knaben", „Die Hochzeit des Mönchs", „Die Richterin", „Die Versuchung des Pescara" und „Angela Borgia"; und zwischen diese Publikationen hinein, von denen bekanntlich keine der umfangreich ist, fügt sich als herrliche Gabe die Sammlung der „Gedichte", ein einziger stattlicher Band.

Das innere Facit des äußerlich ereignißlosen Lebens lautet somit: ein überaus langsames Sichentwickeln, ein schließliches Sichfinden und dann aus dem Vollbesitz der Kräfte heraus ein ruhiges, sicheres Produziren, bis der Dichter durch ein schweres Gemüthsleiden, wie der sieche Hutten durch das fallende Laub, gemahnt wird:

— — — Genug! Die Sonn' ist fern,
Geh ein, du Knecht, zur Ruhe deines Herrn!

Wir haben die Elemente von Meyers Bildung kennen gelernt: den früh schon entwickelten Sinn für die Historie, die Begeisterung für die Natur, für die grandiose stille Majestät der Alpenwelt seiner Heimath wie für den „süßen Himmel" Italiens, die Bekanntschaft mit der Kunst, namentlich der der Renaissance. Fernab vom lauten Treiben der Menschen und von der wilden Hast der Geschäfte hat er sie in seinem Innern tief und gründlich verarbeitet und sie zu seinem Eigenthum gemacht. „Des Meeres [illegible] und heute taucht' nicht mein Boot", singt er in [illegible] Romanzenbändchen. Aber nur langsam, nach und [illegible] findet er sich selbst, erkennt er seinen eigensten Beruf; nichts von Frühreife läßt sich bemerken, von jenem genialen Sichausgeben schon in jungen Jahren, dem später nicht selten das Versanden folgt. So beginnt er auch recht bezeichnend nicht mit einem Band lyrischer Gedichte, in denen er uns in sein Inneres schauen läßt, erzählt uns nicht von der Liebe Lust und Schmerz, nicht von seinen Hoffnungen und Enttäuschungen, verschont uns mit aller grünen Sentimentalität und Schwärmerei: das Erstlingswerk, das die Oeffentlichkeit zu sehen bekommt, sind Balladen, eine Gedichtform, die von vornherein das rein lyrische und subjektive Moment zugunsten einer gewissen epischen Objektivität ausschließt und deren Inhalt erzählender Art ist; dabei kann die Ballade unter Umständen einen so raschen Pulsschlag zeigen, daß sie zu eigentlich dramatischer Wirkung emporwächst, zur dramatischen Scene innerhalb des epischen Rahmens sich verdichtet. Indem Meyer gerade diese lyrische Form sich wählt, verräth er, daß in ihm etwas hindrängt auf diese Kunst, das Epische mit dem Dramatischen gleichsam zu verschmelzen. Man braucht nur in dem Balladenbändchen, das heute — man möchte fast sagen leider — aus dem Buchhandel völlig verschwunden und darum in weiten Kreisen unbekannt ist, ein Gedicht wie „Der Hugenott"[1]) zu lesen, und man wird staunen, bis zu welcher Vollendung Meyer das Wesen der Ballade erfaßt hat. Das Thema des Hugenotten ist aus den „Füßen im Feuer" in der Gedichtsammlung allbekannt; was uns hier interessirt, ist nur die Art, wie der Dichter schon in der ersten Fassung von 1864 das furchtbare Ereigniß von ehedem in der Erinnerung des in das Hugenottenschloß unvermuthet gelangten rohen Kriegsmannes zu wahrhaft aufregendem dramatischen Leben zu steigern verstanden hat. Da heißt es:

In dieser Burg vor einem Jahr
Lagst du mit deiner Reiterschaar,
Wie du die Hugenottenjagd
In den Gebirgen mitgemacht.

„Wo hat der Junker sich versteckt?"
Frag' ich ein bleiches Frauenbild.
Sie weint und hat mir's nicht endeckt,
Die Kinder schrei'n — ich werde wild —
Da seh' ein Feuer ich verglühn,
Da reiß' ich sie zum Herde hin,
Die Füße hab' ich ihr gepackt
Und hielt sie in die Gluthen nackt.

Und dann weiter im Traum nochmals dieselbe That in furchtbarer Vision:

Er schlummert . . . Fackeln in dem Saal,
Ein höllisches Gelächter schallt:
Weib, wo versteckst du den Gemahl,
Sprich! oder du berenst es bald!
Er zerrt mit widerwill'ger Wuth
Die Füße nieder in die Gluth;
Da sprüht die Flamme weit umher
Und wird ein lodernd Feuermeer.

Das sind Proben nicht nur einer echt dichterischen Phantasie, sondern einer wahrhaft suggestiven Schilderungskraft; hier liegen gleichsam bereits die Keime für jene im Dichterwerk Meyers noch so mannichfach wiederkehrenden Traumgesichte, in denen sich das Phantastische, ja Groteske des Traums mit wirklich Erlebtem und Empfundenem zu ergreifend stimmungsvollen Gebilden verschmilzt: von dem Gespräch im „Amulet" zwischen der Karyatide des Louvre mit dem Wasserweib der Seine in der Bartholomäusnacht bis zu der erschütternden Weltgerichtsvision des Kardinals Ippolito d'Este in der Angela Borgia, vom Traum des Thespesius bis zur Lethe-Vision in den Gedichten.

Historisch sind mit geringen Ausnahmen die Stoffe, die Meyer in den Balladen behandelt hat; in breitem Strom ziehen die stolzen Strophen vorüber, der Rhythmus meist mit sicherem Takt den Vorwürfen angepaßt. Wohl der beste Beweis, daß die Wahl der Stoffe in Bezug auf poetische Ausgiebigkeit und Bedeutsamkeit eine genau überlegte gewesen ist, darf darin erblickt werden, daß die Mehrzahl der 20 Balladen auch dem kritisch genau sichtenden Auge des völlig ausgereiften Dichters standhielt; was er verwarf, war nur die alte Form, sie fiel dem neuen Stile Meyers zum Opfer. Es wird noch davon zu sprechen sein.

Als wollte der über 40 Jahre alte Dichter dem Volk zeigen, daß auch er, wenn er nur wollte, rein lyrisch sein könne, ließ er den Balladen das Bändchen „Romanzen und Bilder" folgen. In „Stimmung" und „Erzählung" zerfallen diese Gedichte. Schon die Wahl des Ausdrucks „Stimmung" weist uns auf den subjektiven Charakter dieser Poesien hin. Meyer hat sich denn auch in dieser Abtheilung weit mehr als sonst gehen lassen; eine starke, unverhüllte Fröhlichkeit tönt freilich auch hier uns nicht entgegen; es klingt mehr elegisch als dithyrambisch, kein Ergo bibamus, wohl aber ein wunderbares Mond-Gedicht, wie das folgende:

Mondesampel gießt den feuchten
Schimmer auf den stillen See,
Wie Erinnerungen leuchten
Gipfel drin mit ew'gem Schnee.

[1]) Es findet sich neuerdings vollständig abgedruckt in dem Büchlein „C. F. Meyer. Sechs Vorträge von H. Trog." 1897, bei Reich, Basel.

ENTNOMMEN ZÜRICH

Alte Zeiten, die entschliefen
Längst im Tageswechsel hier,
Leben in geheimen Tiefen
Leise träumend unter mir.

Und neben dieser Stimmungslyrik die Rubrik „Erzählung". Hier nimmt zum erstenmale bei Meyer Italien einen wichtigen Platz ein als Quelle mannichfachster Anregung: Roms weltgeschichtliche Größe ist seinem Geiste aufgegangen; Cesare Borgia und Julius II. und Michelangelo erfüllen seine Phantasie. So weitet sich der Gesichtskreis nach allen Seiten. Meyer selbst hat diese Erstlinge — die beiden Gedichtbändchen — später nicht mehr gelten lassen; sie beschließen für ihn „eine Lebensepoche ästhetischer Beschaulichkeit, mannichfaltigster vielsprachiger Lektüre, verschiedener Interessen, ohne die Gluth einer erwärmenden Parteinahme des Herzens und vieler nachhaltiger Reiseeindrücke." An ihrer Stelle will er als sein „Erstlingswerk" angesehen wissen „Huttens letzte Tage".

Man versteht es, daß Meyer später diese Dichtung gern als das Präludium zu seinem poetischen Lebenswerk betrachtete. Hier zum erstenmale hat er eine historische Persönlichkeit nicht bloß in einer Episode ihres Lebens dargestellt, sondern sie in ihrem ganzen Wesen zu ergründen versucht, wie nachher dann einen Jenatsch, einen Becket, einen Pescara. Noch nicht geschieht dies in einer geschlossenen Komposition, sondern in einer Reihe von Bildern, deren jedes in jambische Zwei-Zeiler gefaßt ist, ein Metrum, das Meyer später selbst als hölzern bezeichnet hat, und das Gottfried Keller in einem Briefe an den Dichter des Hutten witzig dahin charakterisirt hat: ein ganzes Buch in dieser Form sehe fast aus wie eine Sprichwörtersammlung. Sieht man hievon ab, so kann man dem poetischen Gehalt dieser Bilder seine hohe Anerkennung nicht versagen. Einzelne derselben werden zu eigentlichen historischen Portraiten, andere athmen eine starke Leidenschaft und über manchen liegt ein ganz wundersamer elegischer Ton. In den verschiedenartigsten Lagen seines reichbewegten Lebens zieht der merkwürdige Mann an uns vorüber, der, an der Grenzscheide zweier Zeitalter stehend, nach einer Zukunft ausschaut, zu der seinerzeit noch das Verständniß fehlt, der persönlich durchaus nicht völlig rein wirkt und dessen Feuergeist man doch im Bilde der Revolutions- und Reformationsströmung des beginnenden 16. Jahrhunderts vielleicht ungern missen möchte. „Ich bin kein ausgeklügelt Buch, Ich bin ein Mensch mit seinem Widerspruch", so läßt Meyer seinen Hutten von sich sagen. Nicht beschönigen will der Dichter damit das oft tief in Schuld und Fehl verstrickte Leben seines Helden, er will nur sagen: richtet ihn nicht zu hart, wir Menschen sind alle in solchen Widersprüchen befangen, und das Beste wird schließlich sein, daß die guten Eigenschaften in uns schwerer wiegen als die schlimmen. Und sehr fein hat es Meyer verstanden, den dem Sterben entgegen gehenden kühnen Ritter innerlich zu läutern, ihm so eine immer stärkere Sympathie beim Leser zu schaffen. Der Dichter selbst steht auf der Seite seines Helden; die „Wahrheit der Gefühle" nimmt Meyer für die Hutten-Dichtung in einem Brief an Gottfried Keller ausdrücklich in Anspruch; „denn freilich," schreibt er 1881, „die Gefühle eines Einsamen kenne ich zur Genüge und ein Ghibelline war ich von jung an und bin es mehr als je."

„Huttens letzte Tage" sind, in vielfach umgearbeiteter Form, oft verlegt worden, die Dichtung verdient es, über den Prosawerken und den Gedichten Meyers nicht vergessen zu werden. Besser hätte sich der Schweizer bei einem deutschen Leserkreis nach den Ereignissen von 1870/71 nicht einführen können.

Wie ein Ausflug ins Reich des Idylls muthet nach dieser aus der Stimmung des Tages mächtig und spontan heraus geborenen Dichtung „Engelberg" an. Mit ihr hat C. F. Meyer einem von ihm besonders geliebten „firnbeglänzten Alpenthal" seiner Heimath eine reizvolle Huldigung dargebracht. Sagenhaftes und der Wirklichkeit Abgelauschtes, Schalk und Ernst, haben sich hier zu einem allerliebsten Ganzen verbunden, und durch das Ganze geht ein Zug von zarter Naivetät, der dieser zu einem Gemälde menschlichen Lebens, Liebens und Leidens sich ausweitenden Klostergeschichte die köstliche Würze verleiht. „Geh' und lieb' und leide, armes Menschenkind" ruft im Balladenbändchen eine Nonne der von ihrem Gelübde um der Liebe willen abweichenden „Novize" zu: man könnte den Vers als Motto vor „Engelberg" setzen; denn auch die dem Klosterleben geweihte Angela erblickt ihren Beruf nicht im entsagenden Leben der stillen Klostermauern, sondern in der Welt, wo ihrer die Liebe zu Mann und Kindern, aber auch die Schmerzen, die mit dem Verlust der Geliebten verbunden sind, harren. Nichts von falscher Sentimentalität steckt in diesem Werklein; es ist durch und durch gesund empfunden und schreitet frisch und munter in seinen kurzen meist paarweise gereimten Jambenversen dahin.

Und nun löste die Prosa die Versdichtung ab. Dem Idyll „Engelberg" folgt die erste historische Novelle „Das Amulet". Schon in den „Romanzen und Bildern" finden sich eine Anzahl von Gedichten, die ihren Stoff der französischen Geschichte des 16. Jahrhunderts entnehmen, und auch an die Ballade „Der Hugenott" darf hier nochmals erinnert werden.

Beim „Amulet" so wenig wie bei den folgenden Erzählungen kann es unsre Aufgabe sein, den Inhalt hier zu erzählen; wir müssen vielmehr darnach trachten, zu einer allgemeineren Charakteristik dieser Schöpfungen Meyers, die ihn vor allem bekannt und berühmt gemacht haben, durchzudringen. Wir lassen dabei die ästhetische Streitfrage, ob der historische Roman oder die historische Novelle eine berechtigte oder unberechtigte Dichtform seien, völlig beiseite. In einem Brief an Meyer vom Jahre 1880 schreibt Gottfried Keller bei Anlaß des „Heiligen": „In der Form der einbändigen historisch-poetischen Erzählung oder Novelle haben Sie nun ein treffliches Mittel gefunden, wieder ein eigentliches Kunstwerk herzustellen und einen Stil zu ermöglichen, nachdem der Ballast der bloßen Behandlung, Beschreibung und Dialogisirung, der die Dreibände zu füllen pflegt, über Bord geworfen ist."

Hier ist das ausgesprochen, was C. F. Meyers Prosawerken ihren eigentlichen Charakter gibt: unter seiner feinen Hand ist die historische Erzählung ein echtes Kunstwerk geworden, das seine Gesetze in sich selber trägt; diese sind: straffe Führung der Handlung, Verwendung der Detailschilderung im strengen Dienst des Lokalkolorits, das den Ereignissen und den Personen die passende Folie schafft, niemals aber im Dienste einer üppig wuchernden, kulturhistorischen Beschreibung — wie dies etwa bei Walter Scott der Fall ist —, psychologische Vertiefung der Personen, und zu alledem ein Stil, der, den verschiedenen Aufgaben und Vorwürfen sich genau anpassend, mit dem Inhalt zu einem festen, untrennbaren Organismus verwächst.

Wie man weiß, hat Meyer einige seiner Erzählungen in einen Rahmen gespannt, d. h. er erzählt nicht direkt, sondern er läßt einen Andern erzählen. Es sind dies: „Das Amulet", „Der Heilige", „Plautus im Nonnenkloster", „Das Leiden eines Knaben", „Die Hochzeit des Mönchs", fünf von elf Erzählungen. Es leuchtet ein, was den Dichter dazu bewog: der Eindruck des Objektiven soll gleichsam noch gesteigert werden dadurch, daß ein Zeitgenosse oder doch ein den Ereignissen der Vergangenheit nahe Stehender, die Begebenheit erzählt; dieser wird dann gewissermaßen der treue Chronist des Geschehenen. Im eigentlichsten und

einfachsten Sinne trifft dies zu, wenn im „Amulet“ der alte Schadau seine Erinnerungen an die Ereignisse der Bartholomäusnacht aufzeichnet; seine Chronik wird dann eben zur Erzählung und zwar zur Ich-Erzählung. Komplizierter und zugleich anregender wird die Sache, wenn ein mündlicher Erzähler aus dem Schatz seiner Erinnerungen oder aus seiner dichterischen Phantasie heraus einem Andern oder einem Kreis von Hörern berichtet; da findet dann etwa der Hörer Gelegenheit, ein Wort in die Erzählung hineinzuwerfen, als Frage oder als Zweifel, als Zustimmung oder als Widerspruch. So entsteht vor dem Auge des Lesers ein Bild von reichstem, unmittelbarem Leben; wir werden selbst zu unsichtbaren Hörern; die Erzählung erhält in gewissem Sinne einen dramatischen, ja man wäre fast versucht zu sagen einen scenischen Charakter. Zugleich hat es der Dichter in der Hand, den Erzähler so zu wählen, daß das, was er erzählt, von vornherein seine bestimmte Färbung erhält.

Der Calvinist Schadau erzählt die Greuel der Bluthochzeit, gewiß an sich keine ganz unparteiische Quelle; aber es entbehrt der feinen Ironie nicht, daß gerade dieser in Glaubensdingen höchst intolerante Mann die schlimmsten Auswüchse des Religionshaders zu Papier bringt; und überdies hat der Dichter auf alle Weise dafür gesorgt, daß der Calvinismus Schadau's seine Einschränkungen erhält: Allein schon, daß Schadau, dem aller Reliquiendienst ein Greuel ist, zweimal dem „Amulet“ des katholischen Boccard das Leben verdanken muß, ist ein überlegen kluger Zug des Novellisten. Und daß der Calvinist auch sonst mit seiner engen, harten Lehre sich da und dort an dem gesunden Menschenverstand den Kopf anrennt, dafür sorgt der milde, geistvolle Chatillon, dem Meyer wohl am ehesten seine eigenen Ansichten über religiöse Dinge geliehen hat. Sicherlich aber erhält die Novelle gerade dadurch einen Reiz mehr, daß schon ihr Erzähler ein in der Enge religiöser Rechthaberei befangener Mann ist; diese gehört zum Kolorit der ganzen Zeit.

Im „Heiligen“ erzählt dann mündlich der Bogner Heinrichs II. die Tragödie des Kanzlers Thomas Becket, die zugleich zur Tragödie seines königlichen Herrn wird, so daß schließlich der ermordete Erzbischof als Märtyrer der Sieger bleibt. In der nächsten Umgebung des Königs durch seinen Dienst festgehalten, ist der Bogner auch der Augenzeuge der Ermordung Gnade's geworden. Er ist der in das ganze furchtbare Drama Eingeweihte; darum weiß er auch, was sein Herr verschuldet hat, und entschuldigt ihn nicht; aber er weiß auch, wie Becket durch seine Halsstarrigkeit und Unversöhnlichkeit das Reich erschüttert, das Leben König Heinrichs untergraben hat. So fallen Licht und Schatten auf Beide, und die Objektivität im dichterischen Sinne wird nach Kräften gewahrt.

„Plautus im Nonnenkloster“ gibt sich als eine unedirte Schwankerzählung des Sammlers der Facetiae, Poggio; er erzählt sie an einem schönen Abend zur eigenen Aufheiterung und zum Amusement seines hohen Gönners Cosimo Medici in einem Lustgarten von Florenz; und er erzählt im Ton des geistreichen, überlegenen Renaissance-Italieners, der im nordischen Barbarenland mit seiner Klugheit ein dummpfiffiges Weib, die Aebtissin von Münsterlingen, entlarvt und dabei zugleich einen kostbaren Kodex mit den Plautus-Lustspielen erbeutet hat. Unterbrochen wird die Erzählung dieser Facetie von den Hörern nicht; trotz ihres ernsten Kerns erheitert sie nur wie ein guter Scherz, den man auch nicht zu stören pflegt.

Ganz anders der Erzähler in der Novelle „Das Leiden eines Knaben“: Der leidenschaftliche Jesuitenhasser Fagon, der Leibarzt Ludwigs XIV., berichtet in der Dämmerstunde vor dem Diner Seiner christlichen Majestät die Schandthat, die der Père Tellier an dem jungen Julian begangen hat; gegen diesen heiligen Zorn des Erzählers kommen seine Zuhörer nicht auf und wollen es auch nicht; denn aus seiner Reserve tritt der im Zeremoniell erstarrte Louis XIV. in seinen alten Tagen nicht mehr heraus. Wohl hat er Bedauern, aber nicht mehr; die Maintenon dagegen ist gerührt. Das letzte Wort hat Fagon — in der Novelle und im Herzen des Lesers.

Das Erstaunlichste in der Rahmenerzählung leistet Meyer in der „Hochzeit des Mönchs“. Schon die Wahl des Erzählers bedeutet ein Wagniß sondergleichen: kein Geringerer als Dante ergreift hier das Wort, nicht um eine Geschichte klar und flüssig herunterzuerzählen, für eine solche Spielerei wäre der ernste, finstere Verbannte am Scaliger-Hofe in Verona nicht zu haben, sondern um vor der Gesellschaft, die ihm nur halb behagt, auf ein gegebenes Thema hin aus einer lakonischen Grabschrift mit machtvoller Phantasie die tragische Erzählung vom entkutteten Mönch zu entwickeln; dabei läßt er gelegentlich seine Hörer in die Werkstatt seines dichterischen Schaffens hineinschauen, ja er scheut sich nicht, die Namen der um ihn herum Sitzenden in beziehungsreicher Weise für die Personen seiner Geschichte zu verwenden. In keiner Erzählung hat Meyer den Rahmen so stark, wenn man so sagen darf, ins Gemälde hineinragen lassen; ja man wäre fast versucht, zu behaupten: der Rahmen sei hier das Werthvollere; denn von allen Gestalten der Novellen prägt sich vielleicht doch keine so unauslöschlich stark und mächtig dem Gedächtniß ein, wie Dante, der Erzähler der „Hochzeit des Mönchs“. Und wie anders erzählt er als ein Poggio und Fagon! Meyer hat auch hier den Stil aufs genaueste dem Erzählenden angepaßt; der Dichter von Hölle, Fegfeuer und Paradies verfügt über einen andern Schatz an Bildern und behandelt seine Sprache mit einer andern souveränen Freiheit und Eigenwilligkeit als ein geistreicher, witziger Humanist am Mediceerhofe oder ein Arzt des Siècle de Louis XIV.

Ueber die in der „Hochzeit des Mönchs“ erreichte Kunst der Rahmenerzählung hinauszugehen, war kaum denkbar: das sah auch Meyer offenbar sehr wohl ein. Seine drei letzten Novellen, „Die Richterin“, „Die Versuchung des Pescara“ und „Angela Borgia“, sind was der Jenatsch und die beiden Novellen „Der Schuß von der Kanzel“ und „Gustav Adolfs Page“ waren: Erzählungen in der üblichen Form, die uns unmittelbar an die Personen und Ereignisse der Geschichte heranführt. Prachtvoll hatte diese Gattung von Prosadichtungen, die man meinetwegen reine Erzählungen nennen mag, mit der „Bündner Geschichte“ Jürg Jenatsch begonnen.

Es ist das umfangreichste unter den Werken Meyers, zugleich das populärste; die mehr als zwanzig Auflagen sprechen deutlich genug. Einen schöneren historischen Roman kennt die schweizerische Literatur nicht, die deutsche nicht sehr viele. Kein junges Liebespaar wie im „Amulet“ lenkt die Aufmerksamkeit im „Jürg Jenatsch“ von den politischen Aktionen und ihren geschichtlichen Trägern ab, ohne doch diesen gegenüber sich siegreich behaupten zu können; wohl lodert auch im Herzen der Lucrezia Planta die Liebe für den trutzigen Jürg Jenatsch; aber die politischen Ereignisse haben die Beiden durch einen Blutstrom getrennt: Jürg ist der Mörder von Lucrezia's Vater; und als der diplomatisch so kluge und verschlagene Jenatsch glaubt, am Ende doch noch trotz allem diesen höchsten Siegespreis zu erringen, da treibt ihn Lucrezia selbst fort von Riedberg. Kann sie ihn aber nicht ehelichen, weil sie ihn nicht mehr achten kann, so will sie ihn doch nicht unter feile Mörderhände fallen lassen; lieber selbst zur Axt greifen, um dem das Ende zu bereiten, der ihr das Herz, aber auch ihren Vater geraubt hat. Der Schluß hat manche Anfeindung erfahren, und

etwas Schicksalstragödie spukt in dem Wiederauftauchen der verhängnißvollen Axt zu Ende des Romans. Gottfried Keller hat einmal von den vertrackten Mordfinales als einer Passion Meyers gesprochen, und zwar bei Anlaß der „Hochzeit des Mönchs", wo die Ausführung der „Tödterei" ihm mit Recht allzu hastig und darum nicht tragisch genug erschien. In Bezug auf den „Jenatsch" muß man aber doch in Rechnung ziehen, daß die Blutrache auf Lucrezia lastet; diese jedoch muß der hochdenkenden Jungfrau ein Greuel sein; darum greift der Dichter zu einem anderen, edleren Ausweg: was Lucrezia aus Rache nicht thun kann, kann sie aus Liebe und Mitleid — sie selbst wird Jürgs Todesengel.

Die Alpenwelt des Bündnerlandes und die sonnige Schönheit der Lagunen-Märchenstadt geben die wundervolle Scenerie des „Jenatsch" ab. Erstaunlich wird immer in diesem Roman die Kunst Meyers bleiben, das politische und diplomatische Hin und Her nicht nur zu völliger Anschaulichkeit gebracht, sondern ihm auch jede Spur des Langweiligen und Schleppenden genommen zu haben. Noch ein zweites Mal ist ihm dieses Kunststück gelungen in der „Versuchung des Pescara", wo auch alle die Fäden, die zwischen den Höfen von Mailand und Rom und dem Feldherrn Karls V. hin und her laufen, völlig klar liegen und nirgends die poetische Textur des Ganzen stören oder verwirren. Ranke hat wohl wenig aufmerksamere Leser gefunden als den Dichter im stillen Kilchberg.

Der lustige „Schuß von der Kanzel" und die schöne Novelle von „Gustav Adolfs Pagen", dieses heroische Idyll mit den hellen feinen Farben kontrastiren aufs stärkste zu der wild schäumenden Leidenschaft und imposanten Verbrechergröße, die die Erzählung von der Richterin erfüllen. Einen mächtigeren weiblichen Charakter, groß in seinem Fehl und seiner Sühne, hat Meyer nicht geschaffen. Aus der schwülen Atmosphäre dieser Lady Macbeth-Natur hinweg hat sich der Dichter gewiß gern in die reine, edle Seele der Gattin Pescara's hineingelebt, der Dichterin Vittoria Colonna, der Freundin Michelangelo's. Und wenn er einst in Jürg Jenatsch den Mann schilderte, der um des Vaterlandes willen vor dem schnödesten Verrath nicht zurückschreckte, so fand er jetzt in Pescara eine Persönlichkeit, die auch die lockendsten Verheißungen nicht von der Bahn der Ehre abbringen und die deßhalb die Versuchung der Morone und Genossen weit von sich wegzuweisen vermag. Schade nur, daß der Verzicht und die Standhaftigkeit diesem Pescara in gewissem Sinne vom Dichter leicht gemacht werden dadurch, daß die Todeswunde, die an seinem Körper nagt, ihm alle ehrgeizigen Gedanken wie ein thörichtes Gaukelspiel erscheinen läßt. Auf diese Weise verliert er so gut an seiner starren Größe wie Thomas Becket, dem der Tod seines einzigen Kindes gleichfalls eine Wunde geschlagen hat, die nie mehr heilt, die ihn zum Asketen und zugleich zum königsfeindlichen Vertreter päpstlicher Interessen macht. Hier liegen gewisse Gefahren des historisch-poetischen Gestaltens zutage, die man besser in aller Ruhe eingesteht, als sie beschönigt oder ableugnet. Dabei mag man immerhin mit Aristoteles zugeben, daß die Dichtung philosophischer und bedeutungsvoller ist als die Historie.

Ein herrlicher Glanz liegt über dieser „Versuchung des Pescara", der Glanz der Renaissance, der selbst das Verwerfliche und Verbrecherische noch mit einem Schimmer der Größe übergießt. Und dasselbe gilt dann auch von der letzten Gabe des Dichters, der „Angela Borgia". Ueber den Mangel in der Komposition, der darin besteht, daß Angela Borgia, die Gute und Reine, den Mittelpunkt des Interesses gegenüber der weit mehr fesselnden geheimnißvoll-dämonischen Lucrezia Borgia nicht zu behaupten vermag, täuscht uns der Dichter mit einzigartiger Kunst hinweg: an diesem Hofe der Este von Ferrara geht die Pflege des Schönen mit der Raserei der Leidenschaft und der Grausamkeit des Verbrechens ein Bündniß ein, daß das Auge wie faszinirt an diesem schauerlich-schönen Gemälde haften bleibt. C. F. Meyer hatte Jakob Burckhardts „Kultur der Renaissance" nicht umsonst studirt; und nur er besaß die geniale Kraft, die Zeichnung des großen Historikers in Farben von Tizian'schem Feuer umzusetzen.

Wie ungenügend mit dem Gesagten der Kreis von Meyers Prosadichtungen umschritten worden ist, ist mir nur zu wohl bewußt; aber einige Hauptzüge dürften nunmehr doch heraustreten. C. F. Meyers Begabung, die Vergangenheit zu citiren, sie zum Redestehen zu zwingen, sie im dichterischen Gewande gleichsam nochmals zum vollen Leben zurückzurufen, ist eine immer aufs neue in Staunen setzende. Und dabei ist nirgends ein Prunken mit antiquarischem Wissen, mit todter Buchgelehrsamkeit; wohl entsteht das Bild aus unendlich vielen Einzelzügen, aber nach seiner Vollendung bemerkt sie das Auge nicht mehr; es sieht nur ein Ganzes, wie aus einem Guß heraus, in dem Personen und Sachen, Wort und Gestus, Wille und That aufs kunstvollste in einen Organismus verwachsen, dem dann der Stil die letzte Weihe gibt.

Das Jahr 1882 bescherte den Freunden der Muse C. F. Meyers außer Gustav Adolfs Pagen den Sammelband der „Gedichte". Im November des genannten Jahres schrieb Gottfried Keller an Wilhelm Petersen, nachdem er von der bevorstehenden Sammlung seiner eigenen Gedichte ein Wort gesagt hatte, folgende Zeilen: „Wenn Sie indessen etwas Schöneres lesen wollen, so lassen Sie sich die Gedichte meines Landsmannes Conrad Ferdinand Meyer kommen; es ist seit Jahren nichts so Gutes im Lyrischen erschienen." Und im Dezember lautet es in einem Schreiben an Rodenberg: „Daß Ihnen die Gedichte Ferdinand Meyers gefallen, glaub' ich wohl. Wenigstens der rein lyrische Theil hat trotz des uralten Stoffes jene eigenthümlich edle Klangfarbe, welche so selten ist und macht, daß ein solcher Band Gedichte, der vielleicht dreißig Jahre lang entstanden ist, doch wie erst gestern und heute geschaffen scheint." Mit diesem neidlosen Lobe Kellers könnten wir uns im Grunde begnügen. Doch mögen einige kurze Randbemerkungen hier noch gestattet sein.

Die Knappheit und Präzision des Ausdrucks, die sich Meyer für seine Prosa errungen hat, ist auch das äußere Charakteristikum der Gedichte. Was aus den Balladen und den Romanzen und Bildern in diesen Sammelband Aufnahme gefunden hat, ist von Grund aus umgeschaffen worden; und leider muß man gestehen, nicht durchweg zum Vortheil des Gedichtes. Aber der Drang nach Kürze und Konzentration muß bei Meyer, dem unablässig an sich Arbeitenden, alle anderen Bedenken überwogen haben. Freilich, wo der Wurf gelungen ist, wo unter der Knappheit die Klarheit nicht gelitten hat, da sind Gedichte entstanden von einem inneren Leben und einer Treffsicherheit, die kaum zu überbieten sind. Herrliche Proben dieser Art wird man namentlich bei den Gedichten historischen oder kunsthistorischen Inhalts finden. Die Subjektivität bleibt auch in den Gedichten stets gezügelt; der Dichter macht uns keine Bekenntnisse in der landläufigen Art lyrischer Poeten. Etwas vornehm Verhaltenes liegt über allem; ein weises Maßhalten ist der durchgehende Charakterzug: die Sophrosyne, der die Hellenen den höchsten Preis im Leben gaben, ist auch Meyers Göttin. Es ist eine Lyrik, die vor der Reflexion nicht zurückschreckt, dieser aber stets einen beziehungsreichen, poetischen Zug zu geben versteht; naiv wird sie nicht heißen können, sie wird dafür aber auch nirgends kindisch. Eine reiche Anschauung von Welt und Geschichte und Kunst weitet nach allen Seiten den Horizont;

man ist überall der feinsten Bildung und dem zartesten Empfinden gegenüber. Der Blick ist groß und frei, der uns aus den Gedichten entgegenleuchtet. Nichts Krankhaftes, nichts Kleinliches findet sich. Meyer ist eine kerngesunde Natur und seine Seele ist die eines muthigen Mannes, der das Leid kennt, aber nicht verzagt, der kraftvoll resigniren kann, der überwindet, ohne bitter zu werden. Wer wissen will, welcher Töne diese Lyrik fähig ist, der versenke sich immer und immer wieder in die Abtheilung der Liebeslieder: hier klingt alles so rein und so tief, hier ist zugleich alles in eine so wundersame, die Leidenschaft zum Flüstern zwingende Stille und Ferne gerückt, hier greift die Erinnerung so zart und wieder so erschütternd in die Saiten, daß man wohl ohne Uebertreibung sagen darf, diese Liebeslieder C. F. Meyers gehören zum Eigenartigsten und Ergreifendsten, was die ganze Liebeslyrik kennt. Vielleicht bei Storm noch wird man auf ähnliche Accorde stoßen.

Die gelassene Weltanschauung, in der die Freude wie das Leid eine feste und bestimmte Stelle findet, in der neben der lichtdurchflutheten Rotunde die stille Krypte ihren Raum beansprucht, ruht auf einem religiösen Grunde. Meyers Theismus ist der schlichte Glaube an den Gott, der „in Harmesnächten" unsichtbar des Flehenden Hand ergreift und ihn tröstet. Von aller Engherzigkeit ist der Dichter der Renaissancenovellen selbstverständlich völlig frei. Bei der Lektüre einer Lebensgeschichte Goethe's, seines Lieblingsdichters, ist C. F. Meyer, 73jährig, vom tödlichen Schlaganfall getroffen worden....

* * *

Nun haben sie ihn droben in seinem Kilchberg, dessen Glöcklein, wie der Dichter gesungen, als letztes am See das Hereinbrechen der Dunkelheit in die Lüfte hinausmeldet, zur ewigen Ruhe gebettet. Mit heiliger Scheu hat er zeitlebens die Flamme in seinem Innern gehütet, „die, entzündet durch den Hauch der Musen, ihnen ein beständig Opfer ist". Rein hat sie gebrannt, ihr Wächter war treu. An ihrem klaren, stetigen Leuchten, wie an ihrer heißen und doch nie versengenden und verzehrenden Gluth haben sich Tausende erwärmt und erfreut und Tausende werden es auch künftighin thun. Für Conrad Ferdinand Meyer war die Kunst nicht nur ein Höchstes, sondern das Höchste, das Einzige, wie er einmal Adolf Frey gegenüber geäußert hat, was uns über die Trivialitäten dieses Lebens hinweghebt. Ihr hat er gedient mit nie rastendem Eifer, mit nie erlahmender Begeisterung, ihr Schatzhaus hat er bereichert mit köstlichen Weihgeschenken von wunderbar feiner Arbeit. Sie zu bewundern und nach ihrem Urheber zu fragen werden die Kenner nicht müde werden. Darin beruht ja die geheimnißvolle Kraft des wahren Kunstwerkes: es nimmt theil an der Unvergänglichkeit der Kunst selbst.

Basel. H. Trog.

Nochmals die Arabienreisen des Grafen Landberg.

Zur Klarstellung.

Im Abendblatt der Wiener „Neuen Freien Presse" vom 10. d. M. veröffentlichen, unter den „Mittheilungen aus dem Publikum" und mit der Bitte an die europäische Presse um Wiederabdruck, die österreichischen Mitglieder der unter Führung des Grafen Landberg stehenden Arabienexpedition eine „Erklärung",[1]) nach welcher ich in der Beilage zur Allg. Ztg. vom 5. November l. J. den Grafen Landberg „kurzweg" als einen „politischen Agenten Englands" hingestellt haben soll, und bezeichnen, unter Berufung auf ihre „volle Kenntniß der Sachlage" und unter Hinweis auf Arabica V 11, diese vermeintliche „Behauptung" als eine „böswillige Verleumdung", welche geeignet sei, „die Interessen der Expedition in ärgster Weise zu schädigen". Nebstbei geben die Herren die Versicherung, daß sie für den ausschließlich wissenschaftlichen Charakter der Expedition bürgen.

Da ich nicht in der Lage bin, die gesammte europäische Presse mit Berichtigungen zu versehen, so beschränke ich mich ein- für allemal auf die folgenden Bemerkungen, welche aufzunehmen alle jene Blätter gebeten sind, die die Erklärung der österreichischen Expeditionsmitglieder etwa abgedruckt haben.

Die „volle Kenntniß der Sachlage", welche die Herren, wie ich glaube, ganz unbegründeterweise für sich in Anspruch nehmen, ebenso der beinahe naive Hinweis auf Arabica V scheinen mir durchaus nicht geeignet, meine in Bezug auf den Grafen Landberg geäußerten Vermuthungen umzustoßen. Doch habe ich mich darüber mit niemand anderem als mit Graf Landberg auseinanderzusetzen.

Eine Bürgschaft für den wissenschaftlichen Charakter der diesmaligen Expedition war seitens der österreichischen Mitglieder überflüssig, da Niemand daran denkt, daß Gelehrte, die Arabien nicht kennen, sich dort mit anderen Dingen als der Wissenschaft beschäftigen könnten. Von den anderen Theilnehmern an der, wie ich höre, sehr großen (angeblich insgesammt, also mit Dienern, Arabern u. s. w., an hundert Köpfe zählenden) Expedition kenne ich nur den Grafen Landberg. Da von den österreichischen Mitgliedern kein einziges vor Antritt der Reise Arabien kannte und vermuthlich kein einziges, selbst Prof. Dr. H. Müller nicht, der arabischen Konversationssprache mächtig ist, so kann ich ihnen die Fähigkeit zu einer Generalbürgschaft für das Thun und Lassen aller übrigen Expeditionstheilnehmer nur schwer zuerkennen, will aber ihre Versicherung gleichwohl durchaus gelten lassen. Mein damaliger Artikel, der eine Abwehr war und der die Herren so sehr in Harnisch gebracht hat, bezog sich aber gar nicht auf die Thätigkeit der gegenwärtigen Expedition, sondern vielmehr klar und deutlich auf die Verhältnisse im Vilajet Yemen und auf die bedauerliche oder, wenn man will, auffällige Thatsache, daß Graf Landberg gerade in einem Zeitpunkt größter Bedrängniß der Türken im Yemen die Erforschung Südarabiens in Scene setzte, und sollte den Expeditionstheilnehmern eine Warnung sein für den Fall, daß sie, wie aus verschiedenen Veröffentlichungen, theils direkt, theils indirekt, ersichtlich war, ihre Reise bis in die zwar inschriftenreichen, aber derzeit aufständischen und unbotmäßigen Gebiete Yemens ausdehnten.

Daß im Yemen seit nun vielen Monaten zwischen Türken und Arabern ein Kampf auf Leben und Tod geführt wird, muß dem Grafen Landberg, der so lange in Aden lebte, bekannt sein. Ebenso muß er wissen, daß man vielfach, besonders türkischerseits — sogar im offiziellen Vilajetsblatt „Sanaa" — zu der Annahme hinneigt, der ganz ungewöhnlich große Aufstand werde englischerseits genährt. Deßgleichen kann dem schwedischen Leiter der österreichischen Expedition nicht entgangen sein, daß die türkische Regierung im Laufe dieses Sommers Regiment auf Regiment nach dem bedrohten Vilajet entsandte, so daß es dort förmlich von Truppen wimmelt, und daß sie bisher gleichwohl nicht Herr der Situation zu werden vermocht hat.

Wenn nun unter solchen Umständen von einem doch zweifellos sachkundigen Mann öffentlich betont wird, daß die Expedition, eben weil sie eine wissenschaftliche ist, gut thun würde, solche Aufruhrgegenden, in denen man nolens volens Partei ergreifen muß, zu meiden und sich strikte an das derzeit ruhige und leidlich sichere englische Protektoratsgebiet zu halten, dann ist das eine Warnung, die für alle Theile sehr nützlich und sehr am Platze ist. In dem ins Riesenhafte angewachsenen englischen Protektoratsgebiete reicht die englische Protektion vollkommen aus, soweit in solchen vielfach von Banditen bewohnten Ländern eine Protektion überhaupt möglich ist. Dagegen riskiren die Herren, falls sie unvermittelt in einem zum Vilajet Yemen gehörigen Distrikte, gleichviel, ob in einem aufständischen oder in einem lediglich nominell türkischen, auftauchen, daß sie, die, wie Graf Landberg ostentativ in den Zeitungen mittheilte, unter englischem Schutze reisen, von Türken und Arabern als zu den Engländern gehörend be-

[1]) Vgl. Beilage Nr. 281 d. J.

trachtet werden. Das heißt freilich noch lange nicht, daß ihnen etwa türkischerseits auch nur ein Haar gekrümmt würde; denn soweit ich die Sachlage überblicke und soweit ich die Türken kenne, werden diese im Faschodazeitalter und in der Epoche der „absterbenden Nationen", die so rasch als möglich zu beerben England als sein besonderes Recht zu beanspruchen scheint, sich sehr hüten, einer unter englischem Schutze reisenden Gelehrtengesellschaft irgendetwas anzuthun. Sie werden im Gegentheil alles aufbieten, die Herren gegebenenfalls aus gefährlichen Situationen zu befreien. Das wird den Türken aber, wie die Sachen im Vilajet jetzt liegen, nur in den wenigsten Fällen gelingen; denn der Schwerpunkt liegt da immer bei den Arabern selbst und diesen sind — mögen ihre Häuptlinge welche Gesinnung immer hegen — die Engländer, überhaupt die Europäer, unter Umständen nicht minder verhaßt als die Türken. Kein arabischer Scheikh hat einen absolut maßgebenden Einfluß auf seinen Stamm. Gewöhnlich finden sich schon unter seinen nächsten Verwandten Leute, welche, sei es aus unbefriedigter Geldgier oder aus Ehrgeiz oder auch lediglich aus Neid, Opposition machen. Selbst in dem verhältnißmäßig am besten organisirten Hadhramot werden die Herren konstatiren können, daß der Djema'dar (Regent des Landes) allerlei Ausflüchte gebrauchen wird, nur um seine Ohnmacht zu verhüllen, die Reisenden nicht überall dorthin, wo sie es wünschten, führen zu können.

Ich wiederhole deßhalb nochmals, daß an ein Erforschen irgend eines Theiles des östlichen oder des nördlichen Yemen im gegenwärtigen Augenblick vernünftigerweise nicht gedacht werden kann, auch wenn zu der unter schwedischer Leitung stehenden österreichischen Expedition keine Engländer, sondern lediglich Oesterreicher oder selbst nur Serben gehören würden, die mit Bezug auf Yemen politisch, wenn möglich, noch harmloser wären als die Oesterreicher. Dagegen wird diese Erforschung durchführbar, sobald das Vilajet Yemen pacifizirt ist, und sie wird ganz sicher auf Erfolg rechnen können, wenn dann die türkische und die englische Regierung der Sache gemeinsam ihre Förderung angedeihen lassen. Ich sehe nicht ein, warum nicht so lange gewartet werden könnte. Vielleicht haben in diesem Augenblicke die türkischen Truppen, die diesmal ja über das ganze Land vertheilt werden durften, auch die inschriftenreichen östlichen Gebiete bereits besetzt, was für die wissenschaftliche Erforschung gewiß das Allerbeste wäre. Jedenfalls ist es einstweilen ganz irrelevant, ob Graf Landberg dieser oder jener Partei angehört und ob die österreichischen Reisenden in ihrer durch nichts provozirten Aufregung mir dies oder jenes zutrauen. Ich kann den Herren die Versicherung geben, daß ich, falls ich von einer Gefahr Kenntniß erlangte, keinen Augenblick zögern würde, meinen Einfluß zu ihren Gunsten aufzubieten, so sehr sie auch meine Gegner seien. Ich halte deßhalb den Ausbruch ihres Zornes einstweilen ihrer Aufregung zugute und begnüge mich unter entschiedener Zurückweisung des gegen mich erhobenen Vorwurfs vorläufig damit, meinen Standpunkt sachlich dargelegt zu haben, unter Verzicht darauf, auf das Niveau der oben erwähnten „Erklärung" hinabzusteigen. Meine Kenntniß der Sachlage und mein Gewissen gestatten mir gottlob, mich über solche Anwürfe erhaben zu fühlen. Die Herren werden übrigens, sobald sie nur etwas Erfahrung in arabischen Dingen, die nicht in Aden und nicht an der Küste studirt werden können, erlangt haben werden, zweifellos zur Einsicht kommen, daß mein Rath und meine Mahnung zutreffend waren. Noch interessire ich mich für die Erforschung Arabiens, auch wenn Gegner dieselbe in die Hand nehmen. Am allerwenigsten aber wünsche ich, daß die Reisenden unnützerweise sich Gefahren aussetzen. Einstweilen sind sie übrigens, wie aus der Datirung ihrer Erklärung (Husn el Ghurab an der Südküste zwischen Aden und Hadhramot 23. Nov.) hervorgeht, im englischen Theile Arabiens. Es wird wohl selbst nicht einmal Graf Landberg annehmen, daß ihm oder seinen österreichischen und englischen Reisegefährten der Vorwurf englischer Sympathien dort irgendwie schaden könnte.

Gelingt es den Herren, das immense englische Protektoratsgebiet, besonders Schabwa, zu durchforschen, dann wird ihnen das grausame Geschick nicht erspart bleiben, daß auch ein Gegner ihre Leistungen anerkennen wird; denn dann haben sie sich in der That ein großes wissenschaftliches Verdienst erworben. Hoffentlich werden sie mich dann nicht abermals böswilliger Verleumdung zeihen! Begeben sich die Reisenden aber trotz aller Warnungen dennoch in den türkisch-arabisch-englischen Hexenkessel Ostyemens, dann mögen sie alles mit sich selbst ausmachen!

München, 13. Dez. 1898. Dr. Eduard Glaser.

Mittheilungen und Nachrichten.

* **Tübingen.** Die juristische Fakultät der hiesigen Universität hat den württembergischen Justizminister v. Breitling zum Doctor juris honoris causa ernannt.

* **Leipzig,** 13. Dez. Dr. Otto Müller, Professor des römischen und sächsischen Rechts an der hiesigen Universität, ist heute gestorben.

* **Berlin.** Wie ein bereits in unsrem gestrigen Hauptblatte mitgetheiltes Telegramm meldet, ist der Kirchenrechtslehrer an der hiesigen Universität, Geh. Justizrath Professor P. Hinschius, am 13. Dezember gestorben. Hinschius war am 25. Dezember 1835 zu Berlin geboren, hat somit ein Alter von nicht ganz 63 Jahren erreicht. Im Jahre 1859 habilitirte er sich in Berlin und wurde 1863 außerordentlicher Professor in Halle; 1865 siedelte er nach Berlin über; drei Jahre später wurde er ordentlicher Professor in Kiel, von wo aus er 1872 nach Berlin übersiedelte. Von 1872—78, sowie von 1880—81 vertrat er den Wahlkreis Flensburg im Reichstag als Mitglied der nationalliberalen Fraktion. Dem preußischen Herrenhause gehörte er als Vertreter der Berliner Universität seit 1889 an. In hervorragender Weise war Hinschius auch literarisch thätig; die von ihm verfaßten Werke kirchenpolitischer Natur besitzen dauernden Werth.

* **London.** Der bekannte Mediziner Sir William Jenner, Leibarzt der Königin Victoria, ist gestorben. Er war ebenso bedeutend als Praktiker wie als Schriftsteller auf dem Gebiete der inneren Medizin. Besonders wichtig sind die von ihm aufgestellten Unterscheidungsmerkmale für Typhus, Typhoid und Rückfallfieber, sowie seine Arbeiten über die Diphtherie und über die Krankheiten der Haut geworden. Jenner, der im Jahre 1815 geboren war, hatte seit 1848 an der Londoner Universität den Lehrstuhl für pathologische Anatomie inne, den er im Jahre 1862 mit dem für allgemeine Pathologie und praktische Medizin vertauschte. Seit 1879 lebte er im Ruhestand. — Weiter ist der Tod des Romanschriftstellers William Black zu melden. Black hatte sich besonders durch die weitverbreiteten Werke „A Daugther of Hele" und „A Princess of Thule" bekannt gemacht.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Dr. Widenmann: Eine Kilimandscharo-Besteigung bis 5500 m Höhe. (Sonderabdruck aus den Mittheilungen des Seminars für orientalische Sprachen.) Berlin, Reichsdruckerei. — Julius Köstlin: Christliche Ethik. Lfg. 2 bis 9. Berlin, Reuther u. Reichard 1898. — Heinrich Adolf Köstlin: Geschichte der Musik im Umriß. 5. Aufl. Lfg. 2—6. Ebd. 1898. — *Le Comte de Chambrun:* Wagner a Carlsrühe. L'artiste du siècle. Paris, Calmann Lévy 1898. — Hermann Opitz: Wider den Krieg, für den Frieden. Urtheile zur Widerlegung von Vorurtheilen. Frankfurt a. M., Peter Kreuer 1898. — Zwanzigster Jahresbericht über die Thätigkeit der Deutschen Seewarte für das Jahr 1897. Hamburg, Hammerich u. Lesser 1898. — Dr. Theodor Matthias: Katechismus des guten Deutsch. Leipzig, Max Hesse. — Derselbe: Vollständiges kurzgefaßtes Wörterbuch der deutschen Rechtschreibung. Ebd. — Helene Stökl: Wie pflegst und erziehst du dein Kind? Ebd. — Anton Ohorn: Der Tempelhauptmann. Historische Erzählung aus der Zeit der Zerstörung Jerusalems. Leipzig, Heinrich Bredt 1899. — H. R. Paul Schroeder: Geschichte des Lebensmagnetismus und des Hypnotismus. 1. Lfg. Leipzig, Arwed Strauch 1899. — Th. Stromer: Sprachführer für Deutsche in Spanien. 3. Aufl. Berlin, F. A. Herbig 1898.
